

**Die verlorene Lenore.
Ein Roman
vom
Capitain Mayne Reid.**

In's Deutsche übertragen
von
A. Kretzschmar.
Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1866.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL. FAMILIENANGELEGENHEITEN.

Das erste wichtige Ereigniß in meinem Leben geschah am zweiundzwanzigsten Mai achtzehnhunderteinunddreißig. An diesem Tage ward ich nämlich geboren.

Sechs Wochen darauf geschah noch ein wichtiges Ereigniß, welches ohne Zweifel Einfluß auf mein Schicksal ausübte: ich ward getauft und erhielt den Namen Rowland Stone.

Aus Dem, was ich in der alten Geschichte gelesen – hauptsächlich in der jüdischen – glaube ich zu der Vermuthung berechtigt zu sein, daß ich von einer alten und berühmten Familie abstamme.

Es kann Niemand die Beweise widerlegen, die mir Berechtigung zu dem Glauben schenken, daß einige meiner Vorfahren schon vor vielen hundert Jahren lebten.

Die einfache Thatsache allein, daß ich jetzt lebe, beweis't hinlänglich, daß meine Familie von eben so alter und edler Abkunft ist, als jede andere Familie auf der Erde.

Vielleicht giebt es seine Familie, welche auf ihrer Wanderung und bei ihren Kämpfen von der Vorwelt bis auf die Neuzeit nicht jeden Wechselfall des Glücks erfahren hat, indem man sie bisweilen unter die Reihen der edlen Geschlechter zählte, und sie dann im Laufe der Jahrhunderte zu den niedern Schichten der menschlichen Gesellschaft herabstieg, wo sie für die Geschichte verloren ging.

Ich habe noch nicht in der Geschichte verzeichnet gefunden, daß irgend ein Glied der Familie, welcher ich angehöre, je eine sehr hohe Stellung eingenommen hätte – dennoch aber ist Dies der Fall gewesen, da ja einer meiner Vorfahren, Namens Noah, eine kleine Barke eigentümlicher Art erbaute, deren unumschränkter Besitzer und Führer er war.

Es war mein Unglück, daß ich zu einer Periode der Weltgeschichte geboren ward, in der mein Vater bei Vielen für einen Mann galt, welcher in beschränkten Verhältnissen lebte. Er erwarb sich ein ehrliches Einkommen durch schwere Arbeit.

Er hatte sich in einer wenig bekannten Straße Dublin's als Sattler niedergelassen, und sein Name war William Stone.

Sobald ich meines Vaters gedenke, schwellt mir Stolz das Herz, denn er war ein rechtschaffener, gelassener, fleißiger Mann, und sehr freundlich gegen meine Mutter und seine Kinder. Ich würde ein schlechter Sohn sein, wenn ich mich nicht mit Stolz eines solchen Vaters erinnerte!

In dem Charakter meiner Mutter lag nicht etwas besonders Bemerkenswerthes, wenn ich auch ein Mal anders darüber dachte, aber das war, ehe ich das Alter der Vernunft erreichte. Ich pflegte zu denken, daß es ihr Freude bereite, meinen kindischen Neigungen mehr Zwang anzuthun, als Dies für ihr oder mein Glück nöthig wäre; aber daran war jedenfalls meine eigensinnige

Einbildungskraft schuld, was zu glauben ich jetzt sehr geneigt bin.

Ich war ein Wenig eigensinnig und verursachte, meiner Mutter ohne Zweifel viel Aerger. Ich glaube jetzt, daß sie mich ziemlich freundlich behandelte, vielleicht noch besser, als ich es überhaupt verdiente.

Ich erinnere mich, daß, bis zu der Zeit, wo ich acht Jahre alt war, zwei Frauen nöthig waren, um mir ein reines Hemd anzuziehen, und daß sie Dies nie ohne einen langen und heftigen Kampf ausführen konnten.

Die Erinnerung an diese Thatsache und an viele andere derartige läßt mich glauben, daß meine Eltern meinen Launen gewillfahrt haben müssen, und zwar weder zu ihrem, noch zu meinem Besten.

Als ich noch sehr klein war, dachten sie, daß ich mich vor andern Kindern durch eine Neigung auszeichnete, mich plötzlich und heimlich von Denen zu entfernen, deren Pflicht es war, um meine Pläne und Absichten zu wissen.

Ich lief oft von zu Hause weg, um mir Spielgefährten zu suchen, und lief aus der Schule, um der Plage zu entgehen, meine Aufgaben lernen zu müssen. Zu dieser Zeit meines Lebens war der Hang, mich von jeder Scene, die mir nicht gefiel, zu entfernen, und mich zu solchen zu begeben, die ich meinen Neigungen entsprechender erachtete, so groß, daß ich den Spitznamen der ›rollende Stein¹ erhielt.

¹Stone bedeutet nämlich im Englischen *Stein*.

So oft ich zu Hause fehlte, so pflegte man stets zu fragen:

»Wo ist nur der ›rollende Stein?« und da man auch oft in der Schule, die ich besuchte, so fragte, so ward ich auch dort so genannt. Kurz, es ward mein Spitzname.

Vielleicht bildete ich mir Etwas auf diesen Namen ein, denn ich versuchte nicht, mir einen andern zu erwerben, sondern that im Gegentheil viel, Jedermann zu überzeugen, daß dieser Titel, den man mir beigelegt, auch vollkommen für mich passe.

Unsere Familie bestand aus meinen Eltern, einem ein und ein halbes Jahr jüngeren Bruder, als ich, und einer Schwester, die noch zwei Jahre jünger war.

Wir waren nicht unglücklich, denn die kleinen häuslichen Sorgen, wie Alle sie theilen müssen, bestärkten uns nur in dem Wunsche zu leben, damit wir diese Sorgen überwinden möchten.

Mein Vater hatte nicht viel Freunde, aber noch weniger Feinde, denn er kümmerte sich nur um seine Angelegenheiten und sagte wenig zu denen anderer Menschen. Er hatte Talent zum Schweigen und besaß Verstand genug, die Uebung dieses Talentes nicht zu vernachlässigen, wie es doch Viele mit den besten Gaben thun, welche die Natur ihnen geschenkt.

Mein Vater starb jedoch, als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war, und sobald wir ihn verloren, begannen Sorgen und Unglücksfälle sich zum ersten Male in unserem Hause zu zeigen.

Es giebt zwar viele Familien, für die der Verlust des Vaters weiter kein großes Unglück ist; aber bei uns war Dem nicht so, und wenn ich auch noch jung war, so wußte ich doch, daß ich von nun an allein gegen die Welt kämpfen müßte.

Ich setzte sein Vertrauen in die Fähigkeit meiner Mutter, ihre Kinder versorgen zu können, und sah, daß ich durch den Tod meines Vaters auf ein Mal vom Kind zum Manne geworden.

Nach meines Vaters Tode setzte ein junger Mann, Namens Leary, ein Sattlergesell, das Geschäft fort, denn er hatte schon länger als ein Jahr bei meinem Vater gearbeitet.

Ich ward aus der Schule genommen und mußte mit Mr. Leary arbeiten, der es unternahm, mir das Handwerk eines Sattlers zu lehren. Ich kann sagen, daß er ziemlich große Geduld bei diesem Unterricht entwickelte.

Er stand auch meiner Mutter mit seinem Rathe bei, welcher von aufrichtiger Theilnahme an unseren Interessen geleitet zu sein schien. Er führte das Geschäft in der bestmöglichen Weise, und überlieferte meiner Mutter pünktlich den Ertrag seiner Arbeit.

Einige Wochen lang nach dem Tode meines Vaters ging Alles auf viel angenehmere Weise, als wir nur erwarten konnten, und der Verlust, den wir erlitten, schien nicht so ernst für unsere weitere Existenz zu werden, als ich anfangs geglaubt.

Alle unsere Bekannten hielten uns für äußerst glücklich, da solch' eine Person, wie Mr. Leary, uns bei der Fortführung unseres Geschäfts unterstützte, und die Mehrzahl unserer Nachbarn sprachen mit dem höchsten Lob von ihm. Auch habe ich meine Mutter viele Male versichern hören, daß sie nicht wüßte, was aus uns werden sollte, wenn wir seines Beistandes beraubt würden.

Bis jetzt hatte mich Mr. Leary stets sehr freundlich behandelt, so daß ich keine Ursache hatte, ihn nicht gern zu haben, und doch mißfiel er mir!

Mein Gewissen machte mir oft Vorwürfe wegen dieser unerklärlichen Antipathie, denn ich hielt dieselbe für unrecht, aber bei alledem konnte ich sie nicht überwinden. Nicht ein Mal Mr. Leary's Aeußeres gefiel mir, sondern ich hielt ihn im Gegentheil für den häßlichsten Menschen, den ich je gesehen.

Andere Leute aber hatten eine ganz andere Meinung, und ich versuchte zu glauben, daß ich von einem Vorurtheil geleitet worden wäre, als ich mir ein Urtheil über ihn bildete.

Ich wußte, daß er weder an seiner äußern Erscheinung, noch an irgend einem der ihm von mir zugeschriebenen Mängel schuld war; aber keine dieser Betrachtungen konnte verhindern, daß ich Matthew Leary wirklich haßte.

Ich konnte mein Mißfallen nicht ein Mal vor ihm verbergen, und ich will ihm Gerechtigkeit durch das Zeugniß widerfahren lassen, daß er stets bemüht zu sein schien, meinen Widerwillen durch Freundlichkeit zu überwinden.

Allein alle seine Anstrengungen, diesen Zweck zu erreichen, waren vergebens und dienten nur dazu, meine Antipathie gegen ihn zu verstärken.

Die Zeit verging. Mr. Leary erlangte täglich größere Herrschaft über unsere Familienangelegenheiten, und in dem Maaße, wie sein Einfluß auf meine Mutter wuchs, steigerte sich auch mein Haß gegen ihn.

Meine Mutter suchte meine Antipathie gegen Mr. Leary dadurch zu überwinden, daß sie mich an die Güte erinnerte, die er der ganzen Familie erwies – an die Theilnahme, die er an unserem gemeinsamen Wohlergehen nahm – an die Mühe, die er sich gab, um mir das Handwerk meines Vaters zu lehren – an seine außer Zweifel stehende Moralität und an seine solide Lebensweise.

Ich konnte nicht leugnen, daß Verstand in den Beweisgründen meiner Mutter lag, aber mein Haß gegen Mr. Leary war vom Verstande unabhängig, denn er hatte seine Wurzel im Instinkt.

Es ward mir bald deutlich, daß Mr. Leary in nicht zu langer Zeit ein Glied unserer Familie werden würde, denn meiner Mutter, meinem jüngern Bruder und meiner Schwester schien er für unsere Existenz nothwendig zu sein.

Meine Mutter war ungefähr dreiunddreißig Jahre alt, und sah für ihre Jahre nicht alt aus. Sie war eine Frau von hübschem Aeußern und außerdem Herrin eines Hauses und Geschäfts. Mr. Leary besaß keind von Beidem. Er war nur Sattlergeselle, und bald merkte man deutlich, daß er beabsichtigte, die Gelegenheit zu benutzen, sich mit meiner Mutter und ihrem Geschäft zu verbinden, und dadurch Beider Herr zu werden.

Eben so augenscheinlich war es auch, daß keine meiner Anstrengungen ihn daran verhindern könnte, denn nach der Meinung meiner Mutter besaß er alles Das, was erforderlich war, um ihr den Verlust ihres ersten Gatten zu ersetzen.

Ich versuchte es, ihr die Sache vorzustellen, aber ich muß allerdings zugeben, daß die einzigen Beweisgründe, die ich anführen konnte, meine Vorurtheile waren, und ich war zu jung, um selbst diese zu meinem besten Vortheile anwenden zu können. Wären sie aber auch noch so gerecht gewesen, so würden sie doch an meiner Mutter verschwendet gewesen sein.

Die vielen anscheinenden guten Seiten in Mr. Leary's Charakter und sein Geschick bei der Leitung des Geschäfts waren kräftigere Beweisgründe, als alle die, welche ich dagegen anführen konnte.

Mein Widerstand gegen die Verheirathung meiner Mutter, wovon man jetzt offen sprach, erzeugte nur Unwillen und Kälte gegen mich in ihrem Herzen.

Als ich endlich von ihrer Absicht, Mistreß Leary werden zu wollen, fest überzeugt war, strebte ich ernstlich,

meine Vorurtheile gegen Mr. Leary zu überwinden, denn ich war mir vollkommen seines Einflusses über mich als künftiger Stiefvater bewußt.

Doch es nützte Nichts, ich haßte Mr. Leary nun ein Mal und konnte es nicht ändern.

Sobald als meine Mutter mir bestimmt ihre Absicht erklärt, ihn heirathen zu wollen, fühlte ich mich stark versucht, meinen Ruf als Ausreißer dadurch zu befestigen, daß ich davonlief. Doch aber war eine solche Heldenthat damals etwas zu großartig für einen Knaben meines Alters, als daß ich sie mit Aussicht auf Erfolg hätte unternehmen können. Ich wollte meine Heimath nicht gern verlassen, um nachher zur Rückkehr in dieselbe gezwungen zu werden, wo es mir dann schlechter ergangen wäre, als vorher.

Ich beschloß deßhalb, in meiner Mutter Haus – welches nun bald Mistreß Leary gehören würde – zu bleiben, bis die Verhältnisse mich zwingen würden, dasselbe zu verlassen, und daß in Kurzem solche Verhältnisse eintreten würden, sagte mir ein schmerzliches Vorgefühl.

Wie man aus meiner weitern Erzählung ersehen kann, ging diese Ahnung nur zu sehr in Erfüllung.

ZWEITES KAPITEL. EINE PLÖTZLICHE UMWANDLUNG.

Nie habe ich eine so große und plötzliche Umwandlung wahrgenommen, als die, welche mit Mr. Leary vorging, nachdem er meine Mutter geheirathet.

Er war nicht mehr der bescheidene Geselle, welcher sich wie ein achtbarer junger Mann betrug, der seine

Stellung zu behalten und Freunde durch ein gutes Betragen zu gewinnen wünscht.

Gleich an dem Tage nach der Hochzeit benahm er sich wie ein eitler, dünkelfhafter und herrschsüchtiger Plebejer, der plötzlich von Armuth zu Reichthum gelangt ist.

Er sprach nicht mehr mit seiner frühern verstellten Freundlichkeit mit mir, sondern in drohendem, befehlendem Tone, und gebrauchte viel gebieterischere Ausdrücke, als mein Vater es mir gegenüber je gethan.

Mr. Leary war bisher fleißig gewesen, aber jetzt war er es nicht mehr. Er fing damit an, daß er einen Andern mit mir im Laden arbeiten ließ, und gab deutlich aus seinem Verfahren zu erkennen, daß sein Antheil am Geschäft der sei, das Geld zu verthun, welches wir verdienten.

Bis jetzt hatte er unter seinen Bekannten als mäßiger Mann gegolten, aber in weniger als drei Wochen nach seiner Verheirathung kam er häufig betrunken nach Hause, und sprach dann stets mit meiner Mutter in beschimpfender und grausamer Weise.

Ich bemühte mich nicht, meine Meinung über in und sein Betragen vor ihm zu verbergen, und bald erkannten Alle, daß er und ich nicht zusammen in ein und derselben Familie leben könnten.

Die Mißverständnisse und Scenen zwischen uns wurden immer zahlreicher, bis mir mein Stiefvater endlich erklärte, ich sei ein undankbarer Wicht, der seine Fürsorge nicht verdiene, er könne Nichts mit mir anfangen, und ich dürfte nicht länger in seinem Hause bleiben!

Er berathschlugte lange mit meiner Mutter darüber, was wohl mit mir geschehen sollte, und das Resultat der Berathung war das, mich zur See schicken zu wollen.

Ich weiß nicht, welche Beweisgründe er anführte, aber sie besiegten meine Mutter, denn sie willigte in seine Pläne ein, und kurz darauf war ich verpflichteter Schiffsjunge bei Capitain John Brannon auf dem Schiffe ›die Hoffnung‹ – englisch Hope – welcher Handelsreisen zwischen Dublin und New-Orleans unternahm.

»Zur See mußt Du gehen, Junge,« sagte mein Stiefvater, nach dem der Contract unterzeichnet worden, der mich an Capitain Brannon band. »Am Bord eines Schiffes wirst Du Dich manierlich betragen, und Deine Vorgesetzten mit Ehrerbietung behandeln lernen. Du kommst jetzt in eine Schule, wo Dir schon Etwas gelehrt werden wird, Du magst wollen oder nicht.«

Mein Stiefvater dachte sich für meinen Haß gegen ihn dadurch zu rächen, daß er mich zur See schickte, aber darin irrte er sich. Hätte er gewußt, welche Freude mir der Plan verursachte, so würde er es vielleicht versucht haben, mich noch etwas länger an die Arbeit im Laden zu fesseln.

Da ich mich bereits entschlossen hatte, meine Heimath zu verlassen, so war ich nur zu froh, auf diese Weise fortgeschickt zu werden, anstatt die Verantwortlichkeit für eine unbesonnene Handlung selbst zu tragen. Ich hatte nur eine Ursache zu Kummer, und das war die, meine Mutter und Geschwister der Gnade eines Mannes, wie Leary, überlassen zu müssen.

Was vermochte ich denn aber? Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt, und hätte die Meinigen nicht dadurch vor ihm schützen können, daß ich zu Hause geblieben wäre. Der Haß zwischen uns war gegenseitig, und vielleicht behandelte er die Andern besser, wenn sein Trotz nicht durch meine Gegenwart gereizt ward.

Dies war der einzige Gedanke, der mich bei der Trennung von den Meinigen tröstete.

Ich konnte weiter Nichts thun, als den Verhältnissen nachgeben, die Meinigen ihrem Schickal überlassen, welches es auch sein mochte, und in die Welt wandern, um mein Glück zu versuchen.

Mein Bruder trug den Namen unseres Vaters und hieß, wie dieser, William Stone. Er war ein blonder, blauäugiger Knabe von mildem, sanftem Charakter, und ward von Allen geliebt, die ihn kannten. Er that nie Etwas gegen die Wünsche Derer, die über ihm standen, und war stets zu finden, wenn man ihn brauchte, worin er mir durchaus nicht glich. Auch versuchte er es nie, einer Arbeit aus dem Wege zu gehen, noch hinter der Schule wegzulaufen.

Meine kleine Schwester Martha war ein schönes, blondlockiges Kind, und nie habe ich etwas Schöneres, als ihre tiefen, großen, blauen Augen gesehen, die alle geistigen Attribute eines Engels auszudrücken schienen.

Es bereitete mir großen Schmerz, die kleine Martha verlassen zu müssen, ja noch größeren, als die Trennung von meiner Mutter und meinem Bruder. Meine Mutter wünschte mich hübsch auszustatten, ward aber durch

Leary daran verhindert, welcher sagte, daß er diese Ausgabe nicht machen könne, und überdies erklärte, daß ich es nicht verdiene.

Nachdem mein Koffer an Bord des Schiffes gebracht worden, und ich bereit war, demselben zu folgen, brachen meine kleinen Geschwister in lauten Jammer aus, während ich mich schnell von ihnen losriß.

Als ich von meiner Mutter Abschied nehmen wollte, schlang sie die Arme um mich und rief aus:

»Mein armes Kind, Du darfst mich nicht verlassen!«

Leary blickte sie mit seinen unheimlichen Augen an und bewirkte dadurch, daß sie ihren Jammerruf plötzlich unterdrückte, und wir trennten uns schweigend und in Thränen.

Oft und stundenlang habe ich an diese Abschiedsscene gedacht und mich im Stillen gefragt, warum und auf welche Weise Leary einen so großen Einfluß auf das Gemüth meiner armen Mutter erlangt hatte.

Ich glaubte, daß sie einen selbstständigen Willen und den Muth besäße, diesen ihren Willen auch geltend zu machen, wie auch ein Urtheil, welches sie durch Beobachtungen gebildet, die sie zu Lebzeiten meines Vaters angestellt; aber seit ihrer Verheirathung mit Leary schien sie sich zu fürchten, ein Wort zu äußern, welches Unabhängigkeit ausdrücken könnte, und sie gestattete meinem Stiefvater nicht nur für sie zu sprechen, sondern auch für sie zu denken.

Ich wußte, daß sie große Liebe und Zuneigung zu uns, ihren Kindern allen, besaß, und ihr Schmerz, mich in so

jungen Jahren fortzuschicken und den Drangsalen einer langen Seereise entgegengehen zu lassen, war sicherlich tief und aufrichtig.

Ich wußte, daß ihr Herz im Augenblick der Trennung beinahe brach, denn der Ausdruck ihrer Gesichtszüge und die Weise, in welcher sie mir die Hand drückte, sagten es mir, und doch war die Leidenschaft meines Schmerzes nicht so stark, wie ihre Furcht vor den zornigen Blicken Leary's.

Mein liebenswürdiger Stiefvater begleitete mich bis an das Schiff, welches in der Bai von Dublin vor Anker lag, und auf unserm Wege dahin betrank er sich in hohem Maaße. Er war so vom Genuß des Branntweins und von dem Gedanken, daß ich endlich fortginge, erregt, daß er nicht so unfreundlich mit mir sprach, wie gewöhnlich. Im Gegentheil, er zerfloß beinahe vor Freundlichkeit, bis wir endlich an Bord des Schiffes kamen.

»Nun, mein kleiner ›rollender Stein‹, sagte er, als er im Begriff war, mir Lebewohl zu sagen, »jetzt wirst Du wohl genug Bewegung haben, und ich wünsche nur, daß Du so weit rollen mögest, um mir nie wieder in den Weg kommen zu können.«

Er schien diese Worte für sehr witzig zu halten, denn er freute sich sehr darüber, und lachte laut und lange.

Ich erwiderte Nichts, bis er sich wieder im Boote befand, welches eben vom Schiffe abstoßen sollte, und als ich über die Brüstung hinuntersah, rief ich ihm nach:

»Wenn Du meine Mutter oder meine Geschwister in meiner Abwesenheit mißhandelst, so werde ich Dich ganz gewiß umbringen, wenn ich zurückkomme.«

Er antwortete hierauf nicht weiter, als durch ein Lächeln, um welches ihn eine Hyäne hätte beneiden können.

DRITTES KAPITEL. STORMY JACK.

Man hat bereits so viele Geschichten von den Leiden der Knaben erzählt, die zur See geschickt werden, daß ich nicht lange bei den Schmerzen verweilen werde, die mich heimsuchten.

Was für eine Welt war mir doch dieses Schiff! Ehe es meine Heimath ward, wußte ich gar nicht, wie viel große Männer es auf der Welt gab. Unter großen Männern verstehe ich nämlich Die, welche eine hohe Stellung unter ihren Mitmenschen einnehmen.

Ich begab mich mit dem Gedanken auf das Schiff, daß meine Lage auf demselben eine solche sein würde, um die mich gewöhnliche Leute beneiden könnten. Ich kam auf diesen Gedanken durch einige Worte des Capitains, als mein Contract mit ihm unterzeichnet ward. Kaum befanden wir uns jedoch auf offener See, so erfuhr ich auch, daß wenigstens ein Tugend Personen das Recht beanspruchten, mir befehlen zu dürfen, und daß meine Stellung auf dem Schiffe eine so bescheidene war, daß der Capitain desselben gar nicht Notiz von mir nahm. Man hatte mir gesagt, daß wir Freunde werden würden; aber noch ehe ich eine Woche auf dem Schiffe zugebracht,

wußte ich, daß, wenn ich über Bord stürzen sollte, der Capitain nur zufällig erfahren würde, daß ich nicht mehr existire.

Das Bewußtsein dieser Gleichgültigkeit gegen mein Schicksal war mir nicht erfreulich; ich fühlte mich im Gegentheile enttäuscht und unglücklich.

Auf dem Schiffe waren vier Mates oder Offiziere, zwei Hochbootsleute, ein Zimmermann mit seinem Gehilfen, ein Proviantmeister und mehrere Andere, die sich Mühe gaben, mir meine Pflichten zu lehren, indem sie mir Befehle ertheilten, die oft nur gegeben wurden, um ihnen die Mühe zu sparen, Das selbst zu thun, was sie mir zu thun befahlen.

Nur Einer dieser vielen Herren sprach immer freundlich mit mir. Es war dies der Hochbootmann der Wache, welcher ich angehörte. Seine Kameraden nannten ihn ›Stormy oder stürmischer Jack«. Vielleicht geschah Dies deßwegen, weil es gewöhnlich in seinem Innern stürmte, und dieser Sturm sich nur zu oft in tobenden Worten kundgab.

Bei alledem war an Stormy Jack jeder Zoll ein Seemann, ein ächter britischer Matrose, und Jedermann weiß, was Das bedeutet.

Vielleicht hätte ich sagen sollen, daß Alle wissen, was Das in früheren Zeiten bedeutete, denn Stormy Jack war kein richtiges Muster englischer Seeleute der Gegenwart. Die Mehrzahl der Seeleute auf einem englischen Schiffe sind jetzt nicht mehr Das, was sie vor dreißig Jahren waren. Die englischen Seeleute scheinen im Allgemeinen

viele der Eigenthümlichkeiten verloren zu haben, die sie vor Andern auszeichneten, und nur zu oft spricht man fremde Sprachen auf dem Vordercastell eines englischen Schiffes.

Wir wollen uns jedoch wieder zu Stormy Jack wenden.

Eines Tages hatte mir der Zimmermann befohlen, ihm ein Gefäß voll Wasser zu holen. Indem ich eine Arbeit liegen ließ, die mir Stormy Jack aufgetragen, sprang ich auf, um zu gehorchen. Dabei erblickte ich den Letztern, der ein Wenig auf der Seite stand und nicht vom Zimmermann bemerkt worden war, als dieser mir den Befehl ertheilte.

Stormy schüttelte den Kopf und zeigte auf die Arbeit, die er mir selbst aufgetragen, und zwar in einer Weise, die deutlich sagte:

»Arbeite nur fort!«

Ich gehorchte diesem indirecten Befehle und nahm meine Arbeit wieder auf.

»Hast Du gehört, wa ich sagte?« rief der Zimmermann zornig.

»Ja,« antwortete ich.

»Warum gehst Du denn dann nicht und thust, was ich Dir geheißen habe?«

Ich warf verstohlen einen schlaun Blick auf Stormy Jack, und da ich sah, wie er beistimmend lächelte, faßte ich Muth, dem Zimmermann etwas kurz zu antworten, daß ich eine andere Arbeit vorhätte, und daß es mir überdies nicht zukäme, ihn zu bedienen.

Der Zimmermann warf seine Axt hin, ergriff sein Winkelmaaß und kam auf mich zu.

Plötzlich hielt er inne, denn Stormy's starke Hand legte sich derb auf seine Schulter.

»Halt!« sagte der Seemann, »daß Du den Jungen nicht bei seiner Arbeit belästigst, und wenn Du's thust, werde ich Dir schon Lebensart beibringen.«

Der Zimmermann wußte, welche Feinde gefährlich sind, und von dieser Weisheit geleitet kehrte er wieder zu seiner Arbeit zurück, ohne sich nur irgend wie für den Verweis zu rächen, den er erhalten.

Die Thatsache, daß ich dem Zimmermann Gehorsam verweigert, und daß Stormy Jack sich für mich in's Mittel geschlagen, ward unter den Andern bekannt, die mich bisher tyrannisirt hatten, und es war mir von nun an vergönnt, mich auf dem Schiffe bewegen zu können, ohne der Slave so vieler Herren zu sein.

Einige Zeit nach dem oben erzählten Vorfall stand Stormy Jack zufällig neben mir und knüpfte folgendes Gespräch mit mir an:

»Du bist ein Junge vom rechten Schlage,« sagte er, »und ich will Dich nicht mißhandelt sehen. Ich habe gehört, was Du zu dem Lümmel sagtest, der Dich auf das Schiff brachte, und ich achte stets einen Jungen, der seine Mutter achtet. Ich hoffe doch, daß der Mann in dem Boote nicht Dein Vater war.«

»Nein,« antwortete ich, »es ist mein Stiefvater.«

»Das dachte ich mir,« sagte Stormy, »weil er gar so erfreut schien, Dich los zu werden. Meiner Meinung nach

sollte Niemand mehr als Einen Vater haben; aber Du mußt Muth fassen, mein Junge. Zwei oder drei Reisen werden Dich zum Manne machen, und dann wirst Du wieder nach Hause zurückkehren und dem Lümmel Lebensart beibringen können, wenn er diese vergessen sollte. Thue Dein Möglichstes hier auf dem Schiffe, damit Du Deinen Dienst verstehen lernst, und ich werde ein Auge auf Dich haben. Wenn Dir Jemand Etwas zu Leide thun will, ohne daß Du es verdienst, so will ich ihm schon Manieren lehren.«

Ich dankte Stormy für seinen gütigen Rath und versprach Alles thun zu wollen, was in meinen Kräften stände, um seinen Schutz zu verdienen.

Nachdem ich mir Stormy zum Freunde, und den Zimmermann zum Feinde gemacht, fing ich an, heimischer auf dem Schiffe zu werden, und nahm größern Antheil an den Geheimnissen und Plgzen desselben.

Vertrautheit erzeugt nicht bei Allen Verachtung, und daß Dem so ist, danken wir einer weisen Anordnung der Natur, zum Wohl der Mehrzahl der Menschen getroffen, für die es nöthig ist, mit vielen Sorgen, Plagen und unangenehmen Verhältnissen vertraut zu werden.

Unsere zweite Natur oder die Gewohnheit wird nur durch Vertrautheit mit den Verhältnissen erlangt, und Seeleute werden so vertraut mit Allem, was das Leben auf der See Unangenehmes bietet, daß sie nie lange mit einer andern, als einer schwimmenden Heimath zufrieden sind. Ein jugendliches Gemüth söhnt sich bald mit den Verhältnissen aus, wie unangenehm diese auch sein

mögen, und zwar viel eher, als das Gemüth einer ältern Person. Dies war wahrscheinlich der Grund, warum mir, obgleich ich bei'm Anfang meiner Reise sehr unzufrieden war, das Leben auf der See so gefiel, daß ich es dem Leben auf dem festen Lande vorzog – wenigstens in einer Heimath, in der Leary mein Herr war.

Bisweilen aber ließ Stormy Jack den Sturm in seiner Seele etwas zu arg wüthen, und Dies geschah auch, als wir ungefähr noch eine vierzehntägige Reise bis nach New-Orleans zurückzulegen hatten. Er war mit dem zweiten Mate wegen der Richtung eines Segels in Streit gerathen, und da Beide in ihren Ausdrücken ein Wenig weit gingen, so wurden Worte gebraucht, die mit Thätlichkeiten gerächt werden mußten.

Der erste Angriff ging von dem zweiten Mate aus, der jedoch bald erfuhr, daß er in Stormy Jack's Händen nur ein Kind war.

Zufällig rauchte der erste Mate seine Pfeife auf dem Deck, wie auch der Zimmermann that, und wie es ihnen ihre Pflicht gebot, eilten sie Beide ihrem Collegen, zu Hilfe. Der arme Stormy ward mit des Zimmermanns Hammer zu Boden geschlagen, dann band man ihm die Hände auf den Rücken und schleifte ihn hinunter.

Am nächsten Tage erlaubte man mir, ihm sein Essen hintragen zu dürfen, und ich fand ihn ganz zufrieden mit seiner Lage. Ich glaubte ihn in großer Betrübniß über sein Unglück – welches mir allerdings sehr ernst vorkam – war aber angenehm überrascht, ihn in besserer Laune denn je zu sehen.

»Es hat Nichts zu sagen, Rowley, mein Junge,« sagte er. »Wenn man mich faullenzen läßt und mir mein Nichtsthun bezahlt, so bin ich durchaus nicht zu beklagen. Ich freue mich, daß diese Geschichte vorgefallen ist, denn ich konnte die Kerle von jeher nicht leiden, und nun hatte ich ein Mal Gelegenheit, es sie wissen zu lassen. Ich werde das Schiff verlassen, und wenn Das geschehen ist, werde ich ihnen schon Lebensart beibringen,«

Ich meinte, daß es doch nicht angenehm sein könnte, so lange und allein an einem finstern Orte eingesperrt zu sein.

»Das ist weiter keine Strafe,« sagte Stormy. »Kann ich denn nicht schlafen? Mir ist es schon schlimmer ergangen. Auf einer Reise nach Indien verweigerte ich ein Mal den Gehorsam, als wir uns die zweite Woche auf der See befanden. Da ward ich in einen Käfig zu Truthühnern und Gänsen gesteckt, und man sagte mir, daß, sobald ich meinen Dienst wieder verrichten wollte, ich herausgelassen werden würde. Aber ich gab nicht nach und machte die ganze Reise bis zu Ende in dem Hühnerkäfig. Das war viel schlimmer, als jetzt, denn der Lärm auf dem Deck und die Unterhaltung meiner Gesellschafter, der Truthühner und Gänse, ließen mich gewöhnlich nicht schlafen. Es war Dies eine sonderbare Weise, einen Jungen zurechtzuweisen, aber bei mir war sie von keinem Erfolge begleitet.

»Ich wollte sagen, daß ein Ort so gut für mich wie der andere sei, aber Dem ist nicht so. Auf dem Schiffe ist Nichts für mich. Wenn wir New-Orleans erreicht haben,

werde ich es verlassen, und wenn mir je der erste Ma-
te am Ufer in den Weg kommt, oder der Zimmermann,
so werden Beide lernen, was sie noch nie gelernt haben,
nämlich Manieren. Wenn Zwei mit einander ringen, so
hat ein Anderer kein Recht, den Kampf durch Hammer-
schläge zu unterbrechen, und Der, welcher Das thut, hat
keine Manieren, sie müssen ihm daher beigebracht wer-
den.«

Es freute mich, zu hören, daß Stormy das Schiff verlas-
sen wollte, denn der Gedanke, Dies selbst zu thun, war
mir oft in den Kopf gekommen und gern von mir gehegt
worden.

Ich hatte zwar keine großen Hoffnungen, eine bes-
sere Heimath zu erhalten, als die, welche ich auf dem
Schiffe gefunden; aber Leary hatte mich in dieselbe ge-
bracht, und Das war hinreichend, in mir den Wunsch zu
erwecken, dieselbe zu verlassen. Er hatte mich aus mei-
ner wirklichen Heimath vertrieben, und ich wollte nicht
in der bleiben, die er mir angewiesen.

Ich entschloß mich daher, das Schiff zu verlassen,
wenn Stormy mir gestatten wollte, mich an ihn anzu-
schließen, und sogar dann, wenn er nicht einwilligte,
stand der Entschluß, von dem Schiffe fortzulaufen, bei
mir so ziemlich fest.

VIERTES KAPITEL. EIN BERUFSWECHSEL.

Zwei Tage vor unserer Ankunft in New-Orleans zeigte
Stormy Jack erheuchelte Reue wegen seines Vergehens
und Lust, zu seinem Dienst zurückzukehren. Er ward in

Freiheit gesetzt, und noch einmal belebte der Klang seiner rauhen, männlichen Stimme das Deck, als er die nöthigen Befehle bei der Arbeit auf dem Schiffe ertheilte.

Ich fand eine günstige Gelegenheit, um ihm zu sagen, daß ich gern mit ihm fortgehen möchte. Erst wollte er mir nicht helfen und drang in mich, auf dem Schiffe zu bleiben, und gab als Grund seines Drängens an, daß ein Junge in der Lehre sich weit besser befände, als Einer, der heimathslos umher wanderte.

Mir galt aber dieser Beweisgrund nichts. Der Gedanke, daß ich sieben Jahre in einer Stellung aushalten sollte, die Leary mir angewiesen, war zu abgeschmackt, als daß ich ihn einen Augenblick ernst überlegt hätte. Das sagte ich denn auch Stormy, und er willigte endlich ein, mich mitzunehmen.

»Ich habe deßwegen etwas gegen Dein Entlaufen vom Schiffe eingewendet,« sagte er, »weil ich nicht von Dir belästigt sein wollte; aber das ist nicht gerade das rechte Gefühl, von dem ein Christ sich leiten lassen muß. Man sollte stets erwarten, mit Denen etwas Mühe zu haben, die einer helfenden Hand bedürfen, und ich weiß nicht, warum ich versuchen sollte, meinem Antheil an dieser Mühe aus dem Wege zu gehen.«

Ich versprach Stormy, daß ich versuchen wollte, ihm keine, oder nur so wenig als möglich Mühe zu verursachen.

»Natürlich mußt Du das,« sagte er, »und wenn Du es nicht thust, will ich Dir schon Manieren beibringen.«

Stormy's Drohung beunruhigte mich jedoch nicht, und unsere Unterhaltung war für jetzt zu Ende. Ich aber war sehr durch die Aussicht erfreut, mit Stormy's Hilfe vom Schiffe fortzukommen zu können.

Stormy's Rückkehr zu seiner Pflicht war nur ein Vorwand zur Flucht. Er wollte dadurch seine Vorgesetzten täuschen, um desto leichter eine Gelegenheit zum Entkommen zu finden.

Zwei Tage nach unserer Ankunft im Hafen von New-Orleans erhielt er die Erlaubniß, an's Ufer zu gehen; und mir gestattete man, ihn zu begleiten. Der Capitain dachte wahrscheinlich, daß die Löhnung, die Stormy zu fordern hatte, diesen wieder auf das Schiff treiben würde, und der Verdacht, daß ein Knabe, wie ich, das Schiff zu verlassen wünschte, war ihm vollends nie in den Sinn gekommen.

Mehrere der Matrosen gingen mit uns, und das Erste, woran wir Alle dachten, war, wie der Leser sich leicht denken kann, die Aufsuchung eines Ortes, wo starke Getränke zu kaufen waren. Denn das ist gewöhnlich das, woran ein Seemann zuerst denkt, wenn er von einer Reise auf das feste Land kommt.

Nachdem wir mehrere Gläser mit den anderen Matrosen geleert, gab mir Stormy einen Wink und schlich sich an die Thür. Ich folgte ihm, und nachdem wir unbemerkt auf die Straße hinausgeschlüpft waren, bogen wir um eine Ecke und wanderten durch mehrere Straßen, bis wir einen anderen Stadttheil erreichten.

Das Wenige, was Stormy bereits getrunken, hatte mittlerweile seinen Appetit noch mehr gereizt.

»Hier stehe ich nun,« sagte er, »und habe zwölf blank Schillinge in der Tasche. Wie ich mich lustig machen könnte, wenn Du nicht wärest! Sieben Wochen ohne einen Rausch, und jetzt kann ich nicht einmal einen haben, weil ich mich um Dich kümmern muß. Ich dachte mir schon, daß es so kommen würde. Rowley, mein Junge, sieh' nur, was ich Deinetwegen leide. Du lehrest mich Manieren, ich mag wollen oder nicht.«

Ich ließ den Seemann ungestört seinen Sturm von Klagen fortsetzen, obgleich es mir klar ward, daß, wenn ich ihn vom Betrinken abhalten könnte, mir nicht allein Vorteil daraus erwüchse.

Stormy besaß nur zwölf Schillinge, und ich eine halbe Krone, die der Capitain mir gegeben, ehe wir an das Ufer gingen.

Es war nothwendig, etwas durch Arbeit zu verdienen, ehe dieses Geld ganz ausgegeben sein würde.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte Stormy nicht nöthig gehabt, besorgt zu sein, wenn Geldmangel bei ihm eingetreten wäre. Er konnte leicht Beschäftigung auf einem anderen Schiff erhalten; aber wie die Sachen jetzt standen, fürchtete er eingefangen zu werden, wenn er versuchen sollte, auf ein anderes Schiff zu gehen, ehe noch das, von welchem er geflohen, den Hafen verlassen hätte. Wenn er gefangen ward, so wußte Stormy auch, daß er gestraft werden würde, und dieser Gedanke stimmte ihn etwas ernst.

Den nächsten Tag verbrachten wir damit, daß wir in der Stadt herumwanderten, indem wir vorsichtig alle Orte vermieden, wo wir vielleicht mit Offizieren oder Matrosen der ›Hope‹ zusammentreffen könnten.

Stormy's Gedanken waren den ganzen Tag über in stürmischer Aufregung, und Angst erfüllte ihn in Bezug darauf, womit wir uns einen Lebensunterhalt verdienen könnten.

»Deinetwegen, Rowley,« sagte er, »wäre mir Arbeit auf dem festen Lande nicht unerwünscht, wenn ich etwas zu thun fände; aber das ist es eben, denn es ist nicht viel Arbeit vorhanden, die ein rechtschaffener Mann gern verrichtete. Die wenige derartige Arbeit liegt den Farbigen ob, während die Weißen nur betrügen und Pläne entwerfen, wie sie das am Besten können. Wir müssen aber doch Arbeit zu erhalten suchen, Junge.«

Den nächsten Tag versuchte es Stormy denn auch, und erhielt Arbeit bei'm Auftakeln eines Schiffes welches eben vom Stapel gelassen worden. Die Arbeit sollte einen Monat dauern, und da der Lohn gut war, hatte sich der Sturm in Stormy's Gemüth gelegt und einer angenehmen Stille Platz gemacht.

Wir suchten ein billiges Gasthaus nicht weit von Stormy's Arbeitsplatze auf, und an diesem Abend erlaubte sich der Seemann eine Pfeife Tabak und ein Glas Branntwein, welcher Genüsse er sich kluger Weise den Tag über enthalten hatte.

Ich wollte nur ungern, daß die Last, mich zu ernähren, allein auf meinem großmüthigen Beschützer ruhen

sollte, und da mir viel daran lag, selbst etwas für mich zu thun, so fragte ich ihn, nach was für Arbeit ich mich umsehen sollte.

»Daran dachte ich eben,« sagte er, »und ich glaube, mir ist ein guter Gedanke eingekommen. Wie wäre es denn, wenn Du Zeitungen verkaufst? Ich habe hier viele junge Burschen Deines Alters sich damit beschäftigen sehen, und sie müssen doch etwas dabei profitiren. Es ist keine schwere Arbeit, und außerdem scheint dieselbe sehr anständig zu sein. Es ist ein literarisches Geschäft, dessen sich kein Knabe zu schämen braucht.«

Ich war mit dem Plan einverstanden und willigte freudig ein, denselben einer Prüfung zu unterwerfen.

Es ward verabredet, daß ich den nächsten Morgen in eine Tageblattexpedition gehen, einen Stoß Zeitungen kaufen und versuchen sollte, dieselben mit Profit abzusetzen.

Früh am Morgen ging Stormy an seine Arbeit auf dem Schiffe, und ich begab mich in eine Zeitungsexpedition.

Ich kam zu früh hin, um schon Zeitungen erhalten zu können, sah aber, daß noch andere Knaben auch warteten. Ich gesellte mich zu Ihnen, hörte ihrem Gespräch zu und fand großes Interesse daran, ohne jedoch recht zu verstehen, wovon sie sprachen.

Ich konnte wohl deutlich jedes ihrer Worte verstehen, aber ich kannte nicht die Bedeutung derselben, denn meist waren es Ausdrücke der Gaunersprache, wie ich sie noch nie vernommen.

Ich konnte sehen, daß Alle sehr geriebene Burschen waren, weit geriebener als ich, obgleich ich mich nicht einige Jahre in den Straßen Dublin's bewegt hatte, ohne etwas gewitzt zu werden.

Ich knüpfte mit zwei der Knaben ein Gespräch an, um etwas über den Zeitungshandel zu erfahren, und ich erkannte aus ihrem Benehmen, daß sie mich für ziemlich dumm ansahen.

Sie thaten, als ob sie mir Alles so mittheilten, wie ich es zu wissen wünschte, später aber erfuhr ich, daß sie mir kein wahres Wort gesagt.

Mls die Zeitungen ausgegeben wurden, ging ich mit den Andern hinein, legte einen halben Dollar hin und erhielt dafür die richtige Anzahl Exemplare. Dann eilte ich hinaus, entfernte mich etwas von der Expedition und bot meine Waare zum Verkauf aus.

Indem ich mich nach einer breiten Straße wandte und dieselbe hinunterging, begegneten mir drei Herren deren Jeder eine Zeitung von mir nahm, und mir dafür eine Picayune gab.

Ich verwaltete ein Geschäft für mich, kaufte und verkaufte, und in meiner Seele erwachte ein Gefühl der Unabhängigkeit und des Stolzes, wie es stärker seitdem nicht geschehen ist.

Ich ging die Straße hinunter, bis ich ein großes Hotel erreichte, wo ich zwei Herren unter der Veranda stehen sah.

Ich ging auf sie zu, bot meine Waare wie vorher an, und Jeder nahm eine Zeitung. Als der Eine mir die Bezahlung gab, hatte ich kaum Kraft, ihm die Zeitung hinzureichen und sein Geld zu nehmen. Ich stürzte beinahe auf das Pflaster hin, denn der Herr war Capitain Brannon von der ›Hope‹, bei dem ich in der Lehre gewesen!

In entfernte mich so schnell von ihm, als es meine zitternden Glieder gestatteten, und der Blick, den ich trotz alles Schreckens über meine Schulter warf, überzeugte mich, daß ich nicht erkannt worden war.

Das war also der Mann, der mich wie seinen Sohn zu behandeln versprochen, und doch während einer langen Reise so wenig Notiz von mir genommen hatte, daß ich so mit ihm ein Geschäft abschließen konnte, ohne erkannt zu werden!

Um zwölf Uhr war mein Tagewerk vollendet, und ich kehrte nach dem Gasthause mit einem Dollar in Picayunestücken zurück, so daß ich also mit meinem Capital hundert Procent verdient hatte.

In dieser Stunde war ich der glücklichste Knabe in New-Orleans.

Ich war nun zwar glücklich, aber höchst ungeduldig, während ich den ganzen Nachmittag hindurch auf Stormy Jack's Rückkehr wartete.

Stolz und Freude erfüllten mich bei der Vorahnung seine Beifalls wegen meiner Anstrengungen, wenn ich ihm das verdiente Geld zeigen würde. Es war das erste Geld, das ich je eingenommen, da meine einzigen Geschäfte

mit diesem Verkehrsmittel darin bestanden hatten, es so gleich auszugeben, nachdem ich es von meinem liebevollen Vater erhalten.

Ich begann nun eine äußerst kunstvolle Berechnung mit Hilfe einer arithmetischen Regel, die ich unter dem Namen der ›Reduktionsrechnung‹ gelernt, und fand dadurch, daß ich durch meine eigenen Anstrengungen über zwei Schillinge nach englischem Gelde verdient hatte.

Ich war stolz, stolz auf meine Fähigkeit überhaupt, Geld verdienen zu können, und dann war ich stolz auf meine Schulkenntnisse, die es einem so jungen Burschen, wie mir, möglich machten, zu wissen, wie viel verdient worden war; denn ich konnte den ganzen Betrag der Summe nicht eher feststellen, als bis ich denselben nach Schillingen und Pence berechnet hatte.

Mit brennender Ungeduld wartete ich auf Stormy's Rückkehr. Da ich aber ermüdet war, schlief ich ein und träumte von einem großen Vermögen, das ich erworben hatte, wie auch von einem Kampf mit Mr. Leary, in welchem diesem Herrn, um Stormy's Lieblingsausdruck zu gebrauchen, »Manieren gelehrt wurden«.

Als ich erwachte, sah ich begierig nach einer Uhr. Es hatte bereits sieben Uhr geschlagen, und Stormy Jack war noch nicht zurückgekehrt!

Er war schon eine Stunde über die gewöhnliche Zeit ausgeblieben. Das Glück, dem ich mich den ganzen Tag über hingeeben, verließ mich plötzlich und ein peinliches Gefühl der Einsamkeit beschlich mich.

Ich blieb sehr lange auf und wartete auf Stormy, und zwar so lange, bis meine Wirthin mich endlich in's Bett trieb, aber er kam nicht wieder.

FÜNFTES KAPITEL. HERR, HILF UNS!

Keine Woche meines Lebens war mir so lang vor gekommen, als die Nacht, in der ich auf Stormy Jack's Rückkehr wartete, und nicht eher, als bis die Sonnenstrahlen zu meinem Fenster hereinschienen, konnte ich einschlafen.

Um neun Uhr war ich auf und begab mich hinaus, um einen Gesellschafter und Beschützer zu suchen, aber obgleich ich den ganzen Tag suchte, blieb mein Bemühen doch erfolglos.

Ich kannte nicht den Namen des Schiffes, auf welches er nach Arbeit gegangen war, und hatte daher keinen Leitfaden, nach dem ich mich in Bezug auf sein Verweilen richten konnte, und mein Suchen war da her nicht viel weniger als Thorheit.

Ich mochte nicht gern glauben, daß Stormy mich mit Absicht verlassen hätte, denn in meiner einsamen und freundlosen Lage, mit der Erinnerung an den Abschied von meiner Mutter würde dieser Gedanke mich zu dem Wunsche bewegt haben, doch sterben zu können. Ich dachte vielmehr, daß ihm ein ernster Unfall begegnet sein müsse, als daß er mich deßhalb meinem Schicksal überlassen hätte, um nur jeder weiteren Mühe aus dem Wege zu gehen, die ich ihm bereiten könnte.

Mir fiel ein anderer Gedanke ein. Er war vielleicht von einigen Offizieren der ›Hope‹ gefunden, und entweder mit am Bord genommen, oder wegen Desertirens eingesperrt worden. Das kam mir so wahrscheinlich vor, daß ich mich eine Zeit lang versucht fühlte, nach dem Schiffe zurückzukehren und da wieder in meinen Dienst zu treten.

Mein Nachdenken sagte mir jedoch, daß, wenn Stormy in des Capitains Hände gefallen wäre, er mich nicht in einer Stadt wie New-Orleans allein lassen, sondern dem Capitain sagen würde, wo ich wäre, und daß dieser nach mir schicken und mich auf das Schiff holen lassen würde.

Das Einzige, was ich thun konnte, oder was das Beste zu sein schien, war, nach dem Gasthause zurückzukehren und dort die Sache abzuwarten.

Nach einem langen, ermüdenden Tage, den ich mit vergeblichen Suchen nach meinem verlorenen Kameraden verbracht, führte ich denn auch diesen Entschluß aus, und begab mich wieder in das Gasthaus. Wie ich geahnt, war Stormy nicht dahin zurückgekehrt.

Die Wirthin war eine Frau, die ihr Geschäft verstand, und bildete sich nicht nur ein, sondern glaubte vielmehr, daß mein verantwortlicher Beschützer mich verlassen und ihr einen Knaben und eine unbezahlte Rechnung zurückgelassen habe.

Sie fragte mich, ob ich Geld hätte, und als Antwort gab ich Alles heraus, was ich besaß. Alles, bis auf eine Pica-yune, ging für die Rechnung auf, die wir bereits gemacht.

»Nun, mein Junge,« sagte die Wirthin, »wäre es besser, wenn Du eine Beschäftigung zu finden versuchtest, die Dir etwas einbrächte. Du bist willkommen, wenn Du heute Abend hier übernachten und morgen frühstücken willst. Du hast dann noch morgen den ganzen Tag, um Dir ein anderes Quartier zu suchen.«

Am nächsten Morgen, nachdem ich gefrühstückt, kam die Wirthin zu mir und sagte mir liebevoll ›Lebewohl‹. Es war dies ein sehr deutliche Anspielung darauf, daß sie weder erwartete, noch wünschte, daß ich noch länger bei ihr bliebe.

Ich verstand diese Andeutung, ging auf die Straße hinaus und befand mich unter einer großen Menge Menschen und doch allein in der großen, neuen Welt.

»Was soll ich thun?« war die Frage, die ich dem ganzen Comite meiner geistigen Kräfte vorlegte, welche versammelt oder erwacht waren, um sich über die Dringlichkeit des Augenblicks zu berathen.

Zeitungsverkäufer konnte ich nicht mehr sein, weil ich kein Kapital in das Geschäft stecken konnte.

Ich konnte auf das Sohiff zurückkehren, und wäre da vielleicht höchstens durchgeprügelt worden, weil ich entlaufen war; aber ich hatte mich so in der Behandlung getäuscht, die ich vom Capitain erfahren, daß nur das größte Leiden mich hätte bewegen können, bei ihm Schutz zu suchen.

Die Unterdrückung, der ich auf dem Schiffe unterworfen gewesen, schien theilweise von Leary herzurühren, und war mir auch diesem Grunde um so widerwärtiger.

Ich wanderte durch die Straßen und überlegte, was ich wohl thun sollte, bis sowohl mein Gehirn wie meine Füße müde würden.

Ich setzte mich auf einer der Stufen nieder, die in eine Restauration führten.

Ueber der Thür des Materialladens mir gegenüber las ich den Namen ›John Sullivan‹. Bei'm Anblick dieses vertrauten Namens dämmerte eine leise Hoffnung in meinem verzweiflungsvollen Gemüth auf.

Vor vier Jahren war der Kaufmann, bei welchem meine Eltern zu kaufen pflegten, nach Amerika ausgewandert. Er hieß John Sullivan. War es möglich, daß der Laden und Name mir gegenüber diesem Manne gehörten?

Ich stand auf und schritt über die Straße. Ich ging in den Laden und fragte einen jungen Mann, welcher hinter dem Ladentisch stand, ob Mr. Sullivan zu Hause wäre.

»Er ist oben,« sagte der junge Mann. »Wünschen Sie ihn persönlich zu sprechen?«

Ich antwortete bejahend, und Mr. Sullivan ward aufgefordert, herunterzukommen.

Der Mann, den ich zu sehen hoffte, war, als ich ihn zuletzt gesehen, klein und hatte rothes Haar; aber Der, welcher auf den Ruf des Ladendieners herabkam, war ungefähr sechs Fuß groß, hatte dunkles Haar und einen langen, schwarzen Bart.

Ich sah auf den ersten Blick, daß der Kaufmann, welcher von Dublin ausgewandert, und der, welcher vor mir stand, sich nicht nur nicht ähnlich, sondern sogar ganz verschieden von einander waren.

»Nun, was wünschen Sie denn?« fragte der lange Eigenthümer des Ladens, indem er neugierig und forschend auf mich niederblickte.

»Nichts,« stotterte ich, und war vielleicht verlegener dabei, als ich es je gewesen.

»Wozu haben Sie mich denn dann zu sprechen verlangt?« fragte er in einem Tone, der nur wenig dazu beitrug, mich meine Verlegenheit überwinden zu lassen.

Nach langem Zögern und Stottern erklärte ich ihm, daß ich, als ich den Namen über seiner Thüre gelesen, einen Mann zu finden gehofft hätte, der Sullivan geheißen, und mit dem ich in Irland bekannt gewesen sei, ehe er nach Amerika ausgewandert wäre.

»Ah!« sagte er und lächelte ironisch. »Meines Vaters Urgroßvater kam ungefähr vor hundert und fünfzig Jahren nach Amerika herüber, und er hieß John Sullivan. Vielleicht meinen Sie den?«

Ich wußte nichts auf diese letzte Frage zu erwiedern und drehte mich um, weil ich den Laden verlassen wollte.

»Halt, halt!« rief der Kaufmann. »Ich will mir nicht umsonst die Mühe genommen haben, heruntergekommen zu sein. Wenn ich nun der John Sullivan wäre, den Sie kannten, was wäre denn dann?«

»Dann würden Sie mir sagen, was ich thun soll,« antwortete ich, »denn ich habe weder eine Heimath, noch Freunde, noch Geld.«

Die Antwort hierauf begann der lange Handelsmann mich einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, und stellte seine Fragen in einem Tone, der zu sagen schien, daß er,

der Kaufmann, das Recht habe, Alles zu erfahren, was ich mitzutheilen hätte.

Nachdem ich ihm die Einzelheiten in Bezug auf meine Ankunft hier im Lande mitgetheilt, gab er mir seinen Rath dafür und sagte, daß ich augenblicklich auf das Schiff zurückkehren sollte, von welchem ich entflohen wäre.

Ich erwiderte ihm jedoch, daß ich seinen Rath nur dann erst annehmen könnte, wenn ich drei Tage gehungert hätte.

Meine Antwort schien seine Gefühle für mich umzuwandeln.

»William!« rief er seinem Ladendiener zu, »hast Du nicht etwas Arbeit auf einige Tage für diesen Burschen hier?«

William glaubte, daß er welche hätte, Mr. Sullivan begab sich wieder hinauf, und da ich die Sache für abgemacht hielt, so hing ich meinen Hut im Laden auf.

Der Kaufmann besaß eine Familie, die neben dem Laden wohnte. Sie bestand aus Mistreß Sullivan und zwei Kindern. Das älteste Mädchen war ungefähr vier Jahre alt.

Es ward mir gestattet, mit der Familie zusammen zu speisen, und bald lernte ich Alle gut kennen, und ward auch bald gern gesehen. Das kleine Mädchen war sogar für ein Kind etwas excentrisch, und sprach selten mit Jemanden. Sobald sie aber sprach, brauchte sie gewiß jedes Mal den Ausruf: »Herr, Hilf uns!«

Sie hatte Das nämlich von einer irischen Dienerin gelernt, die diesen Ausruf oft gebrauchte, und der von dem kleinen Mädchen so oft papageimäßig nachgesprochen ward, daß Mr. Sullivan und seine Gattin es ihr abzugewöhnen suchten.

Die Dienerin pflegte auszurufen, wenn ihre Herrin ihr verbot, diesen Ausdruck in des Kindes Gegenwart zu gebrauchen, »Herr, hilf uns, Madame! ich kann nichts dafür.«

Sobald die kleine Sarah, so hieß nämlich das Kind, diesen Ausruf anwendete, sagte ihre Mutter gewöhnlich: »Sarah, daß Du das nicht wieder sagst! Wenn Du es thust, wirst Du in den Keller gesperrt,«.

»Herr, hilf uns!« rief nun die kleine Sarah in wirklichem Schrecken aus.

»Siehst Du, Du sagst es wieder,« rief ihre Mutter; »Da hast Du etwas dafür!« und Sarah bekam mehrere Ohrfeigen.

»O, Mutter! Mutter! Herr, hilf uns!« jammerte darauf wieder Sarah, ohne nur im Geringsten zu wissen, welches Verbrechen sie beging.

Jeder Versuch, dem Kinde den Gebrauch dieses Ausrufes abzugewöhnen, verursachte nur dessen desto häufigere Wiederholung, und zwar oft in so drolliger Weise, daß der Zorn der Eltern besiegt und in Lachen verwandelt ward.

Ich war ungefähr fünf Wochen bei Mr. Sullivan, als ich eines Morgens die Ladenfenster wusch und zufällig eine

große, theure Scheibe Spiegelglas zerbrach. Ein plötzlicher Schrecken ergriff mich, schmerzlicher, als ich ihn je gefühlt. Mr. Sullivan war so gütig gegen mich gewesen, daß ihm zufällig oder auf andere Weise einen Schaden zuzufügen, mir als das größte Unglück erschien, welches mich je treffen könnte.

Er war gerade oben, und ich hatte nicht den moralischen Muth, ihm gegenüber zu treten. Hätte ich gewartet, bis er herunter gekommen wäre und gesehen hätte, was geschehen war, so hätte er vielleicht etwas gesagt, was mich geschmerzt hätte; aber gewiß wäre weiter nichts Ernstes vorgefallen, und Alles wäre wieder gut gewesen.

Ich hatte gewissermaßen einen Hang zum Entlaufen, wie auch meine Mutter mir schon oft gesagt hatte. Ich möchte das lieber, als alles Andere glauben, denn ich wünsche nicht, der freiwilligen Unbesonnenheit angeklagt zu werden, daß ich sein gutes Unterkommen verlassen. Nur das überwältigende Bewußtsein der Güte, mit welcher ich behandelt worden, und des Schadens, welchen ich meinem Wohltäter zugefügt, flößte mir Furcht vor einer Begegnung mit Mr. Sullivan ein.

Vielleicht würde ein Knabe von weniger dankbarem und empfindlichem Gemüth anders wie ich, und doch recht gehandelt haben; denn es ist stets besser, einer Schwierigkeit kühn entgegenzutreten, als feig vor den damit verbundenen Verantwortlichkeiten zu fliehen.

Die kleine Sarah Sullivan war zufällig in dem Laden, als ich das Fenster zerbrach, und ich hörte, wie sie ausrief: »Herr, hilf uns!«,

Weiter aber hörte ich nichts, denn in sechs Secunden war ich hinter der nächsten Ecke verschwunden und irrte wieder heimathslos in den Straßen von New-Orleans umher.

SECHSTES KAPITEL. WIEDER AUF DEN OCEAN.

Das Leben auf der See mißfiel mir nicht, und ich würde mit jeder Stellung auf einem Schiffe zufrieden gewesen sein, vorausgesehen, daß nicht Mr. Leary mir dieselbe verschafft.

Als ich aus Mr. Sullivan's Laden entlief, beabsichtigte ich, New-Orleans auf irgend einem Schiffe zu verlassen, aber unglücklicher Weise wußte ich nicht, wie ich zu Werke gehen sollte, um meine Wünsche zu erreichen.

Ich ging den Damm hinunter, bis ich an ein Schiff kam, welches eben vom Stapel gelaufen, um allem Anscheine nach dem Fluß hinunter und in die offene See zu segeln.

Ich begab mich an Bord, um da Arbeit zu suchen, und nachdem ich mich eine Zeitlang umgesehen, bemerkte ich einen Mann, der wahrscheinlich der Capitain war.

Als ich ihn fragte, ob er mir nicht Arbeit auf dem Schiffe geben könnte, schien er zu beschäftigt zu sein, als daß er meine Bitte hätte beachten können.

Ich befand mich auf einem Schiffe, welches eben in See gehen wollte, und da ich mein Talent, mich überall nützlich zu machen, kannte, so beschloß ich, nicht eher

an das Ufer zurückzukehren, als bis man mir Gehör geschenkt.

Ich ging weiter, und inmitten der Verwirrung, welche bei dem Auslaufen des Schiffe herrschte, wo so viel zu thun war, fand ich genug Arbeit für mich, und nahm mich dabei so in Acht, Anderen nicht in den Weg zu kommen, was für einen Knaben auf einem Schiffe nicht so leicht ist.

Niemand schien mich diesen Nachmittag und Abend zu bemerken, und neun Uhr Abends legte ich mich unter das Langboot, schlief ein und schlief bis zum Morgen.

Ich erhob mich sehr früh und lieh eine hilfreiche Hand bei'm Waschen des Decks, aber noch schien Niemand zu wissen, daß ich nicht zur Schiffsmannschaft gehörte!

Um acht Uhr ward die Mannschaft gemustert und in Wachen getheilt. Mein Name ward nicht mit aufgerufen, und der Capitain, der Dies bemerkte, gebot mir vorzutreten.

»Wer bist Du?« fragte er mich, als ich vortrat.

Eine innere Stimme flüsterte mir zur, daß ich mich nicht unterschätzen, sondern mich vertrauensvoll aussprechen sollte, und in Erwiderung auf die Frage des Capitains sagte ich, ich sei ein ›rollender Stein‹.

»So?« sagte er. »Nun, wozu bist Du hierher gerollt?«

»Weil ich irgend wohin gelangen wollte,« antwortete ich.

Dann fragte er mich, ob ich je zur See gewesen sei, und als er den Namen des Schiffes erfuhr, von welchem

ich geflohen, sagte er mir, daß dasselbe vorige Woche abgesegelt sei, sonst würde er mich dahin zurückschicken.

Er schloß seine Prüfung damit, daß er dem Proviantmeister gebot, nach mir zu sehen, und sagte ihm, daß ich bei den Reinigungsarbeiten in der Cajüte helfen könnte.

Dieser Anordnung widersetzte ich mich entschieden, indem ich erklärte, daß ich ein Seemann sei und nicht zur Scheuermagd gemacht sein wollte.

Ich habe guten Grund, zu glauben, daß diese meine Erklärung mich einige Grade in der Achtung des Capitains hob.

Er sprach die Hoffnung aus, daß ich nicht nach dem Schiffscommando streben würde, dann wollte er sehen, was für mich gethan werden könnte.

Das Schiff sollte nach Liverpool segeln und Baumwolle dahin bringen. Es gehörte dem Capitain selbst, welcher Hyland hieß.

Nie in meinem Leben erfuhr ich eine bessere Behandlung, als an Bord dieses Schiffes.

Man hatte mich keiner besonderen Beschäftigung und keiner besonderen Wache zugetheilt, aber der Capitain zog nicht Vortheil aus diesem Umstand, dadurch, daß er mir zu viel Arbeit auftrug, wie auch ich keinen Vortheil daraus zog, daß ich zu wenig gethan hätte.

Ich war gewöhnlich den ganzen Tag auf dem Deck, und sobald ich sah, wo ich nützen konnte, griff ich zu.

Auf diese Weise genossen beide Wachen die Hülfe meiner schätzenswerthen Dienste, welche indessen nicht in solchem Grade geschätzt wurden, daß man mich nicht

bisweilen ausgescholten hätte. Ein Knabe aber auf einem Schiffe lernt bald von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen.

Es war mir geboten, mit dem Segelmacher zu essen, welcher, wie ich später erfuhr, vom Capitain angewiesen worden war, mich im Auge zu behalten.

Bei unserer Ankunft in Liverpool ward das Schiff in die Docks gebracht, die Mannschaft begab sich an's Land, zwei Männer ausgenommen, die mir Beide fremd waren, und die mit mir an Bord des Schiffes blieben.

Einer derselben hatte Etwas beim Zollamt zu thun und bot Alles auf, um mich zu bewegen, mit der übrigen Mannschaft zu gehen. Da das Schiff aber meine einzige Heimath war, so wollte ich es nicht verlassen, und daher widerstand ich allen Ueberredungskünsten des Zollbeamten.

Der Capitain hatte sich auch vom Schiffe fortbegeben, nachdem er es sicher im Hafen gesehen, aber ich wollte es nicht verlassen, weil ich fürchtete, ihn dann nicht wieder zu sehen, denn eine innere Stimme sagte mir, daß er mein aufrichtigster Freund sei.

Am nächsten Tage kam er wieder an Bord und schien sehr überrascht zu sein, mich auf dem Schiffe zu finden.

»Ah! rollender Stein,« sagte er, »ich habe nach Dir gefragt, und freue mich, daß Du nicht an's Land gegangen bist. Was willst Du denn nun anfangen?«

»Hier bleiben,« antwortete ich, »bis das Schiff unter Segel geht.«

»Nein, hier kannst Du nicht bleiben,« sagte der Capitain. »Du mußt an das Land gehen und irgend wo wohnen, bis das Schiff bereit ist, wieder in See zu gehen.«

Er fuhr fort, eine halbe Stunde mit mir zu reden, und erhielt von mir einen vollständigen Bericht der Umstände, unter welchen ich meine Heimath der lassen.

»Wenn Du bei mir bleiben wolltest und Etwas für Dich thun,« sagte der Capitain Hyland, nachdem er meine Geschichte gehört, »so würde ich mich bemühen, einen Mann aus Dir zu machen.«

Hierauf erwiderte ich, daß ich das Leben auf der See jedem anderen vorzöge, und daß ich den Capitain Brannon aus dem einfachen Grunde verlassen, weil ich weder ihn, noch den Mann hätte leiden können, der mich ihm übergeben.

»Nun gut,« sagte der Capitain, »ich will Dich auf Probezeit mit mir nehmen, und wenn Du Dich undankbar für Das erweistest, was ich für Dich thue, so wirst Du Dir mehr dadurch schaden, als mir.«

Nach diesem Gespräch nahm er mich mit an das Ufer, kaufte mir einen Anzug und forderte mich dann auf, daß ich ihn nach seinem Hause begleiten sollte.

Da sah ich denn, daß Capitain Hyland eine Frau und ein Kind hatte, es war ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren.

Mir kam es vor, als ob es im Weltall nichts Schöneres geben könnte als dieses Mädchen, und vielleicht war Das auch der Fall. Warum sollte denn meine Meinung in Bezug auf solche Dinge nicht eben so richtig sein, wie Die

anderer Menschen? Kein lebendes Wesen hätte Lenore Hyland ansehen können, ohne nicht überzeugt zu sein, daß sie sehr schön war.

Sechs Wochen vergingen, ehe das Schiff wieder segelfertig war, und während dieser Zeit wohnte ich im Hause des Capitains und war der stete Gesellschafter seines Töchterchens Lenore.

Während dieser Zeit fragte mich mein gütiger Beschützer, ob ich nicht auf einige Tage nach Dublin gehen und meine Mutter besuchen möchte.

Ich erwiderte ihm, daß die ›Hope‹ zu dieser Zeit in Dublin sein, und daß man mich gewiß Capitain Brannon überliefern würde.

Er dachte einen Augenblick nach und ließ dann den Gegenstand fallen.

Ich fühlte einige Besorgniß um die Meinigen, aber war in Liverpool auch zu glücklich, um durch einen Besuch bei ihnen meine Lage verändern zu wollen.

Um mein Gewissen zu beruhigen, suchte ich Gründe zu finden, die mich von einer Reise nach Hause abhalten könnten. Diese fand ich denn auch leicht, denn der Geist ist allerdings sehr beschränkt, der nicht Gründe für die Wünsche finden kann, die von ihm selbst ausgehen, seien sie nun gut oder schlimm.

Ich wußte, daß, in welchen Verhältnissen ich die Meinigen auch finden, oder welches Leary's Betragen gegen sie auch gewesen sein mochte, ich ihnen weder helfen, noch Letzteren bestrafen könne.

Ich that mein Möglichstes, um in meiner neuen Heimath so wenig wie möglich lästig zu fallen und Mistreß Hyland's Wohlwollen zu gewinnen. Ich hatte auch guten Grund zu glauben, daß meine Bemühungen erfolgreich waren.

Um Mistreß Hyland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß meine Aufgabe nicht so schwierig war, als es wohl bei den meisten Frauen der Fall gewesen sein würde, denn sie war eine gütige Dame, die so viel Scharfsinn besaß, daß sie bemerkte, wie bemüht ich war, ihre Achtung sowohl zu verdienen als mir zu erhalten.

Ehe das Schiff segelfertig war, hatte Lenore gelernt, mich Bruder zu nennen, und als ich von ihr Abschied nahm, um mich wieder auf das Schiff zu begeben, gab sie ihre Betrübniß auf eine Weise kund, die mir zu großer Befriedigung gereichte.

Vielleicht ist es unrecht, Freude bei'm Kummer Anderer zu empfinden, doch aber giebt es Verhältnisse, wo es geschieht, sei es nun unrecht oder nicht. Gewiß ist der Einsame unglücklich, der in der weiten Welt keinen Freund hat, in dessen Augen bei'm Abschied die hellen Tropfen des Kummers stehen.

Es giebt Tausende von Seeleuten, die weit weg von jedem Bande der Verwandtschaft und Freundschaft sich entfernt haben. Sie knüpfen keine neuen Bande, sondern wandern lieblos, ungeliebt und unbekannt durch die Welt – so elend, sorglos und einsam wie der ›letzte Mensch‹, von dem der Dichter Campbell singt.

Stets ist eine helle Stelle im Herzen des Menschen, der Grund zu dem Glauben hat, daß Jemand seiner freundlich gedenkt, wenn er weit fort ist, und diese eine helle Stelle wird ihm oft den Pfad der Tugend zeigen, welcher ohne dieselbe vielleicht unentdeckt oder unbeachtet geblieben wäre.

SIEBENTES KAPITEL. DIE WAHL EINES PFERDES.

Mit Recht kann der Leser sagen, daß ich zu lange bei den Ereignissen meiner ersten Jugendjahre verweilt habe. Als Entschuldigung für dieses Verfahren kann ich nur angeben, daß uns die ersten Rollen, die wir auf der Bühne des Lebens spielen, wichtiger erscheinen, als sie wirklich sind, und in Folge Dessen deutlicher und anziehender in unserer Erinnerung stehen, als die späterer Jahre.

Ich will aber versuchen, nicht wieder auf diese Weise zu sündigen, und als Entschädigung für die Langeweile, die ich dem Leser verursacht, beinahe drei Jahre meines Lebens überspringen, ohne mich bei der Schilderung der Ereignisse in dieser Periode lange aufzuhalten. Die Verhältnisse unterstützen mich darin, denn ich verbrachte diese drei Jahre auf ruhige, glückliche Weise.

Sie brachten keine Aenderung in meiner Stellung hervor, denn ich blieb in demselben Dienst, – im Dienste Capitain Hyland's.

Das Schiff »Lenore«, das ihm gehörte und von ihm befehligt ward, machte regelmäßige Handlungsreisen zwischen Liverpool und New-Orleans.

Bei unseren Reisen nahm sich der Capitain so viel Mühe mit mir und lehrte mich die Schiffahrt und alles Andere, was mit dem Schiffshandwerk verbunden ist, als ob ich sein eigener Sohn gewesen wäre.

Ich wußte diese Güte zu schätzen und hatte das befriedigende Bewußtsein, daß meine Anstrengungen, dieselbe zu verdienen, bei ihm den wärmsten Beifall fanden.

Bei jeder Rückkehr nach Liverpool und während unseres Aufenthaltes daselbst war sein Haus meine Heimath. Bei jedem Besuche ward meine Freundschaft für Mistreß Hyland und ihre schöne Tochter Lenore inniger. Diese Freundschaft ward auch erwidert und man betrachtete mich fast wie ein Glied der Familie.

Wenn ich in Liverpool war, so boten sich mir häufige Gelegenheiten nach Dublin zu einem Besuch bei meiner Mutter, aber beschämt bekenne ich, daß ich dieselben nicht benutzte. Die Reize meiner Heimath in Liverpool waren zu fesselnd für mich, als daß ich dieselbe hätte verlassen können – wenn auch nur auf kurze Zeit.

Ich dachte oft daran, nach Dublin gehen zu wollen, und Stolz erfüllte mich bei dem Gedanken, daß ich zum Manne heranreife und die Meinigen vor jeder Unbill zu schützen vermöchte, die ihnen Mr. Leary zufügen könnte. Bei alledem ging ich doch aber nicht.

Auf dem Schiffe hatte ich einen einzigen Feind, der aus mir nicht ganz klaren Gründen mich so glühend haßte, wie ein Mensch den Anderen nur hassen kann. Es war dies der erste Mate, der schon seit mehreren Jahren mit Capitain Hyland gereis't war.

Er hatte mit vieler Mißgunst die Theilnahme, welche der Capitain für mein Wohlergehen hegte, gleich von der Zeit meiner Ankunft auf dem Schiffe an bemerkt, und die Eifersucht auf meinen Einfluß auf den Capitain trug viel dazu bei, daß mir der Mate mit solcher Antipathie begegnete.

Der Proviantmeister, der Segelmacher und mehrere Andere, die fortwährend dem Schiffe angehörten, waren sehr gut Freund mit dem ›rollenden Stein‹, denn unter diesem Namen kannte man mich allgemein, aber der Haß des ersten Mate verschwand nicht, welche Anstrengung ich auch zur Erreichung dieses Zweckes machte.

Nach einiger Zeit verlor ich allmählich meinen Spitznamen und ward mit meinem eigentlichen Namen Rowland gerufen. Ich glaube, der Grund hier von lag darin, daß man, weil ich durch meine Handlungsweise bewiesen, daß ich gern längere Zeit in einer Stellung aushalten wolle und auch die Fähigkeit dazu besitze, dachte, ich verdiente den Namen eines ›rollenden Steines‹ nicht mehr.

Ich war bereits beinahe drei Jahre mit Capitain Hyland gereis't, und wieder befanden wir uns in New-Orleans, wo das Schiff unter meiner Aufsicht auf der Werfte lag. Der Capitain selbst war nach der Stadt gegangen, wo er in einem Hotel bleiben wollte, und ich hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen.

Der erste Mate vernachlässigte jetzt seine Pflicht und blieb oft über vierundzwanzig Stunden vom Schiffe weg.

Einmal, gerade als er an Bord kam, um seinen Pflichten wieder nachzugehen, ward mir die Nachricht gebracht, daß der Capitain sehr krank sei und mich zu sehen wünschte.

Trotz dieser Aufforderung vom Capitain selbst wollte der Mate, Namens Edward Adkins, mir nicht erlauben, das Schiff zu verlassen.

Es war gerade Sommer, und ich wußte, daß viele Menschen in der Stadt starben, wo damals das gelbe Fieber wüthete.

Unzweifelhaft war der Capitain von dieser Krankheit ergriffen worden, und ohne auf die Befehle des ersten Mate zu achten, eilte ich sogleich zu ihm.

Wie ich erwartet hatte, lag er am gelben Fieber darnieder und hatte gerade noch so viel Bewußtsein, daß er mich erkennen und mir mit einem leichten Händedruck für diese Welt Lebewohl sagen konnte.

Wenige Minuten darauf starb er, und ein ähnliches Gefühl bemächtigte sich meiner, wie vor wenigen Jahren, als ich mich über den kalten, leblosen Körper meines Vaters beugte.

Mr. Adkins ward Capitain der »Lenore« und entließ mich sofort. Man schickte mir meinen Koffer an's Ufer und gestattete mir nicht, wieder das Schiff zu betreten.

Ich wendete mich an den englischen Consul, konnte aber Nichts von ihm erlangen. Ich konnte diesen Beamten nicht tadeln, denn der Mate hatte Anspruch auf das Commando und folglich das Recht, seine Mannschaft zu wählen.

Meinen Lohn hatte man mir bezahlt, und außer dem hatte ich noch eine geringe Entschädigung dafür erhalten, daß man mir in einem fremden Hafen gekündigt.

Wieder stand ich allein in der neuen Welt, und wieder stieg die Frage in mir auf: »Was soll ich nun thun?«

Ich wünschte nach Liverpool zurückzukehren, um Mistreß Hyland und Lenore zu besuchen, denn sie waren mir Mutter und Schwester. Wer sollte ihnen denn die traurige Nachricht von ihrem großen Unglück überbringen? Wer anders als ich?

Die schöne Lenore, ich mußte sie wiedersehen. Ich hatte mir eine Zeitlang eingebildet, daß ich sie liebte, jetzt aber, da ihr Vater gestorben war, überlegte ich die Sache mit mehr Verstand und kam zu dem Schluß, daß ich ein Narr wäre. Ich war siebenzehn und sie erst dreizehn Jahre alt! Warum sollte ich denn nach Liverpool zurückkehren? Ich mußte mir ein Vermögen erwerben, und warum sollte ich denn da nach Liverpool gehen?

Dann dachte ich an meine Mutter und an meine Geschwister. Sie litten unter der schlechten Behandlung eines Mannes, den ich mit vollem Recht haßte, und sie brauchten vielleicht meinen Schutz. Es war meine Pflicht, zu ihnen zurückzukehren. Sollte ich es thun?

Diese Frage quälte mich eine Zeit lang, aber endlich war sie entschieden. Ich ging nicht.

Viele werden sagen, daß ich eine heilige Pflicht vernachlässigte, vielleicht aber haben diese nie in solchen

Verhältnissen gelebt, wie ich. Sie sind vielleicht nie in einem Alter von siebenzehn Jahren in einem fremden Lande, und in einer Stadt wie New-Orleans gewesen.

In New-Orleans herrschte gerade jetzt große Aufregung. Man hörte die Trommel und Pfeife fortwährend auf den Straßen, und von verschiedenen Häusern in verschiedenen Theilen der Statt wehten Flaggen, zum Zeichen, daß sich hier Anwerbebureaux befänden.

Die Vereinigten Staaten hatten Mexiko den Krieg erklärt, und Freiwillige wurden aufgefordert, in die Armee einzutreten.

Unter anderen Müssiggängern ließ auch ich mich anwerben.

Dies war vielleicht ein unkluger Schritt, aber viele Tausende haben Dasselbe gethan, und ich beanspruche dasselbe Recht, wie die Anderen, thöricht handeln zu dürfen, wenn ich mich dazu geneigt fühle. Wir machen uns Alle kluger und thörichter Handlungen schuldig, oder besser gesagt, guter und böser, und oft, wenn wir gut zu handeln wünschen, handeln wir schlecht.

Nachdem mir in den Dienst aufgenommen waren, wurden wir weiter in das Land hinein zu einem Sammelplatz gebracht, wo das Corps, dem ich angehörte, seine zuertheilte Anzahl von Pferden erhielt, da es in ein Cavalieregiment eingereiht werden sollte.

Wenn man ein Pferd ausgewählt und es einem Rekruten gegeben hätte, so hätten Viele Gelegenheit nehmen

können, über Parteilichkeit zu klagen. Aus diesem Grunde ward eine Anordnung getroffen, durch welche ein Jeder sich sein Pferd auswählen konnte.

Die Thiere wurden in eine Reihe gestellt und an einen Zaun gebunden. Dann wurden wir Alle in eine Reihe ungefähr zweihundert und fünfzig Schritt dahinter aufgestellt. Dann ward gesagt, daß auf ein gegebenes Zeichen ein Jeder das Pferd nehmen solle, welches ihm am Besten gefiele.

Endlich erscholl das Commandowort, und vielleicht hat man nie ein interessanteres Wettrennen mit angesehen, als wie das, welches jetzt begann.

Ich konnte nun zwar gut laufen, aber war unglücklicher Weise ein schlechter Pferdekennner.

Nur drei oder vier Andere kamen vor mir an den Zaun, und ich hatte daher fast die ganzen Pferde zur Auswahl.

Ich suchte mir ein Pferd mit kurzem Hals und langem Schweif aus. Es war von kohlschwarzer Farbe, und meiner Meinung nach das schönste unter allen war ein verständiges Thier – ein Pferd von Charakter – wenn je ein Pferd geistige Eigenthümlichkeiten besessen, die es zu solcher Auszeichnung berechtigten.

Es war das erste Pferd, welches ich je bestieg, und die Bewegung, mit welcher ich mich auf seinen Rücken schwang, mußte entweder sehr geschickt, oder sehr ungeschickt ausgeführt sein, denn ich erregte dadurch die Heiterkeit meiner Kameraden in hohem Grade.

Das Pferd hatte die Gewohnheit, sich von jeder unangenehmen Last zu befreien, und da ich so lange ein ›rol- lender Stein« gewesen war, hatte ich noch nicht gelernt, da zu bleiben, wo man mich nicht haben wollte.

Sobald ich auf dem Pferde saß, deutete es mir sogleich an, daß ich absteigen sollte. Ich weiß nun nicht, ob diese Andeutung sehr verständlich war, oder nicht; aber ich weiß, daß sie den Erfolg hatte, den das Pferd wünschte, da ich mich sogleich von ihm trennte.

Man sagte mir, daß das Pferd aus Kentucky sei, und ich bezweifle Das nicht im Geringsten, denn nachdem es mich einen Purzelbaum hatte schlagen lassen, schoß es in der Richtung nach dem ›schwarzen, blutigen Boden« davon, und ward auf seiner Reise nur durch einen sechs Fuß hohen Zaun angehalten.

Die, welche mit dem Ergebniß der Wahl nicht zufrieden waren, hatten die Erlaubniß, ihre Pferde mit Jedem zu vertauschen, der mit ihnen tauschen wollte.

In dem Corps, wo ich diente, befand sich auch ein junger Mann aus Ohio, Namens Dayton. Als das Laufen nach den Pferden begann, ging Dayton, anstatt mit zu laufen, gemächlich entlang und kam bei den Pferden an, nachdem sich ein Jeder das seinige gewählt. Das einzige, was für Dayton übrig geblieben, besaß auch einen Charakter, und zwar einen solchen, welcher nur durch den Namen ›ein ruhiges und ernste Thier« beschrieben werden kann.

Dieses Pferd hegte erhabene Verachtung sowohl gegen Peitsche, als Sporen, und folgte gewöhnlich seinem eigenen Vortheil in Bezug auf den Schritt, in dem es gehen

sollte. Dieses Urtheil verbot ihm denn auch, sich excentrische Bewegungen zu erlauben.

Dayton schlug mir einen Tausch unserer Pferde vor – ein Anerbieten, welches ich höchst gern annahm. Als mein entfliehendes Pferd wieder vom Felde zurückgebracht ward, übergab ich es Dayton, der es sogleich bestieg.

Das Thier versuchte bei Dayton dieselben Bewegungen, welche sich bei mir als so erfolgreich erwiesen, aber sie verfehlten ihre Wirkung. Er war ein guter Reiter und saß so fest auf seinem Pferde, wie, so meinte einer der Rekruten, ›der Tod an einem todten Neger haftet.‹

Das Thier ward gebändigt und später eines der besten Pferde im ganzen Regiment.

ACHTES KAPITEL. EINE EPISODE AUS DEM SOLDATENLEBEN.

Amerikanische Schriftsteller haben so viel über den mexikanischen Krieg geschrieben, daß ich in Bezug auf denselben Nichts erzählen werde, ausgenommen Das, was zu einem kurzen Bericht meiner Abenteuer nöthig ist – welche Abenteuer in Betracht der Zeit und des Landes weder zahlreich noch irgendwie anziehend waren.

Während meiner Dienste in diesem Feldzuge war ich der fortwährende Gefährte Dayton's. Auf dem Marsche und auf dem Schlachtfeld ritten wir stets neben einander.

Wir theilten viele Mühsalen und Gefahren, und solche Umstände bewirken oft feste Freundschaftsbündnisse. Das war auch mit uns der Fall.

Dayton war ein junger Mann, der viele Freunde gewann, aber sich auch fast eben so viel Feinde machte, denn er nahm sich nur sehr wenig in Acht, seine Meinung von Anderen zu verbergen, sie mochte nun günstig sein, oder nicht. Obgleich er nur Gemeiner war, so hatte er doch mehr Einfluß auf seine Kameraden, als sonst Jemand in der Compagnie. Die Achtung Einiger und die Furcht Anderer gaben ihm eine Macht, die keinem Offizier zu Gebote stand.

Ich sah nicht viel vom Kriege, da ich nur an zwei Gefechten Theil nahm – nämlich bei Buena Vista und Cerro Gordo.

Ich weiß, daß manche Europäer nur eine sehr geringe Meinung von den kriegerischen Eigenschaften der Mexikaner haben, und die Gefechte bei Buena Vista und Cerro Gordo nicht des Namens von Schlachten würdigen mögen. Doch irren sich diese Leute sehr. Die Mexikaner fochten bei Buena Vista gut, trotzdem daß sie von Soldaten geschlagen wurden, von Denen man sagte, sie hätten seine Disciplin.

In einer Londoner Zeitung ist behauptet worden, daß die Mexikaner als Feinde mehr zu verachten seien, als eine eben so große Anzahl Chinesen. Wahrscheinlich wußte der Verfasser dieses Aufsatzes von keinem der Völker Etwas, über welche er schrieb, und er unterschätzte die Mexikaner daher aus seinem anderen Grunde, als um dadurch die kleine, aber muthige Armee, zu welcher ich gehörte, herabzusetzen.

Die Mexikaner sind keine Memmen. Ein Mexikaner hat eben so viel moralischen und physischen Muth, wie jeder Andere, und im Allgemeinen fürchten sich die Mexikaner eben so davor, Leib und Leben zu verlieren, als Andere. »Warum wurden sie dann aber,« mögen Manche fragen, »von einigen Tausend amerikanischen Freiwilligen geschlagen?«

Ohne es zu versuchen, auf diese Frage zu antworten, behaupte ich dennoch, daß die Mexikaner keine Memmen sind.

In der Schlacht von Buena Vista verlor ich das Pferd, das ich mir von Dayton eingetauscht. Das Thier war meine fortwährende Sorge und mein steter Gefährte gewesen, seitdem ich es erhalten, und hatte so viel Verstand und Charakter gezeigt, daß ich es fast eben so hoch schätzte, wie Dayton, meinen theuersten Freund.

Meiner Meinung nach ist es nicht recht, Pferde mit auf das Schlachtfeld zu nehmen. Ich dachte nie so, als bis mein Pferd unter mir erschossen ward, und als der Anblick des edlen Thieres, wie es mit dem Tode rang, mich im Innern schwören ließ, nie wieder in eine Schlacht zu reiten.

Diesen Schwur mußte ich jedoch bald brechen, denn am andern Tage bruchte man mir ein neues Pferd, auf welchem ich meinen Platz in den Reihen meines Corps einnehmen mußte.

Eines Tages gerieth die Compagnie, zu welcher ich gehörte, mit einem Trupp Guerillas in's Handgemenge.

Wir griffen sie an, unsere Pferde jagten in der größten Eile dahin, als Dayton's Pferd einen Schuß erhielt und stürzte. Ich konnte mich nicht aufhalten, um das Schicksal seines Reiters zu erfahren, da ich mit den Andern gleichen Schritt halten mußte.

Wir verfolgten die Mexikaner ungefähr fünf Meilen weit, und tödteten die Meisten.

Bei unserer Rückkehr in das Lager ritten wir auf der Spur zurück, auf welcher wir den Feind verfolgt hatten, um Dayton zu suchen. Nach vieler Mühe gelang es mir auch, ihn zu finden, und ich glaube, daß mich nie Jemand mit größerer Freude erblickt, als wie Dayton in diesem Augenblick.

Das getödtete Pferd lag auf seinem Bein, welches er gebrochen hatte. Er hatte beinahe drei Stunden in dieser Stellung verbracht und trotz aller Anstrengungen nicht vermocht, sich zu befreien.

Nachdem ich ihn unter dem schrecklichen Alp hervorgezogen und ihn so bequem wie möglich gelegt hatte, suchte ich den Beistand einiger Kameraden. Diese fand ich denn glücklicher Weise ohne große Mühe, und wir trugen unseren verwundeten Gefährten in das Feldlager. Dayton ward nachher in ein Hospital geschafft, und so sah ich ihn denn zum letzten Male während des mexikanischen Krieges.

Nach diesem Vorfall hatte ich sehr wenig Dienst, denn unsere Compagnie ward hinter der Hauptarmee zurückgelassen, und bildete einen Theil der Armee, die eine

Verbindung zwischen Veracruz und der Hauptstadt von Mexiko offen halten und bewahren mußte.

Die letzte Zeit, die ich noch in der Armee der brachte, zeichnete sich nur durch ihren Mangel an Erregung und ihre Langweiligkeit aus, wie überhaupt Alle in dem Corps sehr unzufrieden waren, daß es ihnen nicht vergönnt war, auf die Hallen Montezuma's loszurücken. Der Dienst, den wir hatten, ermüdete nur durch seine Beschwerlichkeiten, und amerikanische Soldaten werden einer solchen Aufregung bald überdrüssig. Wir waren daher nur zu froh, als wir die Ordre empfangen, uns nach New-Orleans einzuschiffen.

An dem Sonntag vor unserer Abfahrt aus dem Hafen von Veracruz suchte ich Unterhaltung und schlenderte durch die Stadt, weil ich da solche zu finden hoffte. Auf meinem Wege kam ich an einem Mann vorbei, der unter einem Zelt saß, welches er auf der Straße errichtet, und in welchem er ›Faro‹ spielte. Eine Anzahl Leute wetteten gegen seine ›Bank‹, und ich blieb eine Weile stehen, um dem Spiele zu zusehen.

Unter den Wettenden befand sich auch ein betrunkenner Maulthiertreiber, der so unglücklich gewesen war, sein ganzes Geld zu verlieren, eine Summe im Betrag von ungedähr hundert Dollars.

Der Maulthiertreiber klagte den Spieler an, ihn betrogen zu haben, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Dabei verursachte er so viel Störung, daß er endlich von Anderen, die ohne Zweifel Interesse an dem Spiel fanden, gezwungen ward, den Tisch zu verlassen.

Der Maulthiertreiber ging in ein nahe gelegenes Wirthshaus, und kani bald wieder aus demselben mit einer geladenen Büchse heraus.

Indem er sich ungefähr auf zwanzig Schritte dem Tisch näherte, an welchem der Spieler beschäftigt war, schrie er der Menge zu, bei Seite zu treten und ihn auf den Schurken schießen zu lassen, welcher ihn betrogen habe.

»Ja,« sagte der Spieler, indem er die Hand an einen Revolver legte, »bitte, treten Sie bei Seite meine Herren, und lassen Sie ihn nur schießen!«

Die Umstehenden gehorchten doppelt schnell, und als der Raum frei genug war, um die Kugel frei hindurchfliegen zu lassen, schoß der Spieler, ehe noch der Maulthiertreiber die Büchse an die Schulter gelegt.

Legterer ward mitten in das Herz getroffen, und das Spiel hatte seinen Fortgang!

Unsere Reise von Veracruz nach New-Orleans war sehr interessant. Die Strapazen des Marsches und des Feldlagers waren vorüber. Einige der Soldaten kehrten nach ihrer Heimath und zu ihren Freunden zurück, und Alle waren sehr aufgeräumt; Einige in Folge ihrer angeborenen Heiterkeit, und Andere in Folge eines gewissen starken Getränkes, welches unter dem Namen Rum bekannt ist.

Es ward viel auf dem Schiffe gespielt, und die Ueberfahrt durch manche Zwistigkeiten unterhaltend gemacht, aber ich darf mich nicht mit der Beschreibung aller Scenen, die ich erlebt, aufhalten, denn sonst würde die Erzählung von dem Leben eines ›rollenden Steines‹ zu sehr

in die Länge gedehnt, und die Geduld meiner Leser erschöpft werden.

Wir landeten in New-Orleans, erhielten unsern Gold und zerstreuten uns, nachdem Jeder eine Anweisung auf hundert und sechzig Acker Land erhalten.

In der Compagnie, zu welcher ich gehörte, befanden sich auch Einige meiner Landsleute, die in der englischen Armee gedient hatten, und ich unterhielt mich oft mit ihnen über die Behandlung der englischen und amerikanischen Soldaten. Ich werde hierüber den Schluß berichten, zu welchem wir über diesen Gegenstand gelangten.

Die Mehrzahl der englischen Soldaten haben Verwandte, die sie besuchen, und mit denen sie in Briefwechsel stehen. Wenn Dies nun der Fall ist, so wird der Leser leicht begreifen, daß Tausende von Familien in dem vereinigten Königreiche ein mehr als nationales Interesse an der Wohlfahrt der Armee und der Behandlung der Soldaten haben. Die Sympathieen des Volkes begleiten den englischen Soldaten, und wenn er mißhandelt würde, so vertritt die ganze Nation seine Sache.

Die Mehrzahl der amerikanischen Soldaten dagegen sind alleinstehende Wesen – wenigstens was ihre Heimath und Freunde betrifft – und das einzige Interesse, welches die Nation im großen Ganzen an ihrer Wohlfahrt nimmt, besteht darin, daß sie ihre Pflicht erfüllen und ihren Gold dafür erhalten.

Dieser Unterschied wird auch von den Soldaten beider Nationen verstanden, und übt daher Einfluß auf ihren Charakter.

In England wird die Armee als ein wichtiger Theil der Nation angesehen, in den Vereinigten Staaten ist es aber nicht so. Da betrachtet man sie als eine gewisse Versammlung von Menschen, die von dem Volk zu einer gewissen Arbeit verwendet werden, für welche sie aber guten Gold und reichliche Nahrung erhalten; denn in letzter Beziehung hat der amerikanische Soldat einen Vortheil vor dem englischen, und zwar fast in einem Verhältniß von zwei zu eins.

NEUNTES KAPITEL. EINE FRUCHTLOSE NACHFORSCHUNG.

Es hielten sich Speculanten in New-Orleans auf, die ein Geschäft daraus machten, von den zurückkehrenden Freiwilligen die ihnen ausgestellten Anweisungen auf Land zu kaufen. So verkaufte ich denn auch meine Anweisung und zwar für hundert und zehn Dollars. Außer dieser Summe hatte ich noch ungefähr fünfzig Dollars von meinem Solde erspart.

Jetzt ist es mir vergönnt, meinen Lesern sagen zu können, daß ich einen Schritt in rechter Richtung that. Ich machte mich nämlich auf den Weg nach meiner Heimath.

Mein Gewissen hatte mich lange beunruhigt, weil ich es vernachlässigt hatte, mich um das Wohlergehen der Meinigen zu kümmern, und ich schiffte mich nach Dublin ein, befriedigt durch das Bewußtsein, daß ich wieder den Pfad der Pflicht eingeschlagen.

Dieser Gedanke verursachte mir solche Freude, daß ich beschloß, mich stets in meinem zukünftigen Leben von meiner Vernunft leiten zu lassen. Der Weg des Rechts

ist selten schwerer zu verfolgen, als der Weg des Bösen, während die Geisteskräfte des Menschen dadurch weit weniger geschwächt werden.

Was für seltsame Gedanken wogten in meiner Seele, wie viele Fragen richtete ich an mein Inneres, als wir in der Bai von Dublin vor Anker gingen! Würde ich meine Mutter wohl noch am Leben treffen? Würde ich meine Geschwister William und Martha kennen? Was war aus Leary geworden? Würde ich ihn tödten müssen?

Solche und viele ähnliche Fragen stürmten durch mein Gemüth, während ich mich in die Stadt begab.

Ich eilte durch die Straßen, ohne meine Gedanken von diesen Dingen durch irgend etwas Anderes abziehen zu lassen, und endlich erreichte ich das Haus, welches die Heimath meiner Kindheit gewesen.

An der Thür blieb ich stehen, um meine ungewöhnlich große Aufregung zu überwinden, aber es gelang mir nicht, die stürmischen Gefühle zu beruhigen, die mich mit einer Heftigkeit durchwogten, wie ich es noch nie erfahren.

Ich blicte vorsichtig in den Laden, aber er gehörte keinem Sattler, sondern war in eine schmutzige Niederlage für Kartoffeln, Gemüse und Kohlen verwandelt worden!

Mir kam es vor, als ob eine große, plötzliche Veränderung mit ganz Dublin vorgegangen sein müßte.

Es fiel mir nicht ein, daß sechs Jahre genug seien, um einen Sattlerladen in einen Gemüsehändlerladen zu verwandeln – ohne daß man darüber groß zu erstaunen brauchte.

Ich trat in den Laden und fragte eine starke Frau mit rothem Haar nach Mistreß Stone, welche doch früher diesen Laden inne gehabt. Die Frau aber hatte nie von einer solchen Person gehört!

Da fiel mir plötzlich ein – und ich seufzte bei der Erinnerung – daß meine Mutter nicht Mistreß Stone, sondern Mistreß Leary hieße, und ich fragte demnach nach Letzterer.

»Mistreß Leary?« sagte das gemein aussehende Weib vor mir, »die ist schon vor fünf Jahren weggezogen.«

Die Gemüseverkäuferin wußte auch nicht, wo Mistreß Leary hingezogen sei. Eben so wenig wußte ich es, und diese Kenntniß oder vielmehr diese Unkenntniß erweckte in mir neue und eigenthümliche Gedanken.

Ich ging aus dem Hause und mechanisch die Straße hinauf. Da begegnete ein vertrauter Name meinem halbverstörten Blick. Auf einem Schilde an der Ladenthür eines Käsehändlers stand der Name: »Michael Brady«.

Da fiel mir ein, daß Mistreß Brady, die Frau von Michael Brady, dessen Namen ich soeben erblickt, eine vertraute Freundin und Bekannte meiner Mutter war. Vielleicht konnte ich von ihr Etwas erfahren, aber was Dies sein mochte, fürchtete ich mich fast näher zu ergründen.

Ich begab mich in den Laden und erblickte Mistreß Brady bei ihren Käsen. Sie sah auch nicht um einen Tag älter aus, als da ich sie zum letzten Male gesehen. Als ich sie fragte, ob sie sich erinnerte, mich früher gesehen zu haben, blickte sie mich eine Zeitlang an und antwortete verneinend.

Ich erstaunte nicht über ihre Antwort, denn dieselbe war mir leicht ertkärlich. Ich mußte mich sehr verändert haben, seitdem sie mich zum letzten Male gesehen.

»Erinnern Sie sich des Namens Rowland Stone?« fragte ich.

»Was! der kleine ›rollende Stein‹, rief sie aus und sah mich wieder an. »Ich glaube, daß Sie es sind,« sagte sie. »Wenn ich Sie jetzt betrachte, erkenne ich, daß Sie es sind. Wie Sie sich aber verändert haben!«

»Was ist denn aus meiner Mutter geworden?« rief ich nun, denn ich war zu ungeduldig, um länger auf Mistreß Brady's Ausrufe zu hören.

»Die arme Frau!« sagte Mistreß Brady. »Das ist es eben, was ich seit vielen Jahren selbst zu wissen wünsche.«

Jetzt mußte ich die Tugend der Geduld üben, während ich versuchte, von Mistreß Brady nähere Nachrichten über die Meinigen zu erhalten. Nachdem es lange Zeit gedauert, und ich viel gefragt, erfuhr ich Folgendes:

–

Nach meiner Abreise ward Mr. Leary sehr verschwenderisch und betrank sich gewöhnlich jeden Tag. Sobald er Etwas im Laden verkaufte, pflegte er in ein Wirthshaus zu gehen und so lange dort zu bleiben, bis er das gelöste Geld verthan hatte. Dann kam er nach Hause, benahm sich roh gegen meine Mutter, schlug die Kinder, nahm wieder Etwas aus dem Laden und verpfändete es, um wieder Geld zum Trinken und Verschwenden zu erhalten. Dieses Spiel setzte er so lange fort, bis Nichts mehr

im Laden war, das er auch nur für einen Schilling hätte verkaufen können.

Die Nachbarn stellten meiner Mutter vor, daß sie dieses Verfahren doch nicht zulassen sollte; aber die betroffene Frau schien zu denken, daß Alles, was ihr Gatte thäte, recht sei, und fühlte sich sogar beleidigt, daß ihre Freunde sich in die Sache mischten. Durch keine Gründe konnte man sie überzeugen, daß Leary schlecht handle, sondern sie schien vielmehr zu denken, daß der trunk-süchtige Kerl einer der besten Menschen sei, die je gelebt, und daß sie äußerst glücklich gewesen, ihn zum Gatten zu erhalten!

Als Leary Alles im Laden verkauft und den Erlös ver-trunken, entfernte er sich heimlich und ließ meine Mut-ter und Geschwister Mangel an den gewöhnlichen Be-dürfnissen des Lebens leiden.

Anstatt zufrieden zu sein, daß sie den Schurken los-geworden, brach meiner Mitter bald das Herz bei dem Gedanken, daß er sie verlassen!

Das Erste, woran sie dachte, war, herauszubekommen, wo er hingegangen sei. Er hatte seine Lehrzeit in Liver-pool zugebracht, und meine Mutter hatte Grund zu glau-ben, daß er sich dahin begeben. Das Haus, in welchem sie wohnte, war von meinem Vater auf lange Zeit gemiethet worden, und als Leary sie verließ, hatte der Miethcon-tract noch mehrere Jahre zu laufen. Seit der Zeit, wo die-ser Contract geschlossen worden, waren die Miethzinsen in der Nachbarschaft hoch gestiegen, und meine Mutter

konnte daher ihren Contract für neunzig Pfund verkaufen. Da sie diese Summe sogleich baar erhielt, so verließ sie mit ihren Kindern Dublin und begab sich nach Liverpool, um Leary aufzusuchen und ihm, wie Mistreß Brady sagte, das Geld zu geben, damit er es vertrinken könnte!

Die Freunde meiner Mutter hatten ihr gerathen, doch in Dublin zu bleiben, und ihr gesagt, sie solle sich doch freuen, daß ihr Mann sie verlassen habe; aber entweder wurden diese Rathschläge nicht beachtet, oder verächtlich zurückgewiesen. Trotz aller Vorstellungen reis'te meine Mutter nach Liverpool ab, und Mistreß Brady hatte nie wieder von ihr gehört.

Das, was mir die Letztere mittheilte, war mir höchst interessant. Eine Weile glaubte ich, daß meine arme, betrogene Mutter ihr Schicksal verdiente, wie schlimm es auch sein mochte, und ich war halb geneigt, nicht wieder nach ihr zu forschen. Als ich mir aber überlegte, daß sie Dublin schon vor beinahe fünf Jahren verlassen, kam mir zugleich der Gedanke, daß, wenn sie unglücklicher Weise Leary doch gefunden hätte, sie vielleicht von ihrer seltsamen Verblendung zurückgekommen sein würde. Obgleich sie durch ihre Thorheit fast ein jedes Schicksal verdiente, das Leary über sie brächte, so hielt ich es doch für Pflicht, meine Mutter aufzusuchen. Dann aber wünschte ich auch sehr, die von rauher Hand zerrissenen Bande der Liebe zwischen meinen Geschwistern und mir von Neuem zu knüpfen.

Als ich noch ein Knabe war, erfüllte mich großer Stolz bei dem Gedanken, daß ich eine Schwester wie die kleine

Martha besaß, denn sie war so freundlich, liebevoll und schön, und auch William's erinnerte ich mich stets mit brüderlicher Liebe.

Wie thöricht meine Mutter auch gehandelt haben mochte, so war es nichtsdestoweniger meine Pflicht, mich um sie zu bekümmern, und vielleicht war sie für ihren unerklärlichen Wahn bereits genug gestraft. Ich wünschte sie womöglich aufzusuchen und zu erfahren, ob es so wäre. Sie war meine Mutter, und ich wünschte weiter Nichts, als wie ein Sohn an ihr zu handeln. Ich entschloß mich daher, nach Liverpool zu reisen.

Ich will eingestehen, daß noch mehr als die Pflicht mich dahin rief – Etwas, was noch stärker als kindliche Liebe war. Es war dies die Absicht, Mistreß Hyland – oder besser gesagt, ihre Tochter zu besuchen. Ich wußte, daß es gefährlich für mein Glück werden könnte, wenn ich Lenore wiedersähe, und ich suchte daher meinen Entschluß durch den Glauben zu stärken, daß ich dem Ruf der Pflicht folgte.

Ich war bei Capitain Hyland gewesen, als er starb. Ich allein sah, wie er seine Augen im Tode schloß, und ich allein folgte seinem Sarge. Warum sollte ich denn nicht seine Gattin und Tochter besuchen?

Ich dachte mir, daß der Händedruck, den der Capitain mir noch im Todeskampf gab, ein stilles Gebot für mich sei, Mistreß Hyland und Lenoren den letzten Segen des Gatten und Vaters zu bringen.

Außerdem war Mistreß Hyland selbst sehr gütig gegen mich gewesen, und hatte mich in ihrem Haus während

meines Aufenthaltes in Liverpool sowohl willkommen heißen, als mir dasselbe angenehm gemacht. Warum sollte ich denn dann einem Besuch bei ihr entsagen, blos weil ihre Tochter schön war? Ich konnte seinen genügenden Grund finden, mir diese Freude zu versagen, und da die Furcht, daß dieselbe mir Schmerz bringen könnte, nicht groß genug war, um mich da von abzuhalten, so beschloß ich, meine Bekanntschaft mit Lenore zu erneuern.

Ehe ich Dublin verließ, versuchte ich, Etwas zu erfahren, was mich bei meinem Forschen nach Leary und den Meinigen unterstützen könnte, aber meine Bemühungen mißlangen. Keiner von Leary's früheren Bekannten konnte mir sagen, in welchem Stadttheil von Liverpool er wohl zu finden sei, und ich erfuhr nur, daß meine Mutter vor ihrer Abreise Etwas von ihm wußte, wonach sie sich richten konnte, und was sie wahrscheinlich ein Mal von Leary selbst erfahren.

Daher hatte ich bei meiner Nachforschung auf keine anderen Spuren zu hoffen, als die, welche der Zufall mir in den Weg führen würde.

ZEHNTES KAPITEL. EIN KÜHLER EMPFANG.

Liverpool als Stadt gefällt mir nicht, und noch weniger bewundere ich die Mehrzahl ihrer Einwohner. Zu Viele von ihnen suchen von Dem zu leben, was sie von durchreisenden Fremden erhalten können. Da Liverpool der größte Schiffshafen des vereinigten Königreiches ist und der, von welchem aus die meisten Auswanderer ihre Reise unternehmen, so bietet es seinen Bewohnern zu

leichte Gelegenheiten, bei welchen ihre Geschicklichkeit zu üben, nämlich die größte Bezahlung für die kleinsten Dienste zu erhalten. – Diese Gelegenheiten werden denn auch von Vielen ohne Bedenken benutzt.

Meine Abneigung gegen die Bewohner von Liverpool kommt vielleicht daher, weil ich ein Seemann bin, und daß Tausende in diesem großen Seehafen – von den Bettlern, Dieben und ähnlichen Geschöpfen an, die sich in den krummen, engen, schmutzigen Straßen drängen, um einen Lebensunterhalt zu suchen, bis zu den Kaufleuten, Agenten und Schiffsbesitzern – denken, daß weiter kein Unrecht dabei ist, einen Seemann zu übervortheilen, und, weil sie Dies glauben, selten eine Gelegenheit versäumen, es zu thun.

Das Erste, was ich nach meiner Ankunft in diesem herrlichen Hafen that, war, mir ein Adreßbuch zu verschaffen und eine Liste aller Sattler in Liverpool niederzuschreiben, indem ich zu jedem Namen die Adresse beifügte. Dann schrieb ich einem Jeden ein Billet und bat darin, daß, wenn sie Etwas von einem Sattlergesellen, Namens Matthew Leary, wüßten, sie doch die Güte haben sollten, es mir mitzutheilen. Wüßten sie aber Nichts von ihm, so brauchten sie mein Billet nicht zu beantworten.

Nachdem ich diese anziehende Correspondenz, die mich einen ganzen Tag in Anspruch nahm, beendet, begab ich mich nach Mistreß Hylands Wohnung. Hier hatte sich Nichts verändert; es war noch Dasselbe Haus, in

welchem ich vor Jahren von Mistreß Hyland und ihrer Tochter geschieden war.

Man führte mich in den Salon, und im nächsten Augenblick stand eins der schönsten Wesen, die man je gesehen, vor mir.

Lenore war schon als Kind schön, und die Zeit hatte nur ihre jugendlichen Reize zu der Vollkommenheit weiblicher Lieblichkeit entwickelt. In meinen Augen überstieg ihre Schönheit Alles, was ich je gesehen, obgleich ich in Dublin, New-Orleans und Mexiko gewesen, drei Orten, die nicht gerade am Wenigsten vom Lichte weiblicher Lieblichkeit bestrahlt werden.

Lenore war jetzt sechzehn Jahre alt, und sah weder älter noch jünger aus. Die einzige Beschreibung, die ich von ihr geben kann, ist die, daß Nichts weiter an ihr zu bemerken war, als ihre Schönheit. Ich kann ihre Erscheinung nicht näher beschreiben. Wenn man mich nach der Farbe ihres Haares oder ihrer Augen gefragt, so hätte ich es nicht sagen können, denn ich wußte nur, daß sie schön war.

Ich fühlte mich schmerzlich über den Empfang getäuscht, den sie mir zu Theil werden ließ, denn sie kam mir nicht mit den Freundschaftsbezeigungen entgegen, welche ich erwartet hatte. Es war allerdings wahr, daß ich lange in der Fremde mich aufgehalten, und vielleicht war ihre Freundschaft für mich durch meine lange Abwesenheit kühler geworden. Doch aber war dieser Gedanke schmerzlich für mich, und indem ich ihn loszuwerden

suchte, bemühte ich mich, in Lenoren die Erinnerungen an unsere alte Freundschaft zu wecken.

Zu meinem Kummer bemerkte ich, daß mir Dies nicht gelang. Sie schien eine aufregende Bewegung bekämpfen zu wollen, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Bewegung eine schmerzliche sei.

Lenorens ganzes Benehmen war mir ein Räthsel, denn es war so ganz verschieden von ihrem früheren und von dem, was ich zu finden gehofft.

Als ich von Lenoren schied, war sie nicht viel mehr als ein Kind, und jetzt war sie eine junge Dame.

Da drei Jahre seitdem verflossen waren, so konnte ich mit Recht erwarten, ihren Charakter verändert zu finden, während ich Das bei Mistreß Hyland nicht vermuthete. Ich verließ die Letztere als Frau, und sollte sie als solche wiederfinden, nur daß sie um drei Jahre älter geworden war. In ihr erwartete ich die Freundin wieder zu finden, welche ich verlassen.

Da trat sie in das Zimmer, und wieder sah ich mich getäuscht!

Sie empfing mich noch kälter, als Lenore es gethan, reichte mir nicht einmal die Hand, sondern nahm Platz, und mit einem unfreundlicheren Gesicht, als ich je bei ihr gesehen, schien sie mit Ungeduld auf Das zu warten, was ich zu sagen haben könnte.

Nie war mein empfindliches Gemüth grausamer verwundet worden. Ich litt vor Zorn und Enttäuschung Todesqualen, und da ich nicht länger die schmerzliche Aufregung meiner Gefühle zu ertragen vermochte, äußerte ich einige gleichgültige Förmlichkeiten und entfernte mich eilig.

Was bedeutete dieses Benehmen? In dem aufgeregten Zustand meiner Gedanken konnte ich nicht einmal eine Vermuthung aufstellen, die sich irgend mit der Kenntniß des früheren Charakters meiner einstigen Freunde vereinbaren ließ.

Es konnte vielleicht sein, daß so lange Lenore ein Kind und ich ein Knabe war, sie Nichts weiter in der Freundschaft und Güte, die sie mir erwiesen, gesehen; aber jetzt, wo Lenore eine junge Dame und ich ein Mann, – noch dazu Seemann – geworden, hatten sie vielleicht Gründe, warum sie nicht länger meine Bekanntschaft dulden wollten.

Konnte es denn auch möglich sein, daß sie auch Selbstsucht besaßen, wie so Viele auf dieser Welt? daß sie meine Freunde gewesen waren, nur weil Capitain Hyland mein Beschützer war, und daß sie sich jetzt von mir los sagten, da er mir nicht länger seinen Schutz bieten konnte?

Ich konnte Das kaum für möglich halten, denn es stimmte so wenig mit Allem überein, was ich je von dem Charakter Hyland's, oder dem ihrer Tochter erfahren.

Ich hatte schon lange die Freude vorausempfunden, sie wieder besuchen zu können, und gedacht, daß, wenn

ich wieder bei ihnen sein werde, ich bei Freunden wäre. Nie war ich so grausam getäuscht worden, und eine Zeitlang war es mir, als ob ich mich nie wieder freuen könnte, wenn ich alte Bekannte wiedersähe.

Ich vermag stark zu lieben und hatte auch so innig an Mistreß Hyland und ihrer Tochter gehangen, so daß ihr kühler Empfang mir eine schlaflose Nacht verursachte.

Am nächsten Morgen vermochte ich sowohl mit etwas mehr Ruhe als Klarheit über die Sache nachzudenken. Da fiel mir plötzlich eine Ursache, und vielleicht die richtige, zu dem sonderbaren Benehmen Mistreß Hyland's und ihrer Tochter ein.

Adkins, der erste Mate der ›Lenore‹, war mein Feind gewesen, und war es unzweifelhaft noch. Er hatte mich in New-Orleans vom Schiffe gejagt, und höchst wahrscheinlich bei seiner Ankunft in Liverpool Mistreß Hyland's Gemüth durch eine Lüge vergiftet, deren Opfer ich war. Ich kannte den Schurken genau genug, um ihn dieser, oder jeder anderen niedrigen Handlung fähig zu halten.

Es lag doch ein Trost in diesem Gedanken, nämlich der, daß vielleicht diese Erklärung der Umstände die richtige sei, und eine Zeitlang gab mir dieser Gedanke die Ruhe meines Geistes wieder.

Ich wollte Mistreß Hyland und ihre Tochter nochmals besuchen, eine Erklärung verlangen, und wenn sich mein Verdacht als wahr erwies, konnte ich jede Anklage, die man gegen mich erhoben, widerlegen, so daß ich meine Freunde wieder mit mir aussöhnen konnte.

Ich wünschte ihre Freundschaft aus keinen persönlichen Gründen, denn vielleicht würde es sich jetzt nicht einmal der Mühe verlohnt haben, sie wieder herzustellen; aber bei der Erinnerung der Güte meiner Freunde und in Hinsicht auf meinen Charakter konnte ich sie nicht unter dem schmerzlichen Gedanken leiden sehen, daß ich undankbar gewesen wäre.

Ach! noch ein tieferer Beweggrund trieb mich zu dem Wunsche einer Erklärung. Ihre Freundschaft war wohl der Wiederherstellung werth, und all' mein Bemühen, anders zu denken, war fruchtlos. Die Freundschaft eines so herrlichen Wesens, wie Lenore, war Alles werth, und ohne dieselbe würde mir die Welt werthlos sein. Ich war schon bei dem Gedanken elend, daß ich in ihrer guten Meinung verloren habe, ich mußte diese wieder gewinnen, oder, wenn meine Bemühungen fehlschlagen sollten, noch elender werden.

Am nächsten Tage begab ich mich wieder zu Mistreß Hyland. Ich sah sie am Fenster sitzen, als ich mich dem Hause näherte, dann sah ich, wie sie aufstand und sich entfernte – wahrscheinlich, nachdem sie mich erkannt!

Ich klingelte, eine Dienerin öffnete die Thür und sagte mir, ohne meine Frage abzuwarten, daß weder Mistreß noch Miß Hyland zu Hause seien!

Ich stieß aber die Thür auf, schritt an der erstaunten Dienerin vorüber, trat in die Halle und ohne Weiteres in das Zimmer, in welchem ich Mistreß Hyland hatte am Fenster sitzen sehen.

Es war Niemand im Zimmer, außer der Dienerin, die mir dienstfertig gefolgt war, und indem ich mich nach ihr umdrehte, sagte ich in befehlendem Tone:

»Sagt Mistreß Hyland, daß Mr. Rowland Stone hier wäre, und daß er nicht eher fortgehen würde, als bis er sie gesprochen.«

Das Mädchen ging, und bald darauf trat Mistreß Hyland ein. Sie sprach nicht, sondern wartete auf Das, was ich zu sagen haben würde,

»Mistreß Hyland,« begann ich, »ich kenne Sie zu gut und achte Sie zu hoch, als daß ich glauben könnte, daß Sie mich ohne Ursache so behandelten, wie es geschehen. Da ich mir bewußt bin, nicht mit Absicht Sie oder die Ihrigen beleidigt zu haben, so bin ich heute gekommen, um zu fragen, warum Ihr Betragen sich so gegen mich verändert hat, denn früher pflegten Sie mich hier wie Ihren Sohn zu empfangen. Was habe ich denn gethan, daß ich Ihrer Freundschaft verlustig gegangen bin?«

»Wenn Ihr Gewissen Sie nicht anklagt,« antwortete sie, »so ist es nicht nöthig, daß ich Ihnen eine Erklärung gebe, denn Sie würden dieselbe doch nicht verstehen. Aber Eins werden Sie hoffentlich verstehen, nämlich, daß Ihre Besuche hier weder willkommen, noch erwünscht sind.«

»Das habe ich gestern bemerkt,« sagte ich, indem ich leicht die spöttische, gleichgültige Miene nachahmte, die Mistreß Hyland angenommen. »Heute aber bin ich gekommen, um eine Erklärung zu fordern. Sie selbst sagen, daß ich früher hier willkommen gewesen, und ich will wissen, warum Das jetzt nicht mehr der Fall ist.«

»Die Erklärung ist die, daß Sie sich unserer Freundschaft als unwürdig erwiesen, und mit keiner Erklärung, die Sie geben, können Sie den Eindruck aus meiner Seele wischen, daß Sie sich der Undankbarkeit und Unehrllichkeit gegen Die schuldig gemacht haben, welche Ihre besten Freunde waren. Ich mag nicht dadurch gekränkt werden, daß ich eine Entschuldigung mit anhören muß, die Sie vorzubringen suchen.«

Jetzt ward ich aufgeregt, und wenn die sprechende Person ein Mann gewesen wäre, so hätte meine Aufregung die Gestalt des Zornes angenommen.

»Ich verlange nur,« erwiderte ich und suchte meine Gefühle so gut wie möglich zu beherrschen, »ich verlange nur, was die Gerechtigkeit gegen Sie selbst sowohl als gegen mich von Ihnen fordert. Alles, was ich haben will, ist eine Erklärung, und ich werde nicht eher gehen, als bis ich dieselbe erhalten habe. Ich bestehe darauf, daß mir gesagt wird, wessen man mich angeklagt.«

Mistreß Hyland, welche mir wahrscheinlich wegen des Tones, den ich angenommen, sehr zürnte, drehte sich plötzlich von mir weg und schritt aus dem Zimmer.

Um meine Aufregung zu beruhigen, nahm ich eine Zeitung und las, oder versuchte vielmehr zu lesen.

Beinahe eine halbe Stunde lang setzte ich diese halb unfreiwillige Beschäftigung fort, dann schritt ich an den Kamin und zog die Klingel.

»Sagt Miß Lenore,« gebot ich der eintretenden Dienerin, »daß ich sie zu sprechen wünschte, und daß alle Polizeidiener in ganz Liverpool mich nicht aus diesem Hause fortbringen könnten, bis ich mit ihr gesprochen hätte.«

Das Mädchen trollte hinaus, und kurz darauf trat Lenore halb lächelnd ein.

Sie schien weniger zurückhaltend, als am gestrigen Tage, und wenn es möglich gewesen wäre, noch lieblicher. Es machte mich zu glücklich, in ihrem Benehmen lesen zu können, daß sie die Vergangenheit noch nicht ganz vergessen, und daß sie nicht zögern würde, mir Das zu erzählen, was ich zu wissen wünschte.

»Lenore,« sagte ich, als sie eintrat, »in Ihnen hoffe ich noch eine Freundin zu finden, trotz der Kälte, mit welcher Sie mich behandelt haben, und von Ihnen verlange ich eine Erklärung.«

»Die einzige Erklärung, die ich geben kann,« sagte sie, »ist die, daß Mama und ich wahrscheinlich getäuscht worden sind. Jemand hat Sie des Undanks und anderer eben so schlechter, ja vielleicht noch schlimmerer Verbrechen angeklagt.«

»Adkins!« rief ich aus. »Es ist Adkins, der erste Mate der ›Lenore‹.«

»Ja, er hat diese Anklage wider Sie erhoben, und unglücklicher Weise, mochte sie nun falsch sein oder nicht, hat Ihr Betragen der Geschichte, die er uns erzählte, den Anschein der Wahrheit gegeben. O Rowland, es war schwer, Sie des Undanks und eines Verrechens schuldig zu glauben, aber Ihre unerklärliche lange Abwesenheit

bestätigte Das, wessen man Sie anklagt. Sie haben uns nie geschrieben, und es wird Ihnen fast unmöglich sein, wieder die gute Meinung meiner Mutter zu gewinnen.«

»Auch die Ihrige, Lenore?«

Sie senkte erröthend das Haupt, ohne zu antworten.

»Wollen Sie mir sagen, wessen man mich beschuldigt hat?« fragte ich.

»Ja, Das will ich,« erwiderte Lenore, »und noch ehe ich ein Wort der Erklärung von Ihnen höre, Rowland, will ich Ihnen sagen, daß ich Sie keines Verbrechens schuldig glauben kann. Ich habe Sie zu gut gekannt, um es für möglich halten zu können, daß Sie, unter welchen Umständen es auch sei, nicht so handeln würden, als wie man Sie beschuldigt, denn Das liegt Ihrem Charakter fern.«

»O, danke Ihnen, Lenore!« sagte ich mit einer Innigkeit, die ich nicht zu unterdrücken vermochte. »Sie sind jetzt noch, wie Sie immer gewesen, schöner, als sonst Etwas auf Erden, und eben so klug wie schön.«

»Ach reden Sie doch nicht so, Rowland! Nur Ihre eigenen Worte können jemals die Meinung ändern, die ich von Ihrem Charakter hatte – schon wie wir noch Kinder waren. Ich will Ihnen nun sagen, warum meine Mutter Ihnen zürnt, und Dies geschieht aus mehr als Einem Grunde. Zuerst war es Das, daß, als mein Vater in New-Orleans starb, Mr. Adkins das Schiff zurückbrachte, aber nicht Sie. Wir waren darüber erstaunt und stellten Mr. Adkins zur Rede, warum er Sie nicht wieder mit zurückbrächte. Er schien nicht gern Etwas über Sie mittheilen

zu wollen, wir bestanden aber darauf, und dann sagte er mit scheinbarem Widerstreben, daß er nicht gern Etwas gegen Sie hätte sagen wollen, denn er fürchtete, daß es uns unangenehm sein würde, da er unsere Freundschaft für Sie kenne. Darauf erzählte er uns nun, daß Sie nicht nur meinen Vater auf seinem Sterbebette vernachlässigt und sich grausam gegen ihn benommen hätten, sondern daß Sie sich auch, als keine Gewißheit seiner Genesung mehr vorhanden war, betragen hätten, als ob Sie es nicht länger der Mühe werth hielten, sich um einen Mann zu kümmern, welcher es Ihnen nicht wiedervergelten könnte, da der Tod ihn abriefe. Adkins sagte, daß Sie sich schon vor dem Tode meines Vaters von dem Schiffe entfernt und ihn, trotz seiner Bitten, doch bei ihm zu bleiben verlassen hätten. Es kann dies nicht wahr sein, das weiß ich, aber so lange meine Mutter noch ein Theilchen von dem für wahr hält, was Mr. Adkins ausgesagt, wird sie Ihnen nicht vergeben. Ihr Ankläger hat auch erzählt, daß Sie, als Sie das Schiff verließen, fremdes Eigenthum mit sich genommen hätten, aber er sagte uns dies erst nach einigen Monaten, als keine Möglichkeit zu Ihrer Rückkehr vorhanden zu sein schien.«

»Was ist denn jetzt aus Mr. Adkins geworden?« fragte ich.

»Er befindet sich auf einer Reise nach New-Orleans mit der ›Lenore‹. Meine Mutter schenkte ihm ihr Vertrauen, und er befehligt das Schiff jetzt. Kürzlich hat er versucht, sich bei mir noch unangenehmer zu machen, indem er mir Gefühle bekannt, die ihm vielleicht Liebe zu sein

scheinen. O, es ist zu unangenehm, bei diesem Gedanken zu verweilen. Meine Mutter lauscht, wie ich fürchte, allen seinen Worten nur zu gern, denn sie ist ihm dankbar für die Güte, die er meinem Vater vor dessen Tod erwies, und auch für die Theilnahme, die er seitdem stets für unser Wohlergehen zu haben scheint. Kürzlich aber hat sich sein Benehmen uns gegenüber sehr verändert, denn er betrügt sich in einer Weise, als ob er das Haupt unserer Familie und der Eigenthümer des Schiffes wäre. Ich glaube, daß seine Rückkehr nach Liverpool jeden Tag zu erwarten ist, denn die Zeit der Reise ist abgelaufen, und das Schiff schon etwas länger ausgeblieben.«

»Ich möchte, er wäre jetzt in Liverpool,« sagte ich. »Wenn er ankommt, werde ich ihn schon Lügen strafen. Lenore! ich bin stets mit der größten Güte von Ihren Eltern behandelt worden, und Undank wie Unehrlichkeit liegen meinem Charakter fern. Das Schiff Ihres Vaters war meine Heimath, und diese Heimath habe ich nicht ohne guten Grund verlassen. Ich ward von demselben Schurken daraus verjagt, welcher mich angeklagt hat. Ich werde bis zu seiner Rückkehr in Liverpool bleiben, und wenn ich ihn entlarvt und mich als Ihrer Freundschaft würdig erwiesen habe, werde ich wieder mit leichtem Herzen in die Welt gehen, wie auch mit gutem Gewissen.«

Nachdem ich Lenore gebeten, ihrer Mutter zu sagen, daß sie getäuscht worden wäre, und daß ich so lange in Liverpool bleiben würde, bis ich bewiesen, daß dies der Fall sei, stand ich auf, um zu gehen. Ich zögerte nur noch,

um hinzuzufügen, daß ich Mistreß Hyland nicht eher mit meiner Gegenwart belästigen würde, als bis das Schiff zurückgekehrt sei, wo ich dann Adkins vor Mistreß Hyland zur Rechenschaft ziehen und beweisen würde, daß er sich selbst der Verbrechen schuldig gemacht, welcher er mich geziehen, nämlich des Undanks und der Unehrlichkeit.

Mit diesem Versprechen schloß ich meine Unterredung mit Lenore.

EILFTES KAPITEL. ICH KOMME MR. LEARY AUF DIE SPUR.

Nachdem ich Mistreß Hyland's Wohnung verlassen, hatte ich viel Unterhaltungsstoff für meine Gedanken, und der hauptsächlichste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit fesselte, war die wunderbare Schönheit Lenorens.

Sie war schön und bekannte, meine Freundin zu sein. Während mich aber tröstlicher Stolz erfüllte, daß ich die Freundschaft eines so lieblichen Wesens besitzen dürfte, lag doch viel Bittere in dem Gedanken, daß Lenorens Mutter mich auch nur einen Augenblick der schwarzen Verbrechen hatte schuldig glauben können, deren mich Adkings angeklagt.

Von einer Person für undankbar gehalten zu werden, die mir so viel Güte erwiesen und die überdieß Lenorens Mutter war, dies war ein bitterer Gedanke.

Adkins hatte jetzt genug gethan, um mich zu seinem tödtlichen Feinde zu machen. Er hatte mich schon auf dem Schiffe nie freundlich behandelt und würde mir

noch mehr Aerger verursacht haben, wäre er nicht durch seine Furcht vor Capitain Hyland davon abgehalten worden. Er hatte mich in New-Orleans vom Schiffe gejagt und war nach Liverpool zurückgekehrt, wo er mich der niedrigsten Verbrechen angeklagt.

Noch schrecklicher aber war, daß er sich bemühte, mir das zu rauben, was mir eben so theuer wie mein Ruf war, er wollte mich Derer berauben, die ich eines Tags als Gattin heimzuführen hoffte. Ja, es war kein Zweifel vorhanden, er versuchte Lenore zu gewinnen.

Das Letztere konnte ich ihm kaum als Verbrechen anrechnen, denn ein so liebliches Wesen zu erlangen zu streben, war kein Verbrechen, und wer so handelte, that nur, was die Natur ihm befahl.

Jetzt aber betrachtete ich die Sache nicht in diesem Lichte, und daß Edward Adkins die Hand Lenore Hyland's beanspruchte, war mir ein Beweis, daß er einer der elendesten Wichte war, die jemals die Erde belästigten.

Eine Weile vergaß ich meinen Abscheu gegen Mr. Adkins, meinen Haß gegen Mr. Leary.

Mein Haß hatte nie vorher nach Rache gedürstet, aber er hatte diese Höhe erreicht, nachdem eine Stunde seit meinem Besuch bei Lenoren verflossen war.

Was konnte ich denn aber thun? Wenn mein Feind zurückkehrte, konnte ich ihm in Gegenwart Lenorens und deren Mutter entgentreten und eine Behauptung aufstellen, der er gewiß durch eine andere widersprach? Ich befand mich in einem Lande, wo die Gesetze Niemanden eine Aussicht auf Wiedervergeltung für das grausamste

Unrecht oder die schrecklichste Beleidigung gestatten, die man erduldet hat.

Wie die vorhergehende Nacht verbrachte ich auch diese schlaflos.

Den Tag nach dem, an welchem ich meine Briefe an die Sattler in Liverpool geschrieben, erhielt ich zwei Antworten von zwei Bekannten Leary's.

Ich verlor auch keine Zeit und machte den Correspondenten meinen Besuch. Der Eine theilte mir offen mit, daß Mr. Leary seine Lehrzeit bei ihm zugebracht habe, aber daß er ihn für nicht gerade rechtschaffen hielt, und daß er nur zu froh gewesen wäre, ihn loszuwerden. Er hätte sieben Jahre nichts von Leary gesehen oder gehört, und hoffte ihn nie wieder zu sehen. Er hätte Leary als Knaben aus dem Armenhause zu sich genommen und glaubte, daß er keine Verwandten hätte, die wissen würden, wo man ihn finden könnte.

Ich besuchte dann den anderen Sattler und erfuhr von diesem, daß Leary, nachdem seine Lehrzeit abgelaufen, bei ihm als Sattlergeselle gearbeitet habe, wenn auch nur sehr kurze Zeit. Dann war Leary nach Dublin gegangen, nach drei oder vier Jahren jedoch zurückgekommen und hatte wieder einige Tage bei ihm gearbeitet. Als Leary das zweite Mal fortging, hatte er sich verpflichtet, mit einem Sattler nach Neusüdwaales zu gehen, wo dieser her war, und der, wie der Sattler in Liverpool lachend erzählte, so thöricht gewesen war, für Leary die Ueberfahrt zu bezahlen, da er hoffte, daß Leary ihn durch seine Arbeit

wiederbezahlen, würde, wenn sie Neusüdwaales erreicht hätten.

Mit schmerzlichem Interesse fragte ich, ob Leary seine Frau und Kinder mit nach Australien genommen hätte.

»Nein,« sagte der Sattler, »Das hat er nicht gethan. Er konnte es nicht, da er schon tausend Lügen machen mußte, um den Sattler zu überreden, daß er ihn mitnahm. Ich erinnere mich aber, daß eine Frau aus Dublin da war, die nach Leary fragte, nachdem er bereits abgereis't war, und dem armen Geschöpf brach beinahe das Herz, als sie erfuhr, daß er ohne sie fort war. Ich glaube, daß es seine Frau gewesen ist.«

Seitdem hatte der Sattler weder von Leary, noch von der Frau Etwas gehört.

Ein Theil dieser Mittheilung war sehr befriedigend; meine Mutter hatte Leary in Liverpool nicht gefunden, und der Elende war jetzt weit fort.

Wo aber hielt sich meine Mutter auf? Wo war sie mit ihren Kindern die letzten fünf Jahre gewesen? Wie sollte ich Etwas über ihr Schicksal erfahren?

Ich hatte nun in der That sehr viel zu thun. Ich mußte meine Verwandten suchen, und Das war keine leichte Aufgabe, da ich auch nicht den kleinsten Anhaltspunkt bei meiner Nachforschung hatte. Dann mußte ich Mistreß Hyland überzeugen, daß ich immer noch ihrer Freundschaft werth sei, ich mußte Rache an meinem Feinde Adkins nehmen, und blieb mir immer noch eine Aufgabe, die größer als alle anderen war: ich mußte Lenoren gewinnen oder vergessen.

Mein letzter Besuch bei ihr hatte in meiner Seele die süßen Erinnerungen der Vergangenheit, die Gedanken an die Gegenwart und die Träume der Zukunft erweckt, – Gedanken und Träume, die nicht wieder einschlafen wollten. Im Geiste sah ich stets Lenoren mit all' ihrer Lieblichkeit vor mir.

Was sollte ich nun zuerst thun? Ich hatte nur noch wenig Geld und konnte jetzt Liverpool nicht verlassen, um mir mehr zu verdienen. Ich mußte auf die Rückkehr Adkins warten, und doch konnte ich nicht meinen letzten Schilling in vergeblichem Warten verthun.

Da ich keine Freunde hatte, konnte ich nur solche Arbeit bekommen, welche die größte Mühe verursachte, aber glücklicher Weise hatte ich den Willen, die Gesundheit und Kraft dazu, und mit Stolz kann ich sagen, daß ich handelte, wie ein Mann es unter solchen Umständen stets thun sollte. Anstatt in hoffnungslosem Müßiggang umherzuschlendern, begab ich mich auf die Schiffswerften und erhielt dort Tagelöhnerarbeit.

Zwei Wochen lang lud ich Baumwollenballen und Zuckersäcke ab. Die Arbeit war niedrig, und der Lohn dafür verhältnißmäßig gering, aber die Pflicht gebot es mir, und so arbeitete ich weiter, durch Hoffnung erheitert, ohne über mein Schicksal zu murren.

Abends pflegte ich manchmal vor Mistreß Hyland's Haus auf- und abzugehen, denn ich hoffte Lenoren zu sehen, oder hatte wenigstens die Gewißheit, in ihrer Nähe zu sein, mochte ich sie nun sehen oder nicht, denn schon Das bereitete mir Freude.

Ich wollte sie nicht gern eher wieder besuchen, als bis ich ihrer Mutter erst Beweise meiner Unschuld geben könnte.

Bisweilen fragte ich mich, warum ich Lenoren wohl öfter besuchen wollte, selbst nachdem ich mich von dem Verdacht gereinigt, der auf mir lastete? Sie war schön, gefährlich schön, und ich war heimaths-, freund- und vermögenslos. Warum sollte ich denn meinen Seelenfrieden für die Zukunft gefährden, indem ich mich immer und immer mehr von einer Person bezaubern ließ, deren Herz zu besitzen ich je kaum hoffen konnte?

Die Pflicht sowohl, als mein Verstand geboten mir, die Meinigen ausfindig zu machen, und nicht mehr Lenore Hyland zu besuchen. Wo aber ist ein von der Liebe bethörtes Herz, welches dem Ruf der Pflicht oder dem des Verstandes folgte?

Mein Herz that es nicht und konnte es auch nicht, es war für jeden solchen Ruf taub. Ich dachte nur an Lenoren und ich sehnte mich nur danach, sie wieder sehen, mit ihr sprechen, ihr zuzuhören und sie lieben zu können!

ZWÖLFTES KAPITEL. EINE BEGEGNUNG MIT EINEM FEIGLING.

Ungefähr zwei Wochen nach meiner Unterredung mit Mistreß Hyland und ihrer Tochter sah ich Etwas, wonach ich schon lange gesucht, nämlich eine Notiz in einer Zeitung unter der Rubrik der ›Schiffsnachrichten‹, in welcher

angezeigt ward, daß die ›Lenore‹ unter Capitain Adkins von New-Orleans eingetroffen sei.

Nachdem ich diese Notiz gelesen, warf ich schnell die Zeitung bei Seite und eilte sogleich nach der Werfte, wo das Schiff bereits angekommen war.

Wie ich hätte erwarten können, befand sich Adkins nicht an Bord desselben. Er war bereits früher gelandet, während das Schiff noch den Fluß heraufsegelte. Nachdem ich den Namen des Hotels erfahren, in welchem Adkins während seiner Anwesenheit in Liverpool zu wohnen pflegte, zögerte ich nicht länger auf dem Schiffe, sondern eilte davon, um ihn zu suchen. Als ich das Hotel erreichte, sagte man mir, daß er zwar hier übernachtet hätte, aber früh, gleich nach dem Frühstück, fortgegangen sei.

Ich vermuthete, daß ich ihn bei Mistreß Hyland finden würde, und es fiel mir jetzt ein, daß ich sehr dumm gewesen war, ihn nicht gleich zuerst dort, aufzusuchen.

Aus dem Hotel eilte ich sogleich nach Mistreß Hyland's Wohnung und erwartete schon unterwegs viel Freude von der Aufgabe, Adkins zu zwingen, seine eigenen Lügen zu widerlegen. Ich fürchtete jedoch, daß Scham ihn verhindern würde, die Wahrheit zu sagen, und daß er sogar in meiner Gegenwart an seiner schändlichen Verleumdung festhalten würde. Ich fürchtete es, denn es war nicht mein Wunsch ihn umzubringen.

Wie ich vermuthet, hatte er Mistreß Hyland besucht, und gerade als ich die Thür erreichte, kam er heraus.

Ich beherrschte mich, so gut ich konnte, denn ich wünschte nicht die Erreichung meiner Absicht durch unnöthigen Zorn zu vereiteln.

»Guten Morgen, Mr. Adkins!« rief ich. »So sehen wir uns denn wieder, und ich versichere Sie, von meiner Seite wenigstens mit der größten Freude.«

Er würde, ohne Etwas zu sagen, an mir vorüber gegangen sein, hätte ich ihm nicht den Weg versperrt.

»Wer der Teufel sind Sie denn, und was wollen Sie?« fragte er in polterndem Tone und mit einer Miene, wie er schon früher oft angenommen.

»Ich bin Rowland Stone,« antwortete ich, »und möchte gern mit Ihnen über einen höchst wichtigen Gegenstand sprechen.«

»Nun hier bin ich ja! Was ist denn Das für eine wichtige Sache?«

»Sie kann nur in Gegenwart von Mistreß Hyland und deren Tochter verhandelt werden.«

»Mistreß Hyland wünscht Sie nicht zu sehen,« sagte Adkins, »und ihre Tochter noch weniger. Was mich betrifft, so mag ich Nichts mit Ihnen zu schaffen haben.«

»Ich kann Ihren letzten Behauptungen nur Glauben schenken,« erwiderte ich, »aber es ist nöthig, daß wir Das bisweilen thun müssen, was uns vielleicht nicht sehr angenehm ist. Wenn ein Funken Ehre in Ihnen steckt, so gehen Sie wieder hinein und wiederholen Mistreß Hyland Das in meiner Gegenwart, was Sie hinter meinem Rücken gesagt haben.«

»Ich werde mir nicht solche Mühe machen. Ich sage Ihnen noch ein Mal, daß ich nicht mit Ihnen sprechen mag. Machen Sie mir Platz!«

Als Adkins Dies sagte, machte er Miene, an mir vorüberzugehen.

»Zum Teufel sollen Sie gehen,« sagte ich, »wenn Sie nicht thun wollen, was ich Ihnen befehle!« und ich packte ihn bei'm Kragen, um ihn in das Haus hineinzuziehen.

Er widerstand diesem Versuch, indem er nach mir schlug, welchen Schlag ich mit solchen Zinsen zurückgab, daß, während ich noch fest stand, der Capitain der ›Lenore‹ rückwärts taumelte und tüchtig auf die Thürschwelle hinstürzte.

Jetzt hatte ich alle meine Selbstbeherrschung verloren, und nachdem ich die Klingel gezogen, damit die Thür geöffnet würde, ergriff ich Adkins bei den Haaren, um ihn hineinzuzerren.

Ich hätte meinen Zweck erreicht, die Thür aufgebrochen, ihn in das Haus gezerrt, Mistreß Hyland gegenübergestellt und ihm seine Lügen zu verschlucken gegeben, wenn sich nicht ein Kleeblatt Polizeidiener genähert hätte.

Man konnte mich erst nach einem langem Kampfe überwältigen, in welchem die Anstrengungen der drei Polizeidiener, die Adkins' und die eines andern Mannes, der gerade vorüberging, sich gegen mich vereinigten. Der Kampf endete damit, daß man mir Fesseln anlegte.

Als man mich von dem Hause wegfürte, bemerkte ich Mistreß Hyland sowohl als Lenoren am Fenster, wo Beide ohne Zweifel Zeugen der Schlägerei gewesen waren.

Man brachte mich sogleich auf die Polizei und sperrte mich in eine Zelle ein.

Am nächsten Morgen ward ich einem Friedensrichter vorgeführt. Adkins war als Kläger erschienen, die drei Polizeidiener als Zeugen, und auch der Bürger aus Liverpool, der mir Fesseln anlegen geholfen.

Nachdem die Aussage des Klägers gegen mich gehört worden, ward ich aufgefordert, mich zu vertheidigen. Ich hatte gegen die Anklage Nichts zu erwidern.

Der Friedensrichter erklärte nachdrücklich, daß ihm nie ein Fall von größerer Rohheit vorgekommen sei, und daß man nicht gerecht sein würde, wollte man bloß eine Geldstrafe über mich verhängen. Daher ward ich zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt.

Deßwegen achtete ich mich um Nichts geringer, und unter andern Umständen wäre eine vierzehntägige Gefangenschaft gar nicht so unangenehm gewesen. Es war aber ein bitterer Gedanke, daß, während ich meine Zeit in Gesellschaft gemeiner Diebe verbrachte, Edward Adkins Lenoren täglich besuchte.

Vierzehn Tage mußte ich im Gefängniß zubringen, während mein niedriger Feind die Gesellschaft von Mistreß Hyland und deren Tochter genoß und ohne Zweifel Alles that, um mich anzuschwärzen und in Beider Achtung herabzusetzen!

Dieser Gedanke war durchaus nicht angenehm. obgleich ich mich damit hätte trösten können, daß ich viel besser innerhalb des Kerkers daran war, als Millionen meiner Landsleute außerhalb desselben. hätte ich ein Verbrechen begangen, daß ich wirklich diese Strafe verdiente, so würde ich mich allerdings wirklich elend gefühlt haben; aber mein Gewissen klagte mich keines Unrechts an, und es fehlte mir daher nicht an jenen beruhigenden Empfindungen, die stets dem Gefühl der Aufrichtigkeit und Unschuld entspringen.

Ich fürchtete nicht, daß Adkins einen großen Vortheil über mich dadurch gewinnen würde, daß er Lenorens Liebe erstrebte, selbst wenn ihm sogar der Einfluß ihrer Mutter dabei half. Das beunruhigte mich nicht während meines Aufenthaltes hinter den Gefängnißmauern, denn wenn Lenore sich einen solchen Mann zum Gatten wählen konnte, so brauchte ich ihren Verlust nicht zu beklagen. Mein Geist ward vielmehr durch den Gedanken niedergedrückt, daß das Böse so triumphirte, daß Adkins Lenorens Gesellschaft genösse, wo er doch an meiner Stelle im Gefängniß sein sollte, und ich dagegen an seiner bei Lenoren.

Nachdem ich schon acht Tage im Gefängniß zugebracht, ward ich eines Morgens durch die Meldung überrascht, daß ich Besuch bekäme.

Zwei Männer waren gekommen und hatten nach Rowland Stone gefragt. Sie warteten draußen auf Einlaß.

Beide waren alte Bekannte. Einer hieß Wilton und war zweiter Mate der ›Lenore‹ unter Capitain Hyland gewesen, und der Andere war Mason, der Proviantmeister von demselben Schiffe.

Da Beive auf dem Schiffe sehr freundlich gegen mich gewesen waren, so freute ich mich sehr, sie zu sehen, aber meine Freude stieg, als ich erfuhr, wem ich ihren Besuch zu verdanken habe. Mason erzählte mir, daß er noch Proviantmeister auf der ›Lenore‹ sei, und daß Miß Hyland zu ihm an Bord gekommen sei, um von ihm einen wahren Bericht von dem Stand der Dinge zwischen mir und Adkins zu erlangen.

»Ich freute mich, Rowland, daß Sie wieder aufgetaucht waren,« sagte Mason, »aber zu gleicher Zeit that es mir leid, als ich von Ihrem jetzigen Bedrängniß hörte. Ich nahm mir sogleich vor, Ihnen wenigstens theilweise herauszuhelfen, wenn ich meine Stelle auch vielleicht dadurch verliere. Ich sagte Miß Hyland ganz einfach, daß Adkins ein Schurke sei, und daß ich es beweisen könnte. Ich versprach ihr, daß ich Sie besuchen wollte. Wilton hier ist jetzt Matrose auf einem Schleppdampfer, und ich habe ihn mit hergebracht, da ich weiß, daß er uns hilfreiche Hand leisten kann.«

»Nichts kann mich mehr freuen, als die Aussicht, daß Adkins das Commando über die ›Lenore‹ verlieren soll,« sagte Wilton; »denn ich weiß, daß er nicht ehrlich ist, und daß er die Wittve immer betrogen hat. Wir müssen ein Mittel ersinnen, wie wir Mistreß Hyland überzeugen wollen, daß sie einem Schurken ihr Vertrauen schenkt.«

Wilton und Mason blieben beinahe eine Stunde bei mir, und es ward bestimmt, daß Nichts offen gethan werden sollte, als bis die Zeit meiner Haft abgelaufen sei. Dann mußten wir uns vergewissern, wann Adkins einen Besuch bei Mistreß Hyland abstattete, wo wir dann alle Drei hingehen, ihn dort aufsuchen und Mistreß Hyland die ganze Geschichte seiner Falschheit und Unehrllichkeit erzählen wollten.

»Sollte Mistreß Hyland uns jedoch nicht glauben, und Adkins ihr ferneres Vertrauen schenken,« sagte Wilton, »so verdient sie es meiner Meinung nach, betrogen zu werden.«

Ich dachte Dasselbe, wenigstens was Betrug in Bezug auf ihre weltlichen Güter betraf, denn es war ein bitterer Gedanke, daß der Schurke sie vielleicht eines unschätzbaren Kleinodes, als alle ihre Schätze, nämlich Lenorens, berauben könnte. Ich konnte aber nicht glauben, daß auch die wahnsinnigste Thorheit von Mistreß Hyland nicht eine solche Strafe verdiente, daß sie Adkins ihren Schwiegersohn nennen müßte!

Mason und Wilton gaben mir ihre Adresse, und ich versprach, zu ihnen kommen zu wollen, sobald ich in Freiheit gesetzt sein würde.

Sie ließen mich glücklich und hoffnungsvoll zurück. Ich war glücklich, nicht weil ich gesund und jung war, nicht weil ich Freunde gefunden, die mich bei der Entlarvung eines Feindes unterstützen wollten, sondern weil die schöne Lenore an meinem Unglück Antheil genommen und mir dasselbe zu erleichtern suchte.

Dies war das Thema zu vielen langen und angenehmen Träumereien, welche, während sie mir Sehnsucht nach Freiheit einflößten, mich auch zugleich den Rest meiner Gefangenschaft so ertragen ließen, daß ich die geringen Unannehmlichkeiten meiner Lage nur wenig beachtete.

Als man mir meine Freiheit endlich zurückgab, nahm ich dieselbe an und besuchte gleich an demselben Tage Mason und Wilton.

Was Lenore bereits für mich gethan, ließ mich glauben, daß sie mir auch weiter helfen würde, die Wahrheit festzustellen. Ich hoffte vertrauensvoll, daß Lenore Nichts dagegen einzuwenden haben würde, uns wissen zu lassen, an welchem Tage und zu welcher Stunde wir Adkins bei ihrer Mutter treffen könnten, und so schrieb ich ihr denn ein Billet, in welchem ich sie darum bat.

Dann erwartete ich in fröhlicher Hoffnung, bald Gelegenheit zur Wiederherstellung meines angetasteten Rufes finden zu können, Lenorens Antwort.

DREIZEHNTES KAPITEL. AUSGLEICHUNG EINER RECHNUNG.

Lenore täuschte mich auch nicht. Zwei Tage nach meiner Freilassung erhielt ich ihre Antwort. Sie schrieb mir, daß Adkins ihre Mutter den nächsten Tag besuchen würde, und rieth mir, ungefähr halb elf Uhr mit meinen Freunden zu kommen. Ich hatte ihr nämlich mitgetheilt, warum ich Adkins gern sehen wollte.

Nachdem ich ihr Billet erhalten, begab ich mich sogleich zu Mason und Wilton, und wir bestimmten einen Ort, wo wir uns den nächsten Morgen treffen wollten.

An diesem Abend war ich so unruhig, wie der Oberbefehlshaber eines Heeres am Vorabend einer großen Schlacht. Ich mußte einem Feind entgegen gehen und ihn besiegen – einen bereits befleckten Ruf in seiner früheren Reinheit wiederherstellen.

Ich konnte nicht umhin, etwas ängstlich wegen des Erfolges meiner Bemühungen zu sein.

Den nächsten Morgen traf ich meine Freunde an dem bestimmten Ort, und sobald es zehn Uhr schlug, begaben wir uns zu Mistreß Hyland.

Als wir in die Nähe des Hauses kamen, bemerkte ich Lenoren an Fenster. Sie erkannte uns, erhob ich und verschwand in dem Hintergrunde des Zimmers. Als ich die Klingel zog, öffnete sie selbst.

Ohne zu zögern, führte sie uns alle Drei in das Wohnzimmer, wo Adkins und Mistreß Hyland saßen.

Die Letztere schien durch unser unerwartetes Erscheinen nicht wenig überrascht, aber Adkins sah mehr wie ein erschreckter Tolhäuſler, als wie ein vernünftiger Mensch aus.

»Diese Herren wünschen Dich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, Mutter,« sagte Lenore. »Es ist Nichts von ihnen zu fürchten, denn sie sind unsere Freunde.«

Nachdem Lenore Dies gesagt, bat sie uns, Platz zu nehmen, und wir thaten es.

Adkins sprach nicht, aber ich konnte aus dem Spiel seiner Mienen entnehmen, daß er wußte, er habe das Spiel verloren.

»Mistreß Hyland,« sagte Wilton nach einer kurzen Pause, »ich bin hierher gekommen, um, wie ich glaube, meine Pflicht zu erfüllen, was ich eigentlich schon lange hätte thun sollen. Wenn ich ein Unrecht begehe, so geschieht es nur, weil ich nicht das Rechte weiß. Ich war der Freund Ihres Gatten, und wir sind neun Jahre zusammen gereis't. Ich befand mich auf der ›Lenore‹ als Capitain Hyland in New-Orleans starb, und ich habe die Geschichten gehört, die Mr. Adkins hier von diesem jungen Mann erzählt hat, diese Geschichten sind aber falsch. Als wir in New-Orleans waren, zur Zeit, da Ihr Gatte starb, war Adkins faßt die ganze Zeit betrunken und vernachlässigte seine Pflicht. Rowland entfloh nicht von dem Schiffe und vernachlässigte eben so wenig den Capitain, sondern war der Einzige von der Schiffsmannschaft, der sich um ihn bei seinem Tode kümmerte, ihn besuchte und pflegte. Mr. Adkins konnte Rowland nie leiden, und der einzige Grund, welchen ich mir denken kann, ist der, daß es eben für einen schlechten Menschen natürlich ist, einen guten zu hassen. Als Mr. Adkins das Commando erhielt, wollte er Rowland nicht wieder an Bord des Schiffes lassen und ihn noch weniger mit zurück nach Liverpool nehmen. Nach Capitain Hyland's Tod machte ich mit Adkins eine Reise als erster Mate, aber erkannte dabei, daß ich nicht länger bei ihm bleiben könnte, wenn ich nicht eben

so schlecht, als er werden wollte, und verließ daher das Schiff.

»Mistreß Hyland!« fuhr Wilton fort, indem er Adkins fest ansah und mit entschiedenem Nachdruck sprach, »ich zögere nicht, Mr. Adkins einen gottlosen, betrügerischen Mann zu nennen, der Sie unter dem Mantel der Freundschaft beraubt hat und es immer noch thut.«

»Diese Männer haben sich verschworen, um mir meinen Untergang zu bereiten!« rief Adkins, indem er aufsprang. »Ich glaube, es wird ihnen gelingen, denn gegen drei Männer und eine Frau kann ich Nichts ausrichten!«

Ohne diese Worte zu beachten, wendete sich Mistreß Hyland an Mason und sagte:

»Ich glaube, Sie sind Mason, der Proviantmeister der ›Lenore‹. Was haben Sie denn zu sagen?«

»Ich habe nur zu bestätigen, daß Alles, was Mr. Wilton Ihnen erzählt hat, wahr ist,« sagte Mason. »Meines Wissens nach hat Rowland nie Etwas gethan, wodurch er Ihre Freundschaft hätte verwirken können. Ich habe lange gewußt, daß Capitain Adkins ein Schurke ist, und der Wunsch, ihn zu entlarven, der durch den Gedanken, daß ich eine große Familie zu ernähren habe, und vielleicht meine Stelle verlieren könnte, in den Hintergrund gedrängt ward, hat mir manch Mal eine schlaflose Nacht bereitet. Ich hatte mir aber schon vorgenommen, keine Reise weiter mit Adkins zu machen, ehe ich noch wußte, daß ich dadurch mein Zeugniß Rowland helfen könnte. Als ich nun hörte, daß Adkins den jungen Mann nicht nur seiner Freunde, sondern auch seiner Freiheit beraubt

habe, zögerte ich nicht länger, seine Bosheit an den Tag zu bringen. Er ist ein schändlicher Bösewicht, und Das kann ich beweisen, wenn man die Schiffsrechnungen genau durchgehen will.«

»Fahrt nur fort, fahrt nur fort!« rief Adkins. »Jetzt habt Ihr's in der Hand. Natürlich gilt mein Wort Nichts.«

»Er sagt jetzt wenigstens ein Mal in seinem Leben die Wahrheit,« sagte Mason zu Mistreß Hyland; »denn sein Wort gilt allerdings bei Keinem Etwas, der ihn kennt.«

»Nun, Rowland,« sagte Mistreß Hyland, »was haben Sie mir denn zu sagen?«

»Sehr wenig,« antwortete ich. »Ich wollte nur nicht, daß Sie Uebles von mir dächten. Es giebt Nichts, was mehr verlegen kann, als Undank, und die Güte, mit der Sie mich früher behandelt haben, war die Ursache, warum ich Ihnen so gern beweisen wollte, daß ich nicht undankbar gewesen bin. Sie haben jetzt Beweise, die Sie befähigen, über Adkins und mich zu urtheilen, und nach dieser Unterredung jetzt werde ich Sie nicht mehr belästigen, denn ich wünschte nicht auf die Erneuerung der Freundschaft zu bestehen, welche Sie in Verdacht eines Verbrechens gehabt haben. Ich wollte Sie nur gern wissen lassen, daß ich Ihnen seine Verallassung gegeben habe, diese Freundschaft abzubrechen.«

»Nun, meine Herren,« sagte Adkins, »nachdem Sie mich durch Ihre Erzählungen unterhalten haben, darf ich wohl Abschied von Ihnen nehmen, und,« fuhr er zu Mistreß Hyland gewendet fort. »Sie werde ich besuchen,

wenn nicht so interessante Gesellschaft Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.«

Er stand auf und schritt nach der Thür.

»Halt!« rief Mason und vertrat ihm den Weg. »Mistreß Hyland,« fuhr er fort, »ich weiß genug von diesem Mann und seiner Verwaltung Ihres Geschäfts, um Ihnen das Recht zuzusprechen, ihn einem Polizeidiener zu übergeben. Soll ich einen rufen?«

Mistreß Hyland schwieg einen Augenblick, während ich Adkins anblickte und sah, daß mein Sieg über ihn ein vollständiger war. Seine eigene Erscheinung verurtheilte ihn, und Jeder, der ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, wie er gedemüthigt, verzagt und schuldbewußt dastand, würde für immer sich gescheut haben, Unrecht zu thun, schon um nicht ein Mal so dazustehen, wie er.

Er bot allerdings ein trauriges Schauspiel dar, denn er hatte nicht ein Mal den Muth, nur einen Schein von Männlichkeit anzunehmen.

Um meinen Triumph und seine Niederlage zu vollenden, rief Lenore, die die ganze Zeit mit Theilnahme und anscheinender Freude zugehört hatte: »Laß ihn gehen, Mutter, wenn er versprechen will, uns nicht wieder zu nahe zu kommen!«

»Ja, wir wollen ihn gehen lassen!« wiederholte Mistreß Hyland. »Ich muß erst überlegen, ehe ich handeln kann.«

Mason öffnete die Thür, und Adkins schlich auf eine Weise hinaus, die sogar für mich, seinen Feind, schmerzlich zu sehen war. Nachdem er gegangen, erwartete Jedes, daß das Andere sprechen solle.

Endlich brach Mistreß Hyland das Schweigen und sagte:

»Von Ihnen sowohl, Mr. Wilton, wie von Ihnen, Mr. Mason, habe ich meinen verstorbenen Gatten nur mit der größten Achtung sprechen hören, und ich müßte nicht, warum ich Ihnen nicht glauben sollte. Mit Ihnen, Rowland,« fuhr sie fort, indem sie mich mit dem alten, freundlichen Blick ansah, »mit Ihnen bin ich viele Jahre bekannt gewesen, und ich zweifelte hauptsächlich deswegen an Ihrer Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit, weil ich dachte, daß, wenn Sie die Rücksicht für uns besäßen, die Sie hätten besitzen sollen, Sie gewiß nach dem Tode meines Gatten zu uns zurückgekehrt wären. Sie thaten das aber nicht, und das zeugte, wie Sie zugeben werden, sehr wider Sie. Jetzt habe ich guten Grund zu dem Glauben, daß ich von Adkins getäuscht worden bin, und ich weiß nicht, wem ich trauen soll. Ich muß glauben, daß Sie Alle hier ohne Groll gegen mich hergekommen sind, denn ich wüßte nicht, warum Sie mich kränken wollten. Ich achte Alle, in welche mein Gatte Vertrauen setzte. Ich habe ihn von Ihnen Allen Gutes sprechen hören, und ich kann mich jetzt nicht erinnern, daß er je Etwas gesagt hätte, was mir eine gute Meinung von Adkins geben könnte. Ich habe überhaupt meinen Gatten nie viel von ihm sprechen hören. Es ist nun meine Pflicht, mir so gut die Vergangenheit wie die Gegenwart zu überlegen, ehe ich etwas Weiteres sagen kann.«

Wilton und Mason versicherten Mistreß Hyland Beide, daß sie nur von ihrem Pflichtgefühl bei ihrer Handlungsweise geleitet worden wären, und dieses Pflichtgefühl sei ihnen durch die Achtung eingeflößt worden, die sie für das Andenken Mr. Hyland's empfänden.

Wir verließen dann Mistreß Hyland's Wohnung, aber nicht eher, als bis die Herrin des Hauses mir ihre Hand gereicht und mich zugleich gebeten, den nächsten Tag wiederzukommen, und auch nicht eher, als bis Lenore mich überzeugt, daß mein Besuch auch willkommen sein würde,

VIERZEHNTE KAPITEL. NEUE FREUNDSCHAFT.

Den nächsten Tag stattete ich denn auch einen Besuch bei Hylands ab und hatte keinen besonderen Grund, mit meinem Empfang unzufrieden zu sein,

Mistreß Hyland kam mir allerdings nicht in derselben mütterlichen Weise entgegen, wie früher, aber ich erwartete es auch nicht, sondern war froh, überhaupt die Gegenwart eines so schönen Wesens, wie Lenore, genießen zu dürfen, mochte es sein, unter welchen Umständen es wollte.

Auch Lenore empfing mich nicht auf dieselbe Weise, wie sie früher zu thun pflegte, aber auch dies betrübte mich nicht. Es war nothwendig, daß die kindliche Vertraulichkeit und Unbefangenheit, die früher zwischen uns herrschten, aufhörten, und es machte mir daher keinen Kummer, als ich bemerkte, daß dies auch geschehen sei.

Ich gestand Mistreß Hyland, daß ich unrecht gehandelt habe, nach ihres Gatten Tode nicht nach Liverpool zurückzukehren, aber ich erklärte ihr auch, daß ich mich über meine Entlassung vom Schiff sehr gekränkt habe, und da ich keine Heimath mehr gehabt, hätte herumwandern müssen, wie es die Verhältnisse mit sich brachten. Ich fügte natürlich hinzu, daß, hätte ich nur im Geringsten ahnen können, daß man meine Abwesenheit für Undank und Bosheit ausgelegt, ich schon lange zurückgekehrt sein würde, um diese Verleumdung zu widerlegen.

Lenore versuchte es nicht, ihre Freude darüber zu verbergen, daß ihre Mutter wieder als Freundin mit mir sprach.

»Sie müssen uns nicht wieder verlassen, Rowland,« sagte sie, »denn wir haben nicht viel Freunde, und unsere Umstände erlauben auch nicht, Einen zu verlieren. Sie sehen selbst, wie nahe wir daran gewesen, Sie zu verlieren, blos weil Sie so lange abwesend waren.«

»Ja, Rowland,« sagte Mistreß Hyland. »Mein Haus war früher Ihre Heimath, und Sie sind uns willkommen, wenn Sie dasselbe von Neuem dazu machen wollten. Ich erfülle nur die Wünsche meines Gatten, wenn ich die innige Freundschaft erneuere, die einst zwischen uns bestand.«

Die Einladung Mistreß Hyland's, ihr Haus wieder zu meiner Heimath zu machen, lehnte ich, wenn auch zögernd, ab. Lenore schien nicht mehr meine Schwester zu sein, und mit Schmerz drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß es mein Schicksal sei, zu lieben, und doch weit von der wegzuwandern, welche ich liebte.

Lenore war jetzt eine junge Dame, und ich betrachtete mich als einen Mann. Wir konnten nicht länger als Kinder zusammen leben, nicht unter einem und demselben Dache wohnen. Lenore war zu schön und ich zu arm. Jede weitere Bekanntschaft zwischen uns Beiden konnte meinem zukünftigen Glück nur schaden, anstatt dasselbe zu fördern.

Ich verließ Mistreß Hyland's Haus mit gemischten Gefühlen der Freude und Verzweiflung. Ich freute mich, Mistreß Hyland's gute Meinung für mich wieder gewonnen zu haben, verzweifelte aber daran, dem Zauber der Schönheit Lenorens widerstehen zu können.

Jedes Mal, wo ich in ihr schönes Gesicht blickte, steigerte sich mein Elend. Ich war jung und besaß, wie man mir gesagt, ein hübsches Aeußere. Lenore und ich, wir waren alte Freunde und Spielgefährten gewesen. Es war mir vielleicht möglich, ihre Liebe zu gewinnen, aber wäre das ehrenhaft gewesen?

Wäre es eine geziemende Erwiderung der Güte gewesen, welche mir Capitain Hyland und seine Gattin erwiesen, wenn ich, der blutarme ›rollende Stein‹, die Liebe ihres einzigen Kindes zu gewinnen gesucht, und Lenoren dadurch dem Elend meines eignen unglücklichen Looses preisgegeben hätte? Nein! ich konnte Lenoren wohl lieben, aber nicht so unwürdig handeln.

Dann fiel mir wieder ein, daß Mistreß Hyland Vermögen besaß, und daß ihre Heimath auch die meinige sein würde. Auch bedurfte sie eines Schwiegersohnes,

der sich um das Schiff kümmerte, und ich war ein Seemann.

Diese Gedanken erweckten aber nur ein Gefühl des Stolzes in mir, welches mir nicht erlaubte, vor einer Person, die ich zu meiner Gattin ausersehen, ein Vermögen anzunehmen. Ich wußte, daß bei allen Anstrengungen, die ein Mann nur irgend machen kann, und seien seine Gewohnheiten noch so trefflich, er nicht glücklich mit einer Frau zu leben vermag, die in das Geschäft des Mannes mehr Geld bringt, als er selbst.

Dann verlor ich mich in eine andere unangenehme Betrachtung. Warum suchte ich denn Gründe, aus welchen ich Lenoren nicht heirathen könnte, wenn sie mir vielleicht ihre Hand gar nicht reichen wollte? Wenn wir auch alte Freunde waren, so lag deßwegen doch kein Grund vor, warum sie mich je zum Gatten nehmen sollte. Indem ich ihre Liebe zu gewinnen suchte, flößte ich ihr, wie sie mir von Adkins erzählt, vielleicht nur Haß ein.

Den Tag nach meinem Besuche bei Mistreß Hyland und Lenoren begab ich mich zu Mason, dem Proviantmeister, um ihm dafür zu danken, daß er ein gutes Wort für mich eingelegt, wie auch für die Freundlichkeit, mit der er mich behandelt, als wir noch Schiffskameraden auf der ›Lenore‹ waren.

Er empfing mich sehr herzlich, so daß ich besser von den Menschen denken lernte, als wie ich es in der letzten Zeit gethan.

In einer langen Unterhaltung erzählte er mir von vielen betrügerischen Handlungen, die Adkins begangen,

welcher, wie Mason sagte, Mistreß Hyland bestohlen hatte, wo er nur gekonnt.

»Capitain Hyland hat sich viel Mühe gegeben, Sie gut zu erziehen,« sagte Mason; »warum heirathen Sie denn nicht seine Tochter und übernehmen das Commando des Schiffes?«

»Ich bin ein ganz armer Abenteurer,« erwiderte ich, »und wage nicht, nach solchem Glück zu streben, welches mich erfüllen würde, wenn ich sowohl der Gatte, als der Capitain der ›Lenore‹ werden sollte. Ich bin weder so eitel, noch so ehrgeizig.«

»Das ist wahr,« sagte Mason. »Sie besitzen weder genug Eitelkeit, noch genug Ehrgeiz. Es hat noch nie Jemand etwas gethan, ohne nicht dabei an sich zu denken und einen Versuch zu machen, den Sie nicht machen wollen. Es gehört Glück dazu, um zu gewinnen, ohne zu wagen.«

Es lag etwas Wahres in dem, was der Proviantmeister sagte, aber Hylands waren meine Freunde gewesen und es von Neuem geworden, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, das Vertrauen zu mißbrauchen, welches sie in mich gesetzt. Ich konnte nicht von Liebe mit Lenoren sprechen, und das sagte ich auch dem Proviantmeister.

In dieser Unterredung mit Mason erfuhr ich auch, daß Adkins verschwunden und nirgends zu finden sei!

»Seine Flucht,« sagte Mason, »wird Mistreß Hylabd wohl deutlich beweisen, daß er des Vertrauens unwürdig war, welches sie ihm sehenkte, Sie kann nicht dankbar

genug dafür sein, daß Ihre Rückkehr, Rowland, ihr geholfen hat, seinen wahren Charakter zu durchschauen. Ich würde Adkins schon lange bloß gestellt haben, hätte ich geglaubt, daß es mir gelingen würde, und dann dachte ich, daß ich mir bloß selbst dadurch schaden, meine arme Familie zu Grunde richten würde, ohne dabei das tröstende Bewußtsein zu haben, daß ich auch zugleich einen Schuft ruinirt hätte. Dem Herin sei für seine Gnade gedankt! Der Bösewicht ist nun endlich entlarvt worden.«

Mit vielem frommen Dank endete meine Unterredung mit dem ehrlichen Mason.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. LIEBE UND ARMUTH.

Von jetzt an besuchte ich Lenoren und ihre Mutter jeden Tag, und ging jedes Mal hoffnungsloser bethört fort.

Mein Geld war allmählich immer leichter zu zählen, bis ich endlich sah, daß ich nur noch wenige Schillinge besaß, und daß die Nothwendigkeit mich bald zwingen würde, Arbeit zu suchen. Natürlich wollte ich zur See gehen und meinen Lebensunterhalt auf einem Schiffe verdienen, aber es war mir unmöglich, zu einer Entscheidung zu gelangen.

Wie sollte ich Liverpool verlassen, wo ich jeden Tag die Schönheit schauen durfte, die Lenoren schmückte?

Ich konnte nicht eher abreisen, als bis die Umstände mich zwingen würden. Um mein Bleiben so lang wie

möglich auszudehnen, genoß ich täglich blos Eine Mahlzeit, und da ich auch etwas Geld für meine Wohnung aufzusparen hatte, so beschränkte ich dieses Mahl auf eine Semmel, die einen Penny kostete.

Mistreß Hyland hatte beschlossen, die ›Lenore‹ zu verkaufen, wahrscheinlich weil der letzte Capitain derselben das Schiff schlecht verwaltet, oder die Besitzerin desselben vielmehr betrogen hatte. Ich suchte Mistreß Hyland einen Käufer, und sie war so glücklich, das Schiff zu einem guten Preis los werden zu können.

Sie besaß viel Geld und hätte mir gern ausgeholfen, aber Stolz verhinderte mich, etwas Anderes als ihre Freundschaft anzunehmen, und oft erschien ich bei Lenoren, während ich Hungerqualen litt! War das Liebe?

Ich hielt es dafür, und von dieser Einbildung und einer einzigen Semmel lebte ich von Tag zu Tag. Nie war ich so glücklich und zugleich so elend gewesen. Ich konnte die Person sehen, welche ich liebte, und mich stundenlang mit ihr unterhalten. Das war Glück. Ich liebte Lenoren und mußte sie verlassen. Das war Elend.

Lenore schien mir mit so viel Fröhlichkeit entgegenzukommen, daß mein Entschluß, sie nicht zu verlassen, wenn mich nicht die Verhältnisse durchaus dazu zwingen sollten, oft beinahe vollständig in den Hintergrund trat, und ich glaube, daß nur Wenige der Versuchung, zu bleiben, widerstanden haben würden.

Mein Stolz aber, mein Gerechtigkeitsgefühl und meine Liebe zur Unabhängigkeit trieben mich, wieder in die Welt zu gehen und von Neuem mein Glück zu versuchen.

Vielleicht trug auch die Thatsache, daß ich meiner Natur nach ein ›rollender Stein‹ war, viel zu dem Entschluß bei, welchen ich endlich faßte. Ich wollte Lenoren Lebewohl sagen.

Auch noch ein anderer Beweggrund trieb mich zur Abreise,, welcher nur zu lange in meinem Busen geschlafen. Meine Verwandten waren verschwunden, und ich wußte nicht, wo ich sie finden sollte. Dieser Gedanke stieg oft in mir auf und verursachte mir viel Kummer. Ich hatte noch keinen Grund, zu glauben, daß sie Liverpool verlassen hätten, aber wenn dies doch geschehen sein sollte, so mußte mein Gewissen desto eher befriedigt sein, je eher ich abreis'te, um sie zu suchen.

Ich wartete, bis mein letzter Schilling ausgegeben war, und verkaufte einen Siegelring, den ich einem erschlagenen Mexikaner auf dem Schlachtfeld vom Finger gezogen, und erhielt dreißig Schillinge dafür. Mit dieser geringen Summe mußte ich viel ausrichten. Es war das einzige Mittel, durch welches ich die Meinigen suchen und finden sollte, es war das Capital, mit welchem ich ein Vermögen gewinnen sollte, welches Lenorens würdig wäre!

Ich ließ eine Annonce an meine Mutter in einige der Zeitungen von Liverpool setzen, aber der einzige Erfolg war der Verlust des größeren Theiles meines Geldes. Meine Mutter war Leary höchst wahrscheinlich nach Australien gefolgt, denn da sie ihm schon von Dublin nach Liverpool gefolgt war, so konnte man mit Recht voraussetzen, daß sie thöricht genug sei, ihm zu den Antipoden

nachzureisen, und das Geld, welches sie durch den Verkauf ihres Miethcontractes bekommen, hatte ihr die Ueberfahrt ermöglicht.

Hätte ich gewußt, daß sie nach Australien gegangen wäre, so würde ich ihr nachgefolgt sein; aber ich konnte kaum glauben, daß sie sich einer solchen thörichten Handlung schuldig gemacht hätte, welche sogar Mangel an Verstand weder entschuldigt, noch erklärt haben würde. Weil sie einmal thöricht gehandelt, so war doch deswegen nicht bestimmt anzunehmen, daß sie immer noch das Opfer ihrer unheilvollen Verblendung sei.

Die bloße Vermuthung, daß meine Mutter nach Australien ausgewandert sei, würde nicht hinreichende Ursache gewesen sein, daß ich sie in so weiter Ferne suchen sollte, so weit von Lenoren. Doch aber war es gewiß, daß ich irgend wohin gehen mußte. Ich mußte mir ein Vermögen erwerben, und meiner Ansicht nach war Liverpool der letzte Ort, wo sich einem *ehrlichen* Mann dazu Gelegenheit bieten würde.

Meine Kleidung war fadenscheinig geworden, und mein Hut und meine Stiefeln befanden sich in solch' einem zerfetzten Zustande, daß ich mich jeden Tag mehr schämte, Lenoren zu besuchen. Endlich beschloß ich, meine Besuche einzustellen.

Ich erhob mich eines Morgens mit dem Entschluß, noch im Laufe dieses Tages etwas zu unternehmen, denn das Leben, welches ich Die letzten sechs Wochen geführt, war nicht länger zu ertragen.

Ich machte einen Ausflug nach den Docks, wo es mir bald gelang, einen Platz auf einem Schiffe zu finden. Es war dies ein nach New-York bestimmter sogenannter ›Liner‹.

Nachdem dieses Geschäft besorgt war, begab ich mich zu Mistreß Hyland, um ihr und Lenoren Lebewohl zu sagen.

Sie bezeigten lebhaftes Bedauern über meine Abreise, und doch drängten sie mich nicht sehr, dazubleiben, denn sie kannten mein Temperament.

Ich hatte eine lange Unterredung mit Lenoren allein.

»Miß Hyland,« sagte ich, »ich gehe fort, um mir ein Vermögen zu erwerben – ein Vermögen, welches erst durch mühsame Arbeit gewonnen werden muß; aber diese Arbeit wird durch eine Hoffnung versüßt – die Hoffnung, Sie wiederzusehen. Wir sind Beide jung, und dieses Bewußtsein ermuthigt mich zur Hoffnung. Ich werde jetzt nicht von Liebe mit Ihnen sprechen, aber ich werde es bei meiner Rückkehr thun. Ich glaube, wir sind Freunde, aber ich will mich etwas Höherem, als Ihrer Freundschaft würdig machen.«

Ich glaubte, daß Lenore mich verstand. Ich kann das hohe Entzücken nicht beschreiben, welches mich durchschauerte, als ich den Ausdruck ihrer Züge bemerkte, während sie meinen Worten lauschte. Dieser Gesichtsausdruck berechtigte mich, zu hoffen.

»Ich will Sie nicht aufhalten, Rowland,« antwortete sie; »aber wenn Sie in der Fremde Nichts erreichen, so bleiben Sie nicht lange fort. Kehren Sie zu uns zurück,

und Sie werden Herzen finden, die Ihre getäuschten Erwartungen mit empfinden können. Ich werde beten, daß kein Leid Ihnen zustößt, und daß wir uns bald wiedersehen.«

Ich bemerkte, wie ihr Busen sich in starker Bewegung hob, als sie diese Abschiedsworte sprach.

Als ich ihre Hand ergriff, um das letzte »Lebewohl« zu sagen, vermochten wir Beide nicht zu sprechen und trennten uns schweigend.

Die Erinnerung an diesen Abschied erheiterte mich während manch einer finstern und stürmischen Stunde meines späteren Lebens.

SECHSZEHNTE KAPITEL. ATLANTISCHE ›LINERS‹.

Vielleicht findet man die werthlosesten Charaktere, die den Seemannsberuf wählen, unter den Mannschaften auf den sogenannten atlantischen ›Liners‹, und besonders auf denjenigen welche Handelsreisen zwischen Liverpool und New-York machen.

Diese Leute reisen selten nach anderen, als den eben zwei erwähnten Häfen, und gewöhnlich segeln sie mit einem Schiffe, und kehren mit einem anderen zurück. Auch unternehmen sie keine langen Reisen, und ziehen die zwischen Liverpool und New-York jeder anderen vor.

Sie haben aber verschiedene Gründe zu dieser Vorliebe. Der eine liegt darin, daß sie mit Leichtigkeit sich unter einander und auch die Passagiere bestehlen können.

Zweitens geben ihnen diese kurze Reisen, da sie sehr lasterhaft und ausschweifend sind, häufige Gelegenheiten, in einem Hafen zu landen, wo sie den Lastern und Gewohnheiten fröhnen können, welche mit ihren gemeinen Geschmacksrichtungen so übereinstimmen.

Ein dritter Grund ist der, daß so viele Auswanderer befördert werden können, ohne daß die Passagiergäste so genau beobachtet zu werden braucht, deren Gesetze auf einem atlantischen ›Liner‹ weniger streng befolgt werden, als auf Schiffen, die größere Reisen unternehmen.

Man kann daraus entnehmen, daß die Spitzbuben, aus denen die Schiffsmannschaft der atlantischen ›Liner‹ besteht, bessere Gelegenheiten haben, die Passagiere zu plündern, als auf anderen Schiffen.

Als ich mich auf einem dieser Fahrzeuge einschiffte, um meine Seemannsdienste wieder anzutreten, belästigte mich mein Gepäck durchaus nicht, und ich befand mich noch nicht lange auf dem Vordercastell, als ich entdeckte, daß Dies eher ein Vortheil als ein Unglück sei.

Ich hatte so viel von meinem Gelde ausgegeben, daß es mir vollständig unmöglich war, einen Anzug für jede andere Fahrt, als die Reise zwischen Liverpool und New-York zu kaufen.

Je weniger ein Seemann mit sich an Bord bei solch' einer Reise nimmt, desto weniger verliert er, bevor dieselbe beendet ist.

Einer der Schiffsmannschaft war ein junger Seemann, der noch nie die Reise von Liverpool nach New-York gemacht hatte, und dem es daher an Erfahrung in Bezug auf

die schlimmen Streiche fehlte, welche auf einer solchen Fahrt geschehen können. Er war thöricht genug gewesen, eine große Kiste guter Kleider mit an Bord zu bringen. Die erste Nacht nun, nachdem wir aus dem Hafen gelaufen waren, hielt der junge Mann Wache auf dem Deck, während Einer seiner Kameraden unten die Kiste bemerkte.

»Sie ist verschlossen,« sagte dieser Mann, indem er an dem Deckel rüttelte.

»Der Teufel hole den Kerl!« schrie ein Anderer. »Ich glaube, er hält uns Alle für Diebe!«

»Dann geschähe es ihm schon recht, wenn er Alles verlöre, was in der Kiste steckt,« bemerkte bedeutungsvoll ein Dritter.

»Das meine ich auch,« rief ein Vierter, indem er näher auf die Kiste zuging, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn ein Gereißte um die Sachen losgehen sollte, was denn auch eine Minute später geschah.

Man drehte die Kiste um, Alle halfen dabei, und ohne weitere Umstände ward der Boden eingeschlagen. Fast alle Sachen des jungen Mannes wurden herausgezogen und verstreut, während ein Jeder der Spitzbuben sich Das heraussuchte, was ihm am Besten gefiel.

Unter Anderem befanden sich auch ein Paar neue, schwere, roßlederne Stiefeln in der Kiste, die ein Bursche sich zu Gemüthe zog, der sie gerade brauchte, und sie sogleich anzog.

Als der junge Seemann am nächsten Morgen seine Sachen vermißte, so machte er natürlich ein gewaltiges Aufhebens darüber, aber die Uebrigen lachten ihn nur aus.

Er beklagte sich daher bei den Offtzieren.

»Eure Kleider sind Euch gestohlen worden, nicht wahr?« fragte der erste Mate gleichgültig. »Nun, Das hättet Ihr Ruch denken können, denn Einzelne sind sonderbare Kerle. Ihr hättet Eure Sachen besser in Acht nehmen müssen, wenn sie Euch lieb waren.«

Am nächsten Tage sah der junge Seemann Einen der Männer, der die gestohlenen Stiefeln trug, und sogleich beschuldigte er diesen Menschen des Diebstahls.

Die einzige Befriedigung, die er erhielt, war die, mit seinen eignen Stiefeln getreten zu werden!

An Bord des Schiffes befanden sich drei bis vierhundert Passagiere, deren die größte Anzahl irische und deutsche Auswanderer waren.

Unter diesen armen Menschen fielen mehrere Todesfälle vor, und sobald Jemand starb, ward es den Offizieren berichtet. Der erste Mate befahl dann dem Segelmacher, die Leiche in einen Sack zu stecken, damit sie dann über Bord geworfen werden könnte. Dieser Befehl an den Segelmacher ward gewöhnlich so ertheilt:

»Es liegt eine Leiche unten, sackt sie ein.«

Diese Worte hörten die Passagiere nur leider zu oft, und das unselige Amt des Segelmachers ward ein Gegenstand geheimen Schreckens für Viele der Auswanderer, besonders für die Frauen und Kinder.

Frauen sind gewöhnlich sehr entsetzt, wenn die Leiche Eines ihrer Angehörigen in's Meer geworfen wird, und der Segelmacher zog sich den Haß vieler der Frauen zu, da diese einfältig genug waren, zu denken, er trage auf irgend eine Weise die Schuld, daß man sich der Gestorbenen so schnell und scheinbar in so gefühlloser Art entledigte!

Ein kleines Kind, welches zu einer zahlreichen irischen Familie gehörte, war in einer Nacht gestorben, und am nächsten Morgen begab sich der Segelmacher in das Zwischendeck, wo die Leiche des Kindes lag, um es auf die gewöhnliche Weise zum Begräbniß vorzubereiten.

Bei'm ersten Versuch zur Ausübung dieser Pflicht erhoben die Verwandten des Kindes einen großen Lärm, wobei sie von mehreren Andern unterstützt wurden, die in derselben Weise beraubt worden waren.

Der arme Segelmacher pries sich glücklich, mit dem Leben wieder auf's Deck zu kommen, wenn auch seine Kleider in Fetzen zerrissen waren! Auch hatte er viel Haare lassen müssen, und sein Gesicht sah wie eine Landkarte von Nordamerika aus, auf welcher die Seen und Flüsse mit rother Farbe gezeichnet sind.

Nicht eher, als bis der Capitain hinuntergegangen war, und den Passagieren eine schöne Probe von der Sprache und dem Benehmen eines in Wuth gebrachten Capitains eines atlantischen ›Liner's‹ abgelegt hatte, konnte man die Leiche heraufbringen und ihrer letzten Ruhestätte im Meere übergeben.

Ich landete mit dem Entschluß in New-York, mir auf dem festen Lande Arbeit zu suchen, denn ich war jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Vermögen nicht erworben werden könnte, wenn ich dem Berufe eines gewöhnlichen Matrosen folgte.

Ich hielt mich nicht lange in New-York auf, denn es kamen dort zu viel europäische Auswanderer an und setzten hier denselben Kampf um das Dasein fort, welcher sie in die Verbannung getrieben.

Mit Recht glaubte ich daher, daß ein junger Mann, wie ich, seinen vollen Werth nicht geltend machen könnte, wo sich so viele Mitbewerber fänden, und so entschloß ich mich denn, nach dem Westen zu gehen.

Es ist wahr, daß das Seemannsleben den Mühsalen vorzuziehen gewesen wäre, mit denen ich wahrscheinlich jenseit der Grenzen der Civilisation zu kämpfen hatte; aber Lenore war nicht zu gewinnen, wenn ich ein gewöhnlicher Matrose blieb, und dann würde mir dieser Beruf wenig Zeit und Gelegenheit geboten haben, weitere Forschungen nach meinen verlorenen Verwandten anzustellen.

Ich wußte nicht, ob ich klug handelte, oder nicht, aber ich zog nach Westen und legte nicht eher bei, als bis ich St. Louis im Staat Missouri erreicht hatte, Hier machte ich einige Zeit Halt, um mich umzusehen.

Als ich St. Louis näher kennen lernte, entdeckte ich nicht viel in dieser Stadt des Westens, was sehr zu bewundern gewesen wäre. Eine Person mit sanguinischen Hoffnungen und großem Eifer, sehr viel in sehr kurzer Zeit zu vollbringen, befindet sich vielleicht in seinem geeigneten Seelenzustande, richtige Schlüsse zu ziehen, und daher kommt es vielleicht, daß mir St. Louis nicht gefiel.

Ich konnte keine Stelle in einer Stadt erhalten, wo man nur wenig Arbeit und eben so wenig Lohn für Dieselbe bekam. Man sagte mir, daß ich auf dem Lande Beschäftigung finden könnte, wenn ich Holz spalten, Zaunlatten schneiden, oder ähnliche Arbeit verrichten wollte; aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß ich durchaus keine Luft zu solcher Arbeit verspürte.

Ich fühlte mich enttäuscht, als ich fand, daß ich in dem großen Westen mehr zu thun haben würde, als ich mir eingebildet.

Zu dieser Zeit herrschte große Bewegung in St. Louis, denn man hatte in Californien Gold gefunden, welches in großen Mengen in ›Placers‹ oder Goldwäschereien lag, und Hunderte reis'ten nach dem Lande ab, – oder bereiteten sich dazu vor, – wo man in einem einzigen Tage ein Vermögen erwerben konnte.

Das war gerade der Ort, den ich suchte; aber um ihn zu erreichen, bedurfte es einer Summe Geldes, welche ich eben nicht besaß. Die einzige, armselige Befriedigung, welche mir zu Theil ward, war die, daß noch Viele sich

in einer ähnlichen Lage, wie ich, befanden, daß es Tausende gab, die nach Californien gehen wollten, aber daran durch dieselben unglücklichen Verhältnisse verhindert wurden, wie ich.

Viele gingen über Land, über die Prairiesen und Berge, aber auch auf diese Weise das Goldland zu erreichen, erforderte mehr Geld, als mir zu Gebote stand. Ein Pferd und ein Anzug, wie auch Reisevorräthe waren nöthig, ob man sie nun mitnahm, oder unterwegs kaufte.

Ich bedauerte es, daß ich mich nicht in New-York eingeschifft und die Fahrt um das Cap Horn nach Californien als Matrose abgearbeitet hatte. Jetzt aber war es zu spät. Um wieder an einen Seehafen am atlantischen Meere zurückzugelangen, hätte ich fünfzehn bis zwanzig Dollars haben müssen, und meine ganze ersparte Baarschaft bestand aus fünf.

Ich kam zu der Ueberzeugung, daß die einzige Aussicht, meine Verwandten zu finden und mich Lenorens würdig zu machen, sich mir nur auf der am stillen Ocean gelegenen Seite Amerika's bieten könnte, und daß ich mich daher dahin begeben müßte.

Während ich so überlegte, wurden meine Qualen noch durch einen Bericht erhöht, den ich in einer Zeitung über die Goldgruben las. In demselben ward mitgetheilt, daß Jeder der Goldgräber ein Vermögen in einer Woche fände, und dieses in einem Tage durchbrächte.

Eine Woche in Californien war einen zehnjährigen Aufenthalt in jedem anderen Theile der Welt werth. Jeder konnte täglich eine Unze Gold verdienen, wenn man

auch nur dem Geber das Geld, welches er gefunden, verthun half!

Sollte ich, der ›rollende Stein‹, da bleiben, wo ich keine bessere Beschäftigung als Holzspalten finden konnte, während es auf der Erde ein Land wie Californien gab?

Es gab nur *eine* Antwort auf diese Frage, und sie lautete: »Nein.«

Ich beschloß, dieses Goldland zu erreichen, oder in dem Versuche umzukommen.

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL. WIEDER ZU ROSS.

In derselben Zeitung, die den erfreulichen Bericht über die Goldgruben enthalten, stand eine Mittheilung anderer Art, die ebenfalls eine erheiternde Wirkung auf mich ausübte.

Die Auswanderer, welche zu Land nach Californien reis'ten, bedurften des Schutzes gegen die Indianer, da viele feindliche Stämme am Wege wohnten. Daher mußten Militairstationen oder Forts an verschiedenen Punkten in der Wildniß der Prairie errichtet werden, und jetzt gerade warb das Gouvernement der Vereinigten Staaten Rekruten an, welche nach diesen Forts gesendet werden sollten.

Die Meisten dieser Soldaten ließen sich unter die Kavallerie anwerben, und nachdem ich meinen letzten Dollar ausgegeben, that ich ein Gleiches. Meine früheren Erfahrungen als Dragoner, die ich beweisen konnte, machten mir es nicht schwer, unter die Reiter aufgenommen zu werden.

Sich bei der Armee anwerben zu lassen, war ein seltsames Verfahren für einen Mann, der in der möglichst kürzesten Zeit ein Vermögen zusammenbringen wollte; aber ich erkannte, daß ich meinen Lebensunterhalt mit irgend Etwas gewinnen mußte, und daß ich weder pflügen, noch die Art schwingen konnte.

Erst war ich durchaus nicht mit Dem zufrieden, was ich gethan, denn ich wußte, daß ich meine Mutter in den

Wildnissen Amerika's nicht finden könnte, und daß ich, nachdem ich fünf Jahre in der amerikanischen Armee gedient, noch so weit wie je von Lenoren entfernt sein würde.

Doch ein Gedanke trug viel dazu bei, daß ich mich mit meiner neuen Lage aussöhnte, und dieser war, daß unsere Marschlinie nach Californien zu lag.

Drei Wochen nach unserer Ankunft bei den Kavaleriabtheilungen marschirten wir nach einer Station jenseits vom Fort Leavenworth.

Unser Marsch war nicht uninteressant, denn die Meisten meiner Kameraden waren junge Leute von heiterem Temperament, und der Staatsmann, der Philosoph, oder Theolog, die an unserm Lagerfeuer weder Unterhaltung noch Belehrung hätten finden können, müßten sonderbare Menschen gewesen sein.

Unsere Compagnie bestand aus Leuten von allen Nationen, und Alle, oder fast Alle, waren intelligent und unglücklich, wie natürlich Jeder sein muß, der sich als gemeiner Soldat anwerben läßt.

Der Mensch ist das Geschöpf der Verhältnisse, über die er seine Gewalt hat, und die Verhältnisse, welche das Regiment geschaffen, dem ich angehörte, würden wahrscheinlich ein lehrreicherer und spannenderer Werk geben, als sonst irgend ein Damenroman, und Das ist mehr gesagt, als man mit Leichtigkeit beweisen könnte, wenn man nach dem Geschmack urtheilt, den die Mehrzahl der Leser unserer Zeit entfaltet.

Viele europäische Offiziere würden geglaubt haben, daß nur lockere Disciplin in dem Corps herrschte, dem ich angehörte, aber darin würden sie sich gewaltig irren.

Die Wirksamkeit unserer Disciplin bestand darin, daß es an der kleinlichen Ordnung fehlte, die vielleicht englische oder französische pedantische Offiziere herzustellen gesucht hätten, und die nur schlecht bei einem Marsch über unfruchtbare Ebenen und durch dichte Wälder angebracht gewesen wäre, wie wir sie zu passiren hatten.

Dieser Mangel an strenger Disciplin verhinderte uns nicht daran, jeden Tag eine tüchtige Strecke zurückzulegen, und machte es uns dabei doch auch möglich, viel Wild zu schießen, welches wir dann Abends an unseren Lagerfeuern kochten.

Wir waren nicht verpflichtet, uns mit mehr zu belästigen, als was Jeder selbst für gut und klug hielt, und so gleichen wir mehr einer Jagdgesellschaft, welche einen Zeitvertreib sucht, als Soldaten auf einem mühseligen Marsche.

Bei alledem jedoch näherten wir uns dem Ort unserer Bestimmung mit solcher Beschleunigung, wie man billiger Weise verlangen konnte.

In unserer Compagnie befand sich ein Mann, den man nur ›Runaway¹ Dick‹ nannte. Diesen Namen hatte man ihm gegeben, nachdem er uns eines Abends am Lagerfeuer mit der Erzählung einiger seiner Lebenserfahrungen unterhalten.

¹Ausreißer.

Er war von zu Hause fortgelaufen und zur See gegangen, war von jedem Schiff, mit dem er gefahren, fortgelaufen, hatte mehrere Berufszweige gewählt, und war jedes Mal Schulden halber fortgelaufen. Er hatte zwei Mal geheirathet, und war von jeder seiner Frauen fortgelaufen, und ehe er in unser Corps eintrat, war er aus einem Gasthaus fortgelaufen und hatte dem gutmüthigen Wirth einen leeren Koffer als Bezahlung für eine große Rechnung zurückgelassen.

›Runaway Dick« war einer der besten Büchenschützen unserer Compagnie, und daß ich das wußte, ward vielleicht die Ursache, daß ich einst einen Schrecken erfuhr, wie keinen größeren in meinem Leben.

Ich hatte mich eines Morgens sehr früh erhoben, und da es sehr kalt war, zündete ich ein Feuer an. Ich hatte mich niedergekauert und fröstelte bei dem halb angebrannten Reisigbündeln, indem ich ein Büffelfell um die Schultern zog. Da sah ich, wie ›Runaway Dick« sich unter einem Wagen, wo er geschlafen, hervorstahl. Als er mich erblickte, drehte er sich plötzlich um und legte seine Büchse an.

Ich hatte gerade noch Zeit, meine haarige Umhüllung abzuwerfen und aufzuspringen, denn drei Secunden später hätte mich eine Kugel durchbohrt!

›Verdammt! Ich dachte, Du wärest ein Bär,« sagte Dick kaltblütig und legte seine Büchse ab, wie es mir schien, etwas enttäuscht und ärgerlich, um seinen Schuß gekommen zu sein.

Später hörte ich, daß er mich nur habe erschrecken wollen. Wenn er dies wirklich gewollt, so war es ihm vollständig gelungen.

Nachdem wir unsere Station erreicht, war ich allerdings nicht so mit meiner Lage zufrieden, als auf dem Marsche.

Die Disciplin ward eine strengere, und wir hatten viel ermüdende Arbeiten zu verrichten, da wir Hütten, Ställe und Festungswerke bauen mußten.

Außer dieser, sich für einen Soldaten wenig passenden Arbeit während des Tages mußten wir wechselsweise auf der Station Wache halten.

Täglich zogen Auswanderer nach Californien an uns vorüber. Wie beneidete ich sie um ihre Freiheit und die glänzenden Hoffnungen, die sie nach dem Goldlande lockten!

Eines Morgens war ›Runaway Dick‹ nicht zu finden. Er war wieder davongelaufen. Es war nicht schwer zu errathen, wohin er geflohen – nach Californien.

Bei dieser seiner letzten Flucht schien er beweisen zu wollen, daß noch Ehrlichkeit in ihm stecke, denn er hatte weder sein Pferd noch seine Büchse mitgenommen.

Ich hörte, wie einige der Offiziere nach seiner Flucht von ihm sprachen, und auch wie einer ihn einen verwünschten Narren nannte, weil er nicht sein Pferd mitgenommen hätte, welches ihm doch nöthig auf der langen

Reise sein würde, die er zu machen hätte, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichte.

Als ich diese Bemerkung hörte, faßte ich den Entschluß, daß, wenn das Desertiren an mich käme, man nicht Gelegenheit haben sollte, mir jenes Prädicat beizulegen, wenigstens auf alle Fälle nicht aus demselben Grunde, wie dem ›Runaway Dick.«

Ob Dick's Beispiel irgend welchen Einfluß auf mich ausübte, weiß ich jetzt nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich bald darauf den Entschluß faßte, zu desertiren und mein Pferd mitzunehmen.

Ich hatte schon der Regierung der Vereinigten Staaten gedient, und glaubte gar nicht gut für meine Dienste belohnt worden zu sein. Ich würde wahrscheinlich geglaubt haben, ›Uncle Sam« stehe in meiner Schuld, und daß ich, durch Austreten aus seinem Dienste und die Mitnahme von seinem Eigenthum, nur die Rechnung quitt machte; aber ich nahm mir damals ebensowenig wie jetzt die Mühe, mit meinem Gewissen zu spielen, um meine Handlungsweise durch irgend eine solche Entschuldigung zu rechtfertigen.

Das Pferd mitnehmen, war Diebstahl, aber ich brauchte das Thier auf der Reise, und dann wollte ich die Offiziere nicht glauben lassen, daß ich ein verwünschter Narr sei.

»Nicht Jeder, der eine Regierung bestiehlt, wird Dieb genannt,« dachte ich, »und warum sollte ich denn so genannt werden, da ich doch nur Lenoren zu gewinnen suche?«

Ich konnte nicht die beste Zeit meines Lebens in einer Wildniß verschleudern, wo ich die ganze Nacht Schildwache stehen, und den ganzen Tag über mit an Festungswerken arbeiten mußte.

Es war abgeschmackt, einen intelligenten jungen Mann, wie ich, zu solchen Beschäftigungen anzuwerben. Mußte man nicht von mir erwarten, daß ich bei der ersten besten Gelegenheit heimlich Reißaus nehmen würde? Und würde man mich nicht für einen ›verwünschten Narren‹ halten, wenn ich es unterließe?

Ich muß gestehen, daß diese Betrachtungen mich wenig beeinflußten; denn die wahre Ursache meiner Flucht lag in der Gewißheit, daß weder meine Verwandten, noch Lenore inmitten der großen amerikanischen Prairie zu finden sein würden, und daß ich, um sie zu finden, weiter müsse.

Eines Abends schickte man mich als Patrouille an einen, ungefähr zwei Meilen von dem Fort entfernten Ort. Der Himmel war finster, aber ich wußte, daß der Mond in einer Stunde hell scheinen würde.

Eine bessere Gelegenheit konnte sich mir vielleicht nie wieder bieten, und ich beschloß, dieselbe zu benutzen und zu desertiren.

Ich wußte, daß ich auf meiner Reise durch die Wildniß vielen Gefahren und Mühsalen begegnen würde, da ich ganz allein war; aber die Neugierde, wie ich dieselben wohl bestehen würde, bestärkte mich nur in dem Wunsche, Abenteuer zu erleben.

Der Weg nach meinem Wachtposten führte mich die Spur der nach Westen ziehenden Auswanderer entlang, und trotz der Dunkelheit vermochte ich dieser Spur leicht zu folgen. Ich ritt im Trab, und als der Mond aufging, fing ich an zu galoppiren, ohne bis Tagesanbruch kaum ein Mal anzuhalten. Da bemerkte ich ein schmales Flößchen, welches durch ein enges Thal floß, und ritt darauf zu. Hier stieg ich ab und ließ mein Pferd grasen, denn das Gras wuchs hier so üppig, daß es dem Thier bis an die Kniee reichte.

Das Pferd war glücklicher, als ich, denn der lange Nachtritt hatte in mir einen Hunger geweckt, den ich keine Mittel hatte, zu stillen. Ich war hungrig und glücklich, glücklich, weil ich frei war, und auch aus demselben Grunde hungrig! Sin scheinbarer Widerspruch, und doch eine Wahrheit.

In den Bäumen am Ufer des Flusses zwitscherten Vögel, und ich hätte einen mit meiner Büchse oder meinem Revolver schießen, und dann über einem Feuer braten können. Denn ein solches konnte ich mir anzünden. Doch aber war ich nicht hungrig genug, um mich durch den Knall eines Schusses möglicher Weise zu verrathen, und nachdem ich mein Pferd angebunden, damit es mir nicht desertire, legte ich mich in dem hohen Grase nieder und schlief fest ein.

Ich hatte die buntesten Träume, aber alle führten mich immer auf den einen zurück, daß die Welt mein Erbe, und ich im Begriff sei, dasselbe anzutreten.

Als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Mein Pferd hatte seinen Hunger gestillt und sich, indem es dem Beispiele seines Herrn folgte, zum Schlafen niedergelegt.

Ich zögerte nicht, seine Ruhe zu stören, und nachdem ich es gesattelt und wieder bestiegen, ritt ich wieder den Auswanderern nach und meinem Glück und Lenoren entgegen.

ZWEITES KAPITEL. DER ALTE JOHNSON.

Ich ritt den ganzen Nachmittag und den Abend auf dieser Spur, bis ich, gerade wie die Dämmerung der dunkeln Nacht wich, einige Lagerfeuer erblickte. Ich hielt inne, um zu überlegen, was wohl das Beste zu thun sei.

Wenn ich an dem Lager anhielte, welches, wie ich vermuthete, Auswanderern gehörte, so konnte ich da gefangen genommen werden, im Fall man mich vom Fort aus verfolgte, denn meine Kleidung, das eingebrannte U. S. auf dem Pferd und der Militairsattel erwiesen sich als Eigenthum von ›Uncle Sam‹.

Dies bestimmte mich, so lange verborgen zu bleiben, bis ich mich etwas weiter vom Fort entfernt hätte.

Ich stieg an der Stelle, wo ich Halt gemacht, ab, band mein Pferd an und versuchte zu schlafen. Bald aber merkte ich, daß ich das nicht konnte, weil mein Hunger ein zu großer war.

Vor mir sah ich die Lagerfeuer brennen, um welche die Auswanderer saßen. Diese würden wahrscheinlich

meinen Hunger haben stillen können, aber ich fürchtete, mich ihnen zu nähern.

Mein Gewissen, oder vielmehr mein gesunder Menschenverstand sagte mir, daß Auswanderer in einer Wildniß nicht geneigt sein würden, einer Person ihre Gunst zu schenken, die sie schützen sollte, aber desertirt und sich dabei an fremdem Eigenthum vergriffen, auf welches jeder Bürger der Vereinigten Staaten ein Anrecht zu haben glaubt.

Sie hätten mich vielleicht nicht förmlich zurückgewiesen, sondern mir höchst wahrscheinlich etwas zu essen gegeben, aber vielleicht auch, wenn ich verfolgt worden wäre, den Händen meiner Verfolger überliefert.

Vor Tagesanbruch erwachte ich, nachdem ich einen kurzen Schlummer genossen, und nachdem ich schweigend mein Pferd bestiegen, ritt ich über das Lager der Auswanderer hinaus, wobei ich weit von der Spur abwich, um um sie herum zu kommen.

Bald jedoch fand ich die Fährte wieder und verfolgte dieselbe so schnell, als mein Pferd mich nur tragen konnte. Da, als ich mich überall nach Wasser umsah, um an der Stelle ein Wenig anzuhalten und irgend ein Thier zu schießen, erblickte ich eine andere Gesellschaft Auswanderer, die eben von der Stelle aufbrachen, wo sie sich diese Nacht gelagert hatten.

Ein Zug der Reisenden befand sich zwischen mir und dem Fort, und ich hielt mich vor Verfolgung ziemlich gesichert. Ich ritt daher kühn auf die Wagen zu und sagte

dem ersten Mann, dem ich begegnete, sehr einfach, daß ich etwas zu essen haben müßte.

»Nun, solche Reden gefallen mir,« sagte er. »Hättet Ihr so demüthig um etwas zu essen gebeten, wie es vielleicht Viele gethan haben würden, so hättet Ihr wahrscheinlich nichts bekommen. Man schleppt seine Lebensmittel nicht gern fünfhundert Meilen weit, um sie dann zu versenken; wenn Ihr aber sagt, daß Ihr etwas zu essen haben müßt, dann kann ich natürlich weiter nichts thun, als es Euch geben. Sally!« fuhr er fort, indem er einer jungen Frau zu rief, die neben einem der Wagen stand, »gieb diesem Fremden hier etwas zu essen.«

Indem ich mich umblickte, sah ich eine große Anzahl Leute, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters. Es schienen drei Familien zu sein, die ohne Zweifel zusammen auswanderten, um einander beizustehen und sich zu beschützen.

Es waren fünf oder sechs junge Männer dabei, welche die Söhne der Aelteren zu sein schienen, und ebenso viel junge Frauen, die höchst wahrscheinlich die Töchter der drei anderen, in den mittleren Jahren stehenden Männer waren. Eine große Heerde verschiedener Kinder, eine kleine Heerde Schafe, einige Stück Rindvieh, mehrere Pferde und ein halbes Dutzend halb verhungertes Hunde vervollständigten das lebendige Besitzthum der Gesellschaft.

»Ich glaube, Ihr seid desertirt?« sagte der Mann, den ich zuerst angeredet, nachdem er mich und mein Pferd gemustert.

»Nein,« antwortete ich. »Ich bin auf dem Wege nach dem Fort Worl, habe mich aber verirrt und seit zwei Tagen nichts gegessen.«

»Nun, solche Reden gefallen mir,« antwortete der Auswanderer, welcher der Anführer des Zuges zu sein schien. »Wenn mir Jemand eine Lüge aufbinden will, so muß es eine gute sein und auch gut erzählt werden, mag ich sie nun glauben oder nicht.«

»Was habt Ihr denn für einen Grund, mir nicht zu glauben?« fragte ich und stellte mich beleidigt, daß er an meinem Wort zweifelte.

»Weil ich Euch Eurem Aussehen nach nicht für einen ›verwünschten Narren‹ halte,« erwiderte er, »denn nur ein Narr würde in einem Fort, in einer solchen Gegend länger bleiben wollen, als sich ihm keine Gelegenheit darbietet, zu entweichen.«

Ich bildete mir sogleich die Meinung, daß der Mann, welcher eben mit mir sprach, der verständigste Mensch sei, den ich je gesehen, mich selbst nicht ausgenommen; denn er hatte nicht erst Lenoren zu sehen gebraucht, um zu wissen, daß ich wohl daran gethan, zu desertiren.

Nachdem ich meinen Hunger gestillt, zog ich mit den Auswanderern weiter, die aus drei Missourifarmern und ihren Familien bestanden und nach dem ›gelobten Land‹ zogen.

Der Mann, mit welchem ich mich unterhalten; hieß Johnson, oder vielmehr ›der alte Johnson‹, wie ihn die

jüngeren Männer nannten. Er war ein lebhafter, gewitzter alter Bursche, und ich bemerkte sogleich, daß er durch keine ersonnene Geschichte zu täuschen wäre.

Ich brachte daher eine andere Taktik in Anwendung und bekannte offen, daß ich ein Deserteur von den Vereinigten Staaten-Truppen sei, die das Fort bewachten, an dem er zuletzt vorübergekommen. Es war kaum nöthig, hinzuzufügen, daß das Ziel meiner Bestimmung Californien sei. Ich endete damit, daß ich dem alten Johnson vorschlug, ihm mit meinen Diensten in jeder Beziehung zu Gebote stehen zu wollen, wenn er mich auf der Reise beköstigte.

»Nun, solche Reden gefallen mir,« sagte er, als ich geschlossen. »Wir brauchen gerade Eure und Eures Pferdes Hilfe, und wir werden unser Bestes für Euch zu thun suchen. Ihr müßt bisweilen schwere Zeiten erwarten, ehe wir an unser Ziel gelangen, denn es giebt viel Arbeit und wenig zu essen; aber verrichtet nur Euer Theil Arbeit, und Ihr sollt es haben, wie wir Andern.«

Etwas Besseres konnte ich nicht verlangen, und am nächsten Tage war ich in einen Anzug von halbwohlenem Zeug gekleidet, und arbeitete mich nach Californien durch. Ich theilte die Anstrengungen der Anderen, indem ich Hindernisse vom Wege entfernte, das Vieh weidete und andere Dienste leistete, wie sie eben einem über Land reisenden Auswanderer zufallen.

Die Reise war lang, ermüdend und anstrengend, viel mehr, als ich es erwartet, und ich schwur viele Male an einem Tage, daß ich, wenn ich je wieder nach Californien

ginge, es zur See thun wollte. Ich war ungeduldig, weiter zu kommen, und aufgebracht über die Langsamkeit, mit welcher wir vorwärts krochen. Bisweilen zerstreuten sich die Pferde und Rinder und dann verlor man viel Zeit damit, sie wieder zusammenzutreiben.

Zuweilen kamen wir an einen Strom, wo eine Brücke gebaut oder ausgebessert werden mußte, so daß darüber zwei bis drei Tage vergingen. Da die Zugthiere und Zugpferde entweder starben, oder nicht weiter konnten, mußten sie zurückgelassen werden, und die Kraft der anderen Zugthiere ward beständig schwächer, bis sie endlich die schwerbeladenen Wagen nicht mehr zu ziehen vermochten, so daß ein Theil der Lasten auf die Prairie geworfen werden mußte.

Die ersten dieser weggeworfenen Sachen waren Teppiche und andere nutzlose Dinge, welche zwar nicht zur Reise erforderlich waren, welche aber den Frauen zu gefallen, oder auf deren Rath bei der Abreise auf die Wagen gepackt, und sechs- oder siebenhundert Meilen weit geschleppt worden waren.

Die Hunde, welche beim Beginn der Reise drei Meilen anstatt einer zurückgelegt hatten, so daß sie sich die Haut von den Füßen gelaufen, krochen jetzt hinter den Wagen her, ohne einen einzigen unnöthigen Schritt zu thun. Sie schienen endlich zu begreifen, daß die Reise sich in die Länge zöge, und daß das müßige Vergnügen, dabei noch Vögel zu jagen, nicht wahre Hundeweisheit sei.

Ich werde meine Leser nicht durch eine Erzählung von Abenteuern mit den feindlichen Indianerstämmen erschrecken, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir keine zu bestehen hatten. Trotzdem aber verursachten uns die Indianer doch viel Angst, und die Furcht, ihnen zu begegnen, ließ uns stets, auf unserer Hut sein. Einer und bisweilen Mehrere mußten daher jede Nacht, bei unserem Lager Wache halten.

Wenn meine Leser richtig folgen, so werden sie mir zu-
trauen, daß ich für keinen Theil dieser Erzählung meine
Phantasie zu Hilfe genommen habe; sie werden leicht er-
kennen, daß ich dadurch, daß ich die Schilderung eines
Zusammentreffens mit den Indianern vermeide, eine aus-
gezeichnete Gelegenheit verliere, meine Erzählung durch
eine Erdichtung zu verschönen.

Als wir uns dem Ziele unserer Reise näherten, wurden
die Zugthiere immer schwächer, bis endlich alle unter ei-
nem Joche vereinigt werden mußten, um nur einen Wa-
gen fortzubringen, in welchem nur die kleinsten Kinder
und wenige Pfund der nöthigsten Vorräthe sich befanden.

Die alten Damen machten die Reise während der letz-
ten hundert Meilen mit ihren Töchtern zu Fuße, und als
wir endlich die erste Ansiedelung erreichten, welche jen-
seit der Berge lag, konnte zwar fast nirgends eine Gesell-
schaft elenderer Geschöpfe sehen, als wir waren.

Ich machte durch meine Erscheinung keine Ausnahme
von der meiner Gefährten. Mein Hut war nur noch ein
schmutziger Fetzen, den ich wie einen Turban um den

Kopf gewunden, und meine Stiefel waren nur Stücken von Büffelfell, welche ich mit Schnuren um die Füße gebunden hatte. Bei alledem sah ich gerade nicht schlechter, wie die Anderen aus.

Mein Uebereinkommen mit dem alten Johnson war jetzt erfüllt, und ich konnte mich von ihm trennen, wenn ich wollte. Ich hatte Eile, bald nach den Goldgruben aufzubrechen, wohin sein ältester Sohn, James, welcher ungefähr zwanzig Jahre alt war, mich begleiten wollte. Der alte Johnson selbst beabsichtigte nicht, mit nach den Goldgruben zu gehen, weil er nach Californien gereist war, um eine Farm da zu gründen, so lange das Land noch jung wäre.

Er versah uns mit Geld, damit wir uns Kleider, Werkzeuge und auch eine Zeit lang Nahrung kaufen könnten, bis wir das Handwerk ordentlich verständen, das wir zu erwählen im Begriff ständen.

Ich versprach dem alten Johnson, seinem Sohn meinen Antheil an dem Gelde zurückbezahlen zu wollen, sobald ich es aus der goldreichen Erde Californiens gewonnen haben würde.

»Nun, solche Reden gefallen mir,« sagte der alte Johnson, »denn ich bin arm, und da ich nur hergekommen bin, um erst ein Vermögen zu erwerben, so kann ich keinen Cent einbüßen.«

Ich schied mit einigem Bedauern von Mr. Johnson und den anderen Auswanderern, denn Alle waren freundlicher gegen mich gewesen, als ich Grund gehabt hatte, zu erwarten.

Ich habe nie die Menschen so schlecht gefunden, als wie sie oft geschildert werden, und meiner Meinung nach wird ein Jeder, der sich bemüht, treue Freundschaft zu gewinnen, dieselbe auch immer erlangen.

Ich habe gesehen, daß es der Mühe werth war, sich um die Freundschaft eines Menschen zu bewerben, der gewohnt war, über die Menschheit im Allgemeinen und seine Bekannten im Besonderen zu schimpfen. Ein solcher Mensch hat sich entweder der Freundschaft unwürdig erwiesen, und sie daher auch nie erhalten, oder wenn dies geschehen, so hat er etwas besessen, wofür er nicht dankbar ist.

DRITTES KAPITEL. EINE ENTDECKUNGSREISE.

Nach dem Abschied von den californischen Ansiedlern begab sich der junge Johnson sogleich mit mir nach den Goldgruben an dem Yuba, wo wir uns, nachdem wir uns ungefähr einen Tag lang umgesehen, zu zwei Andern gesellten und dicht an den Ufern des Flusses einen gelös'ten Platz besaßen.

Wir waren gerade zu einer günstigen Zeit gekommen, nämlich im Sommer 1849, wo jeder Goldgräber gute Ausbeute fand. Es herrschte zu dieser Zeit viel Großmuth unter den Goldgräbern, und Diejenigen, welche keinen guten Platz durch ihre eigenen Anstrengungen entdecken konnten, erhielten einen angewiesen und zugleich Rathschläge, wie derselbe zu bearbeiten sei.

Unsere Gesellschaft arbeitete vier Wochen an dem gewählten Platze und hatte großen Erfolg, so daß viel Gold

gefunden ward. Nie hegte ich glänzendere Hoffnungen für die Zukunft, nie schien mir Lenore näher zu sein.

Während des Winters konnte kein Gold in dem Yuba gewaschen werden, da das Wasser zu dieser Zeit zu hoch stand, und da wir nicht mehr lange zu arbeiten hatten, schlugen uns drei Männer, welche den Platz neben dem unserigen besaßen, vor, mit ihnen gemeinschaftlich einige neue Goldgruben aufzusuchen, wo wir den ganzen Winter fortarbeiten könnten, ohne durch zu viel Wasser oder zu viele Goldgräber gestört zu werden.

Einer unserer Nachbarn, der uns diesen Vorschlag machte, hatte einen Ort besucht, welcher ungefähr vierzig Meilen weiter im Lande lag, und wo er einen Platz zu finden hoffte, wie wir ihn wünschten. Unser Nachbar war auf einem Jagdausflug dahin gekommen und hatte nicht nach Gold gesucht, weil er seine Werkzeuge dazu mit sich genommen; aber er war durch die Lage des Ortes und die Bodenbeschaffenheit der Gegend zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir dort einige ergiebige trockene Goldlager finden würden, worin wir den Winter über arbeiten könnten.

Es ward vorgeschlagen, daß Einer von uns den Mann auf einer solchen Entdeckungsreise begleiten sollte. Wir wollten viele Lebensmittelvorräthe mit uns nehmen und so lange suchen, bis wir Gruben fänden, wie wir sie wünschten.

Diesem Vorschlag stimmten beide Theile bei, und ich ward von Johnson und meinen andern beiden Begleitern

gewählt, ihre Stelle bei dem Ausflug zu vertreten, dessen Kosten gemeinschaftlich von Allen getragen werden sollten.

Ehe ich aufbrach, gab ich dem jungen Johnson mein bereits gewonnenes Gold in Verwahrung. Es war Dies eine Masse von ungefähr sechzig Unzen.

Der Jäger und ich brachen auf und nahmen drei Maulthiere mit uns. Jeder von uns ritt eins, und hatte seine wollene Decke über den Sattel geschnallt. Ein sechzehnpfündiger Mehlsack, andere Nahrungsmittel, ein Zelt und die nöthigen Werkzeuge bildeten die Ladung des dritten Maulthieres. welches das war, was man in der californischen Sprache ein Packmaulthier nennt.

Meinen Gefährten kannte ich nur unter dem Namen Hiram. Ich entdeckte bald, daß er kein angenehmer Gesellschafter sei, wenigstens nicht bei einer Expedition, wie wie sie unternommen. Er war nicht gesellig, sondern konnte stundenlang neben mir herreiten, ohne ein Wort zu sprechen, und wenn er dann ein Mal reden mußte, so antwortete er mit einer Stimme, die keineswegs melodisch war.

Das Thier, welches ich ritt, hatte man ›Monte‹ getauft, das Hiram's ›Poker‹ und das, welches die Ladung trug, ›Uker‹. Nach dieser Benennung unserer Thiere hätte man uns leicht irrthümlicher Weise für ein Paar Gauner halten können, denn es sind Dies auch die Namen von in jenen Ländern üblichen Kartenspielen.

Unsere Reise über die Hügel war keine sehr schnelle. Wir konnten keinen geraden Weg einschlagen und ritten

fortwährend um steile Bergrücken herum, oder erzwangen unsern Weg über Nebenströme des Hauptflusses, an welchem letzteren wir häufig meilenweit aufwärts reiten mußten, ehe wir eine Uebergangsstelle finden konnten.

Obgleich wir so glücklich waren, gute Maulthiere zu besitzen, so glaube ich doch nicht, daß wir durchschnittlich mehr als fünfzehn Meilen täglich zurücklegten, nämlich in gerader Linie von dem Punkte, an welchem wir aufgebrochen, obschon die wirkliche Entfernung, die wir zurückgelegt, über dreißig Meilen betrug.

Spät am Abend des dritten Tages, seitdem wir unterwegs waren, verwickelte sich unser Lastthier beim Durchwaten eines Flusses in die Zweige eines sich neigenden Baumes, und während Hiram das Thier zu befreien suchte, ward er in's Wasser gezogen und gegen einen Ast geklemmt, so daß er sich ernsthaft beschädigte.

Diese Nacht lagerten wir uns an dem Strom, nicht weit von der Stelle, wo der Unfall sich ereignet hatte. Ungefähr um Mitternacht, als ich mein Thier ›Monte‹ auf einen neuen Weideplatz führen wollte, ward das Thier plötzlich über Etwas unruhig und entlief mir, indem es mir den Lasso durch die Hände zog, bis nicht nur die Haut rein von meinen Fingern abgeschält ward, sondern mehrere bis auf die Knochen blosgelegt wurden. Ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich nicht gleich so klug war, den Lasso loszulassen, aber wie gewöhnlich kamen die Vorwürfe erst, nachdem der Schade geschehen war.

Nachdem das Maulthier sich frei gemacht, flog es über den Bergrücken dahin, wie aus einer Kanone geschossen,

während Poker und Uker dem Beispiel ihres Gefährten folgten, ihre Bande in demselben Augenblicke sprengten, und eben so schnell hinterdrein rannten.

Ich kehrte zu Hiram zurück und theilte ihm die unangenehme Nachricht mit, daß die Maulthiere davongelaufen wären.

»Das ist eine sehr alberne Bemerkung,« sagte er, denn Ihr wißt, daß ich nicht taub bin.«

Diese Antwort klang nicht sehr freundlich, aber da ich mir vorgenommen, mich so lange wie möglich mit meinem Gefährten gut zu vertragen, so that ich, als ob ich seine Bemerkung nicht hörte. Ich sagte nur, daß entweder ein grauer Bär oder Indianer in der Nähe sein müßten, weil die Maulthiere fortgelaufen wären.

»Natürlich ist einer da,« sagte Hiram in noch rauherem Tone als je.

Ich glaubte, es sei sehr albern von ihm, mir Schuld an dem Verlust der Maulthiere beizumessen, und ärgerte mich ein Wenig über die Art und Weise, in welcher er mir geantwortet hatte.

Ich sagte jedoch weiter Nichts, sondern ging auf die Seite, verband meine Finger und versuchte ein Wenig zu schlafen. Mit Sonnenaufgang erhob ich mich, und nachdem ich erst meine verwundeten Finger frisch verbunden, zündete ich ein Feuer an und bereitete Kaffee.

»Kommt doch, Hiram,« rief ich in ermutigendem Tone, »vorwärts, Kamerad! Wir werden vielleicht ein schweres Tagewerk zu vollbringen haben, denn wir müssen die

Maulthiere suchen, aber wir werden sie ohne Zweifel finden.«

»Sucht die Maulthiere nur allein,« antwortete er, »ich, werde es nicht thun.«

Es ward mir sehr schwer, mein Temperament zu beherrschen und eine unhöfliche Antwort gegen Hiram zurückzuhalten.

Um jeder seiner schlechtlaunigen Reden aus dem Wege zu gehen, begab ich mich wieder an das Feuer und aß mein Frühstück allein.

Während ich Dies that, überlegte ich, was wohl am Besten zu thun sei, und kam zu dem Entschluß, mein Thier Monte zu suchen, und dann, wenn ich es gefubden haben würde, zu meinen Gefährten an den Yuba zurückzukehren.

Ich wußte gewiß, daß, wenn ich es vesuchte, mit Hiram unsere Entdeckungsreise fortzusetzen, und wenn er mit dem unangenehmen Bemerkungen, wovon er mir schon Proben gegeben, nicht aufhörte, es gewiß zu einem ernsthaften Zank zwischen uns kommen würde.

In gewissen Gegenden der Erde, wo sich die Menschen für sehr aufgeklärt halten, kommt es auch häufig vor, daß Zwei, an einander gerathen und derbe Reden führen. Sehr selten aber entsteht Etwas weiter daraus, als der Beweis, daß die Zänker, mürrische Käuze sind.

Nicht so ist es aber in Californien, wo die Menschen sehr ernstlich böse werden können, und zwar oft über geringfügige Dinge. Hätte nun ein ernster Streit zwischen meinem Kameraden und mir stattgefunden, so wußte

ich, daß bloß *eine* Geschichte davon hätte erzählt werden können, nämlich von Dem, welcher den Andern besiegt, das heißt, um's Leben gebracht hätte.

Ich beendigte mein Frühstück, und indem ich Hiram in seiner Decke liegen ließ, eilte ich über den Bergrücken davon, um Monte zu suchen. Ich suchte ungefähr sechs Stunden lang nach den Maulthieren, da ich sie aber nicht fand, so kehrte ich ohne sie in unser Lager zurück.

Hiram lag immer noch in seine Decke eingehüllt da, gerade so, wie ich ihn verlassen, und plötzlich schoß mir ein Gedanke durch die Seele, wie ein Blitz über den sternelosen Himmel.

Hiram war krank, und ich hatte ihn vernachlässigt!

Die Quetschung, die er erlitten, als er an den sich neigenden Baum stieß, war schlimmer, als ich gedacht. Da er sich aber nicht darüber beklagt, so hatte ich die Sache für unbedeutend gehalten.

In dem Augenblick, wo ich meinen Irrthum erkannte, eilte ich an Hiram's Seite.

»Hiram,« sagte ich, »Ihr seid wohl krank? Vergebt mir, wenn Ihr könnt. Ich fürchte, daß meine Gedankenlosigkeit und mein hitziges Temperament Euch viel Schmerz bereitet haben.«

Er erwiderte Nichts auf meine versöhnlichen Worte. Er hatte heftiges Fieber und bat mit schwacher Stimme um Wasser.

Ich nahm das Blechgefäß, in welchem ich den Kaffee bereitet, und nachdem ich es am Strom gefüllt, gab ich

dem Kranken ein Nösel voll zu trinken. Er trank das Wasser begierig und vermochte dann mit mir zu sprechen. Er sagte, er sei froh, daß ich wieder gekommen, denn er wollte mir gern sagen, wo er etwas Gold vergraben habe, und wo seine Frau und seine Kinder wohnten, damit an sie geschrieben werden könnte. Das Sprechen fiel ihm sehr schwer, und bald bat er um mehr Wasser. Wieder füllte ich den Becher beinahe voll und gab es ihm. Nachdem er ihn bis auf den letzten Tropfen ausgeleert, bat er mich, ihm die Kaffeekanne zu geben; da ich aber glaubte, er habe genug Wasser getrunken, so willfahrete ich seinem Begehren nicht, sondern suchte ihn zu überzeugen, daß zu viel Wasser ihm ernstlich schaden könnte.

Er antwortete nur dadurch, daß er nach noch mehr Wasser jammerte.

»Wartet nur eine kleine Weile,« sagte ich. In wenigen Minuten sollt Ihr mehr bekommen.«

»Gebt es mir jetzt! Gebt es mir jetzt! Wollt Ihr mir jetzt keins geben?«

Da ich wußte, daß schon die Menge, die er bereits getrunken, ihm schaden konnte, so weigerte ich mich, ihm noch mehr zu geben.

»Gebt mir Wasser!« rief er mit mehr Energie in Stimme und Wesen aus, als ich ihn je hatte an den Tag legen sehen.

Ich antwortete mit einem verneinenden Kopfschütteln.

»Unmenschlicher Wicht!« rief es zornig. »Ihr wollt nicht? Einem Sterbenden einen Tropfen Wasser zu verweigern!«

Ich bemühte mich noch ein Mal, ihn zu überzeugen, daß es gefährlich sein würde, wenn er noch mehr Wasser tränke; aber während ich noch so mit ihm sprach, bemerkte ich, wie eine plötzliche Veränderung in seinen Zügen vorging.

Er richtete sich halb auf und fing dann an, mir entsetzlicher zu fluchen, als ich es je von den Lippen eines Sterbenden vernommen! Nachdem Dies mehrere Minuten gedauert, sank er auf das Gras zurück und lag still und bewegungslos da.

Nachdem eine kurze Zeit verstrichen, näherte ich mich dem schlaffen Körper und legte sanft die Hand auf Hiram's Stirn. Nie werde ich das Gefühl vergessen, welches mich durchschauerte, als ich ihn berührte. Er war bereits kalt und feucht – und Dies überzeugte mich, daß mein Gefährte aufgehört hatte, zu leben!

Den ganzen folgenden Tag verbrachte ich damit, daß ich die Maulthiere zu finden suchte. Wäre es mir gelungen, so würde ich die Leiche mit nach einem Goldgräberlager genommen und da auf christliche Weise bestattet haben.

Da Dies jedoch unter den obwaltenden Umständen nicht möglich war, so schaufelte ich nur ein nicht sehr tiefes Grab aus und begrub die Leiche, so gut ich es vermochte.

Nachdem ich diese traurige Arbeit beendet, begab ich mich zu Fuß fort, um wieder zu meinen Gefährten an dem Yuba zurückzukehren, wo ich nach mehreren Tagen

einer mühseligen Wanderung mit wunden Füßen und entmuthigtem Herzen ankam.

Mein Abenteuer hatte mich Zweierlei gelehrt. Erstens, nie wieder Jemanden einen Trunk Wasser zu verweigern, wenn ich ihn geben könnte, und zweitens, bei der Auslegung der Worte Anderer behutsam zu sein, damit ich mir nicht ein Unrecht einbildete, wo man keins hatte begehen wollen.

VIERTES KAPITEL. RICHARD GUINANE.

Bei meiner Rückkehr an den Yuba, wohin ich die traurige Mittheilung von dem Tode meines Kameraden wie auch die von dem unglücklichen Ende unserer Entdeckungsreise brachte, suchten Hiram's Gefährten nach seinem Golde an allen Orten, wo er es wahrscheinlich hin vergraben hatte.

Ihr Suchen blieb jedoch fruchtlos, denn der kostbare Schatz war nicht zu finden. Unglücklicherweise wußte Keiner von uns, wo Hiram's Familie wohnte. Zufällig hatte man ihn sagen hören, daß er aus dem Staate Delaware sei, aber Dies war nicht genügend, um Einen von uns in den Stand zu setzen, mit seinen Verwandten in Verbindung treten zu können.

Seine Frau hat wahrscheinlich lange auf seine Rückkehr gewartet und hält ihn vielleicht noch jetzt jener Treulosigkeit schuldig, die nur zu oft unter Männern vorkommt, welche die Ihrigen in gleicher Absicht, wie Hiram, verlassen haben.

Da unser Goldgrabeplatz am Yuba ziemlich erschöpft war, so gaben wir unsere gemeinsame Thätigkeit auf, und ein Jeder beschloß, für sich allein irgend wohin zu gehen. Der junge Johnson, welcher mein Gefährte auf der Prairie gewesen, beschloß, da er nie so lange von den Seinen entfernt gelebt, nach Hause zurückzukehren und den ganzen Winter über dort zu bleiben.

Ich hatte gute Berichte über die südlichen Gräbereien gehört, wo man während der regnerischen Jahreszeit am Besten arbeiten konnte, da es trockene Gruben waren.

Drei oder vier Männer von derselben Abtheilung, wo wir beschäftigt gewesen, waren im Begriff, nach dem Molumne aufzubrechen, und nachdem ich James Mason und meinen andern Kameraden ein freundliches Lebewohl gesagt, machte ich mich mit der andern Gesellschaft auf den Weg.

Nachdem wir den Ort unserer Bestimmung erreicht, verband ich mich mit zwei meiner Reisegefährten, und wir arbeiteten fast den ganzen Winter über in Red Gulch, wobei wir alle Drei reiche Ausbeute fanden.

Nachdem wir unsere Grube erschöpft, verließen mich meine beiden Gefährten, um in ihre Heimath, nach New-York, zurückzukehren. Da ich nun wieder allein war, so beschloß ich, noch weiter nach Süden, an den Tuolumne-Fluß, zu gehen und da mein Glück während des Sommers zu versuchen.

Auf meinem Wege nach dem Tuolumne traf ich mit einem Mann, Namens Richard Guinane, zusammen, welcher eben aus der Stadt San Francisco kam. Er befand

sich ebenfalls auf der Reise nach den Goldgruben am Tuolumne, und wir beschlossen, den Weg gemeinschaftlich zu machen.

Er wollte sein Glück im Goldsuchen zum zweiten Male versuchen, und da er ein angenehmer Gefährte war, so schlug ich ihm vor, für gemeinschaftliche Rechnung zu arbeiten. Mein Vorschlag ward unter der Bedingung angenommen, daß wir uns eine Zeit lang am Stanislaus aufhielten, weil mein Gefährte von den goldreichen Niederschlägen dieses Flusses eine hohe Meinung hatte.

Hiergegen hatte ich Nichts einzuwenden, und als wir den Stanislaus erreicht hatten, schlugen wir unsere Zelte an dem nördlichen Ufer auf.

Als ich etwas näher mit der Geschichte von Richard Guinane's Leben bekannt ward, hätte ich vernünftiger Weise nicht mehr gemeinschaftliche Sache mit ihm machen sollen. Seiner eigenen Erzählung nach war er zum Unglück geboren, und da Dies der Fall war, so konnte ich kaum hoffen, daß die Glücksgöttin mir hold sein würde, so lange ich in seiner Gesellschaft bliebe. Richard Guinane war in der That das Opfer unglücklicher Verhältnisse, wie viele Andere auf dieser Welt es sind, wenn es auch Wenige giebt, denen Fortuna nicht wenigstens zuweilen lächelte, möge es nun verdienstermaßen geschehen, oder nicht.

Richard Guinane war, seinen eigenen Worten nach, Einer dieser Wenigen. Alles schien wider ihn zu sein. Jede wohlwollende oder lobenswerthe Handlung, die er ausführte, ward von der Welt als von irgend einer niedrigen

und selbstüchtigen Gesinnung eingegeben angesehen. Wenn er Jemanden eine Freundlichkeit erweisen wollte, so verkehrte dieselbe sich in eine Beleidigung für die Personen, denen er wohl thun wollte. Wenn er einen Freund zu gewinnen suchte, so machte er sich nur einen Feind!

Seine Hoffnungen auf Glück hatten sich stets als trügerisch erwiesen, seine Ahnungen kommenden Unglücks waren dagegen stets in Erfüllung gegangen.

Stolz, Ehrgefühl kurz, jede edle Negung, welche der Mensch besitzen soll, schien ihm eigen zu sein, und doch beherrschte das Schicksal diese Empfindungen auf solche Weise, daß jede Offenbarung derselben der Welt die Rückseite des wahren Beweggrundes dazu zeigte.

Dies war Guinane's Character, wie ich ihn theilweise aus seinen eigenen Erzählungen, und theilweise aus Thatsachen kennen lernte, deren Entwicklung ich beobachtete.

Gewisse Verhältnisse seines Lebens, die er mir mitgetheilt, prägten sich meinem Gedächtniß ein, noch mehr aber die, welche ich mit erlebte, und welche seinem unglücklichen Dasein ein plötzliches und tragisches Ende bereiteten.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist zu seltsam, als daß ich sie hier nicht wiedergeben sollte.

Richard Guinane war aus dem Staate New-York gebürtig, wo sein Vater starb, als Richard noch nicht ganz fünf Jahre alt war, und eine Gattin und drei Kinder zurückließ, von denen Richard oder Dick, wie man ihn nannte, das älteste war.

So früh schon begann Dick's Unglück, daß er, noch ehe er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, in seinem Dorfe für den ärgsten Dieb und Lügner ausgeschrieen war!

Sobald ein Mal dieser Ruf an ihm haftete, konnte kein Kirchenfenster zerbrochen, oder sonst eine Bosheit verübt werden, die nicht Dick Guinane zugeschrieben ward, obgleich er, seiner eigenen Erzählung nach, der artigste Knabe im ganzen Dorfe war!

Nicht weit von der Wohnung seiner Mutter lebte die Wittwe eines Kaufmanns, welcher seinem einzigen Kinde, einem Mädchen, ein kleines Vermögen hinterlassen hatte. Die Wittwe führte die alleinige Aufsicht sowohl über das Vermögen, wie über die Erbin desselben, welche schon ziemlich erwachsen war.

Mit entzückender Stimme antwortete die junge Dame auf den Namen Amanda Milne.

Sie hatte Dick von ihrer frühesten Kindheit an gekannt, und hegte daher eine bessere Meinung von ihm, als von jedem andern Knaben im Dorfe. Sie war außer Dick's Mutter die Einzige, welche Liebe für den armen Jungen empfand, denn alle Anderen betrachteten ihn als einen lebendigen Beweis der bewunderungswürdigen Langmuth Gottes!

Wie die meisten jungen Damen lernte auch Amanda einige Fertigkeiten, um ihre Zeit auf angenehme und nutzlose Weise todtschlagen zu können.

Die erste Arbeit, die es zu ihrer vollständigen Befriedigung vollendet, war eine seidene Börfe, an welcher sie

nicht ganz zwei Monate gestrickt hatte, und bei der ersten günstigen Gelegenheit ward Dick mit dieser Börse beglückt.

Nicht lange darauf wünschte Amanda's Mutter die Arbeit einigen Freundinnen zu zeigen, um ihnen einen Begriff von dem Fleiß und der Geschicklichkeit ihrer Tochter zu geben, welche aufgefordert ward, die Börse zu bringen.

Amanda wußte, daß Dick bei den Bewohnern des Dorfes nicht beliebt war, und daß selbst ihre Mutter eine besonders schlechte Meinung von ihm hatte. Ueberdies waren Guinanes auch nicht so reich, wie die Wittwe Milne, und in Vieler Meinung herrschte durchaus keine Gleichheit zwischen den beiden jungen Leuten, welche diese Familien repräsentirten.

Obgleich Amanda dies Alles sehr wohl wußte, so würde sie doch höchst wahrscheinlich, wenn sie mit ihrer Mutter allein gewesen wäre, die Wahrheit gesagt haben; in Gegenwart vom Fremden aber handelte sie, wie viele andere Mädchen unter ähnlichen Umständen gehandelt haben würden.

Sie sagte nämlich, sie habe die Börse verloren und überall danach gesucht, ohne sie jedoch finden zu können.

Ungefähr zu derselben Zeit sah man Dick im Besitz einer Börse, und er wollte nicht sagen, wie er zu derselben gekommen sei. Nun wurden die beiden Thatsachen, daß Amanda Milne eine Börse verloren, und daß Dick Guinane eine solche besaß, zusammengehalten, so daß

die Bekannten beider Familien zu dem Schlusse kamen, Amanda habe, wie sie selbst gesagt, ihre Börse verloren, und Dick dieselbe gefunden und widerrechtlich an sich behalten.

Die Zeit verfloß, und jeder Monat brachte neue Beweise von Dick's Bosheiten, so daß er in der Achtung seiner Bekannten immer tiefer sank.

Mistreß Guinane war ein Mitglied der Methodistenkirche, welcher der ehrwürdige Joseph Grievous vorstand. Dieser Herr hatte die Gewohnheit, lange Unterhaltungen mit Mistreß Guinane über die zunehmende Bosheit ihres Sohnes zu führen.

Trotz ihrer großen Berehrung für ihren geistlichen Lehrer konnte Mistreß Guinane doch nicht Dick's schreckliche Fehler bemerken. Doch aber beklagte man sich bei ihr so oft über Dick, daß er Katzen, Hunde, Gänse tödtete, Obst stähle und Fenster zerbräche, und diese Anklagen schienen alle so wahr zu sein, daß Mistreß Guinane den armen Dick in's Gebet zu nehmen pflegte und ihm lange mütterliche Vorlesungen hielt, wenn Dies auch auf freundliche Weise geschah.

Dick betheuerte jedoch stets seine Unschuld, sogar in Gegenwart von Mr. Grievous, und suchte die besten Beweisgründe dafür hervor. Dieses Behaupten der Unschuld war in Mr. Grievous' Augen eine Gottlosigkeit, die alle übrigen Missethaten Dick's überstieg, und der fromme Herr rieth Mistreß Guinane, Dick so lange zu schlagen, bis er

ein Geständniß seiner Bosheiten abgelegt und Reue darüber zeige! Mistreß Guinane weigerte sich jedoch standhaft, ein solches Verfahren einzuschlagen.

Eines Tages war Dick in einer benachbarten Stadt gewesen und bei seiner Rückkehr an einem Hause vorübergekommen, an dessen Thor man das alte und wohlbekannte Pferd seiner Hochwürden angebunden. Dick bemerkte das Pferd und vermuthete, daß der ehrwürdige Eigenthümer desselben in dem Hause sein müßte. Er ging ruhig weiter.

Als er ziemlich das Haus seiner Mutter erreicht hatte, ward er von dem Pferd überholt, welches ihm auf der Landstraße nachgetrabt war. Das Pferd hatte jedoch keinen Reiter, und es war nicht schwer zu errathen, daß es nur locker angebunden gewesen war und sich losgemacht hatte.

Dick hielt das Pferd auf, bestieg es und ritt zurück, um es dem Geistlichen wieder zuzuführen, denn er konnte nicht zugeben, daß eine so fromme Person im Schmutz nach Hause ginge.

Der Weg war schlecht, wie auf den meisten Landstraßen der Vereinigten Staaten, und Dick war bereits von einem langen Marsch ermüdet. Wenn er das Pferd nach dem Hause zurückführte, wo der Geistliche einen Besuch abstattete, so hatte er dann über eine Meile zu Fuße zurückzulegen, aber seine Rücksicht auf sich selbst konnte Dick abhalten, Das zu thun, was er für seine Pflicht hielt.

Als Mr. Grievous aus dem Hause trat, in welchem er eins seiner Kirchkinder besucht hatte, war er sehr erstaunt, sein Pferd nicht mehr vorzufinden; das Geheimniß ward ihm jedoch klar, als er, nachdem er ein Stück gegangen, Dick Guinane auf seinem Pferde sitzen sah.

Das war Mr. Grievous sehr willkommen. Dick trieb wieder Allotria und wurde dabei auf frischer That ertappt, denn er ritt ein fremdes Pferd, und obendrein das seines eigenen Seelsorgers!

Der ehrwürdige Mr. Grievous hatte schon lange auf eine solche Gelegenheit gewartet. Er schrieb alle Missethaten Dick's dem Mangel an gehöriger Prügel zu, und jetzt hatte er guten Grund, sich Vollmacht dazu herauszunehmen. Dick besaß keinen Vater, der ihn für seine Fehler gezüchtigt hätte, und Mr. Grievous' Meinung nach war seine Mutter zu mild gegen den Jungen.

Er hatte sich lange vorgenommen, wenn er Dick bei irgend einer Unart erwischte, ihm sowohl als wie auch der ganzen Gemeinde eine tüchtige Lehre zu geben. Er erfüllte damit seiner Ansicht nach nur eine Pflicht, die sein heiliges Amt ihm auferlegte, und die Gelegenheit, die sich jetzt bot, war zu gut, als daß er Dieselbe hätte unbenutzt lassen sollen.

Dick ritt auf den Geistlichen zu, stieg ab und redete ihn in einer Weise an, die seine Unschuld genügend bewies. Vielleicht hätte auch eine andere Person, als Mr. Grievous, Dies eingesehen; aber bei diesem verschlimmerte Dick's vertrauensvolles Betragen, welches ihm das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, eingab, nur die

Uebelthat, welcher man ihn für schuldig hielt. Dick's kühne Frechheit war nur das Betragen eines Menschen, welcher schon lange an das Verbrechen gewöhnt ist, dachte Mr. Grievous!

Ohne Dick Zeit zu einer Erklärung zu lassen, ergriff er ihn daher bei'm Kragen und begann ihn tüchtig mit seiner Reitpeitsche zu züchtigen.

Dick war schon über sechszehn Jahre alt, und überdies stark und kräftig.

Seine Ehrfurcht gegen Alle, die er als seine Vorgesetzten betrachtete, war jedoch so groß, daß er eine Zeit lang die Züchtigung des Pastors ertrug und diesem, ohne Widerstand zu leisten, gestattete, seine eingebildete Pflicht auszuüben.

Dennoch konnte die menschliche Natur nicht lange eine solche Behandlung aushalten, und da Dick endlich die Geduld ausging, hob er einen Stein auf und schleuderte ihn dem Geistlichen an den Kopf, so daß der ehrwürdige Zuchtmeister schwer zur Erde niederschlug.

Bald jedoch stand er wieder auf und würde höchst wahrscheinlich seine Peitsche in heftigerer Weise gebraucht haben, wäre sein Opfer noch in der Nähe gewesen. Dick aber hatte sich vor weiterer Bestrafung durch die Flucht zu retten versucht, und war bald weit von seinem zornigen Pastor entfernt.

Am nächsten Tage ward Dick vor einen Friedensrichter citirt, wo Mr. Grievous eine etwas wahre Erzählung der Umstände zu geben gezwungen war, da er Alles beschwören mußte. Das Gericht konnte Nichts weiter thun,

als den Angeklagten freisprechen, wenn auch mit Widerstreben und großem Bedauern, daß die strenge Gesetzesvorschrift es nicht gestattete, die Missethat auf die Weise zu rügen, wie es verdientermaßen hätte geschehen sollen.

Für Dick Guinane war die Heimath nun keine Friedensstätte mehr.

Auf den Straßen wies man mit Fingern auf ihn, andern Knaben seines Alters ward es von ihren Eltern verboten, mit ihm zu spielen, und die kleinen Schulfädchen liefen entsetzt davon, wenn sie ihn kommen sahen. Der Meinung der Dorfbewohner nach hatte er den Höhepunkt irdischer Sündhaftigkeit erreicht.

Da schickte man ihn denn zu einem Onkel, dem Bruder seiner Mutter, welcher in New-York wohnte. Ehe Dick die Heimath verließ, versuchte er Amanda Milne einen Besuch zu machen, an der Thür aber kam ihm die Mutter entgegen, die ihn weder hinein, noch ihre Tochter zu ihm herauslassen wollte.

Kurz, nachdem er seine neue Heimath in der großen Stadt erreicht hatte, erhielt er einen Brief von seiner Mutter, in welchen ein Billet von Amanda ich eingelegt war, dessen Inhalt ihn theilweise für alles Unrecht, welches er erduldet, entschädigte.

Während eines fünfjährigen Aufenthaltes in New-York hatte er bei keinem Unternehmen Erfolg, ich und unglücklicherweise, wenn auch nicht durch seine Schuld, verlor er das Vertrauen seines Onkel, wie auch dessen Schutz.

Er kehrte daher nach seinem Geburtsort zurück, wo er fand, daß man immer noch seiner mit Abneigung gedachte.

Er erklärte Amanda Milne seine Liebe, aber sein Antrag ward verworfen. Amanda gab wohl zu, sehr für ihn eingenommen zu sein, und daß er keinen Nebenbuhler in ihrer Zuneigung habe; aber welches Mädchen vermag dem Spott ihrer Bekannten und dem Zorn ihrer Eltern dadurch zu trotzen, daß sie einen Liebhaber erhört, der überall gemieden und verdammt wird?

Wieder sagte Dick seiner Heimath Lebewohl, und nach vielen Wechselfällen in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten begab er sich endlich nach Californien. Er war einer der glücklichen Goldsucher am Featherfluß gewesen, und hatte das gewonnene Geld in einem Modewaarengeschäft in San Francisco angelegt.

Gerade eine Woche, nachdem er sein neues Geschäft eröffnet, brannte San Francisco und auch Dick's Laden mit sammt seinem Inhalt bis auf den Grund nieder.

Er begab sich mit nur noch hundert Dollars wieder nach den Goldgruben, und es war auf seiner Reise dahin, wo er mich traf, und wo wir Beide gemeinschaftliche Sache machten, wie bereits oben erzählt worden ist.

FÜNFTES KAPITEL. VEREITELUNG EINES PLÜNDERUNGSPLANS.

Nachdem wir am Stanislaus eingeschlagen, arbeiteten wir drei Wochen lang angestrengt ohne den geringsten Erfolg. Jeder andere Goldgräber schien leidlich viel Gold

zu finden, aber die Gruben, wo Guinane und ich suchten, schienen die einzigen Stellen am Stanislaus zu sein, wo ein Gold vorhanden war, denn kein Körnchen belohnte unsere Mühe.

»Es wäre um Ihretwillen besser, wenn wir uns trennten,« sagte Guinane eines Abends zu mir, nachdem wir den ganzen Tag gearbeitet und Nichts gefunden hatten. »Sie werden nie Glück haben, so lange Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen.«

Ich war geneigt dazu, in den Worten meines Kameraden Wahrheit zu finden, aber der Gedanke, einen Menschen nur deßwegen zu verlassen, weil er unglücklich gewesen, widerstrebte mir.

»Ihr Schicksal wird nicht mehr lange mit dem meini- gen im Kampfe liegen,« antwortete ich, »denn ich bin einer der glücklichsten Menschen von der Welt. Wenn wir zusammen fortarbeiten, so wird mein Glück mit der Zeit das Unglück, welches Sie verfolgt, überwinden. Wir wollen daher noch eine Weile zusammenhalten.«

»Nun gut,« sagte Guinane, »aber ich warne Sie, denn Jemand oben oder vielleicht unten hat eine Pike auf mich, und der gute Geist, welcher Ihnen beisteht, muß daher sehr mächtig sein, um Alles glatt machen zu können. Führen Sie mich jedoch, und ich will Ihnen folgen.«

Ich ward denn nun auch Führer, und wir begaben uns weiter südlich nach Sornora, wo wir an einem Orte zu graben begannen, welcher Dry Creek hieß. Hier ward unsere Arbeit mit Erfolg gekrönt, so daß wir uns nicht zu beklagen hatten.

Abends pflegten wir oft nach Sonora zu gehen und uns durch die Beobachtung der Scenen in den Spielhäusern, oder durch einen Tanz mit den helläugigen mexikanischen Senioritas zu unterhalten.

Eines Abends, als wir in einem der Spielhäuser verweilten, sahen wir einen Goldsucher, der in hohem Grade berauscht war. Er bewegte sich in Halbkreisen in der Stube herum und konnte sich dabei kaum auf den Füßen erhalten, was er natürlich nicht wußte. Immerwährend verkündigte er laut, daß er nach Hause gehen wolle, als ob er dächte, daß das alle Anderen sehr interessiren müßte. Jedes Mal, wo er gehen wollte, trank er noch ein Mal, und Das ging so lange fort, bis er mehrere Gläser Branntwein getrunken, außer denen, welche bereits seinen Rausch hervorgebracht. Als er bezahlen wollte, zog er einen Sack mit Goldstaub hervor, welcher ungefähr hundert Unzen enthielt, und ein Mann hinter dem Schenktisch wog davon das Wenige ab, was für den Branntwein zu zahlen war.

Es lag Etwas in der Erscheinung dieses Goldgräbers, was mich seltsam anzog, und ich bildete mir ein, ihn schon gesehen zu haben, aber ich wußte nicht, wo. Während ich mich bemühte, ihn zu identificiren, stolperte er aus dem Hause und ließ mich in Zweifel, ob ich ihn schon gesehen, oder nicht.

Die Gedanken meines Sefährten Guinane wanderten nicht wie die meinigen in der Erinnerung umher, und er

hatte daher mehr auf Das geachtet, was um ihn her vorging. Nachdem der Goldsucher hinaus war, kam er dicht zu mir heran und flüsterte:

»Dieser Mann wird ganz gewiß beraubt werden. Als er seinen Sack mit Gold herauszog, um zu bezahlen, sah ich, wie zwei Männer Blicke wechselten und vor ihm hinausgingen. Sie werden ihm auflauern und ihn berauben. Sollen wir Das geschehen?«

»Gewiß nicht,« erwiderte ich, »der Mann gefällt mir, und ich glaube nicht, daß er es verdient, sein Geld zu verlieren.«

»Dann kommen Sie!« sagte Guinane, und wir begaben uns Beide auf die Straße.

Die Richtung, die wir zuerst einschlugen, war die falsche, denn nachdem wir einige hundert Schritte gegangen waren, war keine Spur von dem Betrunkenen zu finden, obschon wir wußten, daß er zu betrunken gewesen, als daß er weiter hätte gehen können.

Wir kehrten um und gingen schnell, oder rannten vielmehr in entgegengesetzter Richtung. Dieses Mal war unsere Nachstellung erfolgreich. Wir sahen den betrunkenen Goldgräber auf dem Pflaster liegen, und zwei Männer neben ihm stehen, welche sich, als sie uns näher kommen sahen, für seine Freunde ausgaben. Sie sagten, sie seien eben bemüht, den Mann nach Hause zu bringen.

Wäre der Betrunkene bereit gewesen, ihren Beistand anzunehmen, so hätten wir keine Entschuldigung für unsere Einmischung gehabt; als wir aber näher kamen, konnten wir ihn ausrufen hören:

»Packt Euch, Kameraden! Ich kann für mich allein steuern. Macht, daß Ihr fort kommt, oder ich werde Euch Manieren lehren.«

»Stormy Jack!« rief ich aus und stürzte vorwärts, während Guinane mir folgte. »Seid Ihr es, Stormy? Was ist denn geschehen? Braucht Ihr Hilfe?«

»Ja,« erwiderte Jack, »bringt den beiden Burschen da ein wenig Manieren bei. Meine Füße sind zu betrunken, und daher kann ich es nicht selbst thun.«

Die beiden Männer gingen schweigend aber rasch ihres Weges.

»Habt Ihr denn Euer Geld noch?« fragte ich, bereit, die beiden Burschen zu verfolgen, im Fall sie Jack beraubt hätten.

»Ja, das ist Alles in Ordnung. Der Eine der suchte es mir zu nehmen, aber ich wollte es ihm nicht lassen. Dazu bin ich nüchtern genug. Meine Füße sind nur betrunken, meine Hände aber nicht.«

Stormy's Füße waren allerdings betrunken, und zwar so, daß Quinane und ich große Mühe hatten, ihn fortzubringen. Wir mußten ihn in unsere Mitte nehmen und ihn stützen. Nach großer Mühe gelang es uns, ihn nach einem mir bekannten Hause zu schaffen. Hier brachten wir ihn zu Bett, und nachdem wir den Wirth aufgefordert, ihn nicht eher fortgehen zu lassen, als bis Einer von uns wieder dagewesen sei, begaben wir uns nach unserer Wohnung. Am nächsten Morgen besuchte ich Stormy sehr früh, und fand ihn bereits erwacht und meiner harrend.

»Ihr habt mir einen guten Dienst gestern Abend erwiesen,« sagte er, »und ich werde Das nie vergessen, wenn ich auch Euch vergessen habe.«

»Warum denkt Ihr denn, daß Ihr mich vergessen habt?« fragte ich.

»Weil Ihr mich gestern Abend Stormy Jack nanntet, und ich daher weiß, daß Ihr mich schon früher gesehen haben müßt. Ich bin schon mehrere Jahre nicht bei diesem Namen gerufen worden. Jetzt sagt mir aber nicht, wer Ihr seid, denn ich will es selbst errathen.«

»Ihr könnt doch gestern Abend nicht sehr betrunken gewesen sein,« sagte ich, »denn sonst wüßtet Ihe jetzt nicht, wie Ihr genannt worden seid?«

»Ja, Das konnte ich wohl wissen,« antwortete Stormy. »Es kommt ganz darauf an, auf welche Weise, ich betrunken bin. Bisweilen wird mein Verstand betrunken, und bisweilen werden es meine Füße, aber selten Beides zusammen. Gestern Abend waren es meine Füße. Wäret Ihr vor sechs oder sieben Jahren, als man mich Stormy Jack nannte, schon ein Mann gewesen, so würde ich mich Euer erinnern, denn ich habe ein gutes Gedächtniß für Dinge, die sich nicht sehr verändern. Als man mich aber Stormy Jack zu nennen pflegte, müßt Ihr noch ein kleiner Knabe gewesen sein. Wer könnt Ihr nur sein? Was ich doch für ein elendes Gedächtniß habe!« fuhr er fort, indem er sich hinter den Ohren kratzte. »Ich kann es ein Mal keine Manieren lehren. Welcher Junge, der so ausah, wie Ihr vor wenigen Jahren ausgesehen haben müßt,

nannte mich denn Stormy Jack? Ha! Jetzt habe ich's, so wahr ich lebe; Du bist der ›rollende Stein!‹

Damit stürzte Stromy auf mich zu, ergriff meine Hand und zerquetschte dieselbe beinahe zwischen seinen kräftigen, sehnigen Fingern.

»Rowland, mein Junge!« sagte er, »ich wußte, daß wir uns wiedersehen würden. Ich habe mich Deiner erinnert, wie ich mich meines eigenen Sohnes erinnert haben würde, wenn ich einen gehabt hätte. Ich habe die ganze Welt durchsucht, um Dich zu finden. Warum riefst Du mich denn gestern Abend bei meinem Namen? Du bist ein famos gescheidter Kerl. Ich konnte mir auch denken, daß Du Einer würest, denn Dich hat Jemand Manieren gelehrt. Ach ich glaube, die Natur hat es gethan.«

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich mich nicht sogleich wieder von Stormy trennte, nachdem wir unsere Freundschaft auf so seltsame Weise erneuert. Wir verlebten diesen Tag zusammen, sprachen von alten Zeiten, und Stormy erzählte mir einige Begebenheiten seines Lebens, welche sich seit unserer Trennung in New-Orleans ereignet hatten.

»An dem Morgen, wo ich Dich zuletzt sah,« sagte er, »begab ich mich auf das Schiff, wie ich beabsichtigt hatte, und arbeitete den ganzen Tag, bin aber bis jetzt noch nicht für meine Mühe bezahlt worden.

»Als ich nach Hause ging, traf ich einen alten Schiffskameraden, und auf dem Wege begaben wir uns in eine Schenke, wo wir Etwas trinken wollten.

»Nachdem ich ein Glas auf meines Freundes Kosten getrunken, war es natürlich nur billig, daß er auch eins auf die meinigen trank. Dann trennten wir uns, und ich begab mich auf den Weg nach dem Gasthaus, wo Du auf mich wartetest.

»Die beiden Gläser Branntwein nach der schweren Arbeit den ganzen Nachmittag in der Sonnenhitze wirkten stärker, als es je dieselbe Quantität gethan. Ich war irgend wo betrunken, obgleich ich nicht genau wußte, wo.

»Kurz vor dem Hause, wo wir wohnten, begegnete ich dem Zimmermann, welcher, wie Du Dich erinnern wirst, mich mit seinem Hammer zu Boden geschlagen hatte. Ohne lange Sache zu machen, ging ich auf ihn zu, um ihn Manieren zu lehren.

»Während ich Dies that, merkte ich, daß mein Kopf betrunken war, denn meine Arme und Füße, thaten ihr Bestes. Ich schlug und trat den Mann auf eine Weise, welches das Herz jedes ehrlichen Menschen erfreut haben würde. Gerade als ich ihm die letzte Politur gab, näherten sich zwei Constabler, nahmen mich bei'm Kragen und schleppten mich in's Gefängniß.

»Am nächsten Morgen ward ich zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, was Capitain Brannon gar nicht gefiel, weil er mich gern wieder an Bord des Schiffes haben wollte. Der Magistrat aber, oder Bürgermeister, oder was er sonst war, welcher mich verurtheilt, hatte zu viel Respekt vor mir, um dem Capitain zu willfahren, und so hatte ich so lange kostenfrei Wohnung und Nahrung, bis die ›Hope‹ abgesegelt war.

»Sobald ich aus dem Gefängniß entlassen war, begab ich mich stracks in das Gasthaus, weil ich Dich dort noch zu finden hoffe. Ich erfuhr jedoch, daß Du den Tag nach meiner Verhaftung fortgegangen seiest, und die alte Frau wußte nicht, wohin Du Dich begeben hattest. Ich dachte, daß Du wieder auf die ›Hope‹ gegangen und nach Deiner Heimath zurückgekehrst seiest. Ich bin seitdem in der ganzen Welt herumgewandert, und ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß ich Dich nicht eher wieder gesehen habe!

»Ich kam mit einem englischen Schiffe nach der Bai von San Francisco, und der Capitain versuchte die Schiffsmannschaft dadurch von der Flucht abzuhalten, daß er etwas von der Stadt ankerte und eine bewaffnete Wache aufstellte. Er dachte, wir wären so dumm, auf seinem Schiffe San Francisco zu verlassen, wo wir monatlich zwei Pfund bekamen, während wir auf jedem andern Schiffe zwanzig bekommen konnten. Er sah bald ein, daß er sich geirrt hatte; denn wir lehrten ihn Manieren, indem wir ihn, wie auch den Proviantmeister und den ersten Offizier banden und knebelten. Dann begaben wir uns Alle in den zu dem Schiffe gehörenden Booten an das Land und ließen das Schiff da, wo es wahrscheinlich noch ist – nämlich in der Bai von San Francisco, wo es verfaulen wird.

»Nachdem ich die Goldlager erreicht, hatte ich lange Zeit kein Glück, jetzt aber arbeite ich in einer der reichsten Gruben, die es je gegeben.«

Ich erzählte nun Stormy die Einzelheiten meines Besuchs in Dublin, und sprach von der Unruhe, in welcher ich mich wegen meiner Verwandten befand.

»Gräme Dich nicht!« sagte Stormy. »Sammle Dir hier ein Vermögen und gründe Dir einen eigenen Herd. Man hat mir gesagt, daß Dies das beste Mittel sei, alte Freunde zu vergessen, wenn ich es auch selbst nie versucht habe.«

Stormy's Rath schien mir sehr weise zu sein, weil er mich an Lenoren erinnerte.

Ehe ich mich von meinem alten Kameraden trennte, sagte er mir noch, wo er wohnte, und wir beschlossen, einander oft zu besuchen, wie auch, sobald sich uns Gelegenheit bieten würde, unsere eingegangenen Verbindlichkeiten zu lösen und gemeinschaftlich zu arbeiten.

Stormy war der erste Freund, der mir die Hand reichte, nachdem ich in die kalte Welt hinausgestoßen worden, und die Zeit hat auch in mir das Gefühl warmer Anhänglichkeit, welches ich schon lange für den braven Seemann empfunden, unverändert gelassen.

SECHSTES KAPITEL. EIN HART BESTRAFTER IRRTHUM.

Als Guinane San Francisco verlassen, hatte er seinen Bekannten gesagt, daß er an den Stanislaus zu gehen beabsichtige, und sie gebeten, Briefe an ihn nach dem Stanislaus zu schicken.

Eines Sonnabends früh lieh er von einem in der Nähe wohnenden Goldgräber ein Maulthier, um nach dem Postamt zu reiten und dort nach Briefen zu fragen.

Der Eigenthümer des Maulthieres begab sich eben an seine Arbeit und bezeichnete Guinane sein Thier. Es gras'te am Abhange eines Hügels, ungefähr eine halbe Meile von unseren Zelten. Dann beschrieb der Goldgräber sein Thier als ein braunes und fügte hinzu, es habe einen Rattenschwanz und eine dünne Mähne.

Hierauf brachte er Sattel und Zaum aus seinem Zelte, stellte Dick Alles zur Verfügung und begab sich an seine Arbeit.

Dick ging nach dem Hügel, fing das Maulthier ein, sattelte es, und indem er mir guten Tag wünschte, ritt er davon. Ich erwartete seine Rückkehr am Abend, aber er kam nicht.

Ich beunruhigte mich wegen seines Ausbleibens jedoch nicht. Der nächste Tag war ein Sonntag, und da Guinane wußte, daß er da nicht zu arbeiten brauchte, so hatte er es wahrscheinlich aus irgend einer Absicht, die mich Nichts anging, vorgezogen, die Nacht über in der Stadt zu bleiben.

Der Sonntag Abend kam, aber Guinane nicht. Ich fürchtete, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, und beschloß daher, am nächsten Morgen nach dem Postamt zu reiten, wenn er nicht eher zurückkehren sollte.

Der nächste Morgen brach an, ohne daß Guinane zurückkehrte, und ich machte mich auf den Weg, um ihn zu suchen. Nachdem ich ungefähr fünf Meilen zurückgelegt, begegnete er mir, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß er zu Fuße kam. Noch erstaunter war ich, als ich bei seiner Annäherung sein Gesicht genauer betrachtete. Nie

in meinem Leben hatte ich an Jemanden eine in so kurzer Zeit vorgegangene Veränderung wahrgenommen, wie jetzt bei Guinane. Er schien zehn Jahre älter geworden zu sein, seitdem er mich vor zwei Tagen verlassen.

Sein Gesicht war eingefallen, und in seinen Augen lag ein wilder, teuflischer Ausdruck, welcher furchtbar zu sehen war. Ich hätte nie geglaubt, daß die Augen Richard's Guinane einen solchen Ausdruck annehmen könnten. Sein Anzug war zerrissen und mit Schmutz und getrocknetem Blute besudelt. Kurz, seine ganze Erscheinung war die eines Menschen, welcher gräßlich gemißhandelt worden ist.

»Was ist denn geschehen?« fragte ich mechanisch, sobald mir mein Erstaunen über seine Erscheinung das Sprechen gestattete.

»Das kann ich jetzt nicht sagen,« sagte er mit großer Anstrengung; »ich muß vor allen Dingen Wasser trinken.«

Ich kehrte um, wir begaben uns nach unseren Zelten und brauchten nicht lange zu gehen, bis wir einen Kaffeeschank erreichten. Hier trank Guinane etwas Branntwein mit Wasser, und nachdem er ein Frühstück bestellt, ging er hinaus, um sich in dem Flusse zu waschen, denn nie bedurfte dessen ein menschliches Wesen mehr, als er.

Er aß sein Frühstück sehr schnell und sprach kaum ein Wort, bis er fertig war. Dann sprang er plötzlich von seinem Sitz auf, eilte aus dem Hause und ging nach dem Orte zu, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

»Kommen Sie nur,« rief er, »ich kann mich nicht mit Erzählen aufhalten, ich habe viel zu thun. Ich muß mich rächen. Sehen Sie nur!«

Er wartete, bis ich zu ihm hingekommen, dann schlug er sein langes, dunkles Haar zu beiden Seiten des Kopfes zurück, und ich sah, daß er keine Ohren mehr hatte!

»Wollen Sie mir bei meiner Rache helfen?« fragte er.

»Ja,« antwortete ich, »mit Leib und Leben!«

»Das wußte ich!« rief er aus. »Kommen Sie nur, wir haben keine Zeit zu verlieren!«

Während wir heimwärts wanderten, erfuhr ich von ihm die näheren Umstände des Unglücks, welches ihn getroffen.

Nachdem er am Sonnabend früh nach der Stadt aufgebrochen und ungefähr eine Meile über die Stelle hinaus war, wo ich ihn getroffen, ward er von vier Mexikanern eingeholt.

Ehe er noch recht wußte, daß sie ihn zu überfallen beabsichtigten, warf man einen Lasso um seinen Hals, riß ihn zu Boden und band ihm augenblicklich die Hände.

Durch Zeichen gab man ihm zu verstehen, daß seine Gefangennehmer das Maulthier haben wollten, welches er geritten.

Guinane konnte nur einige Worte spanisch sprechen und daher den Mexikanern nicht verständlich machen, wie er in den Besitz des Maulthieres gekommen wäre.

Nachdem die Mexikaner unter sich Rath gehalten, nahmen sie Guinane den Revolver weg, und während Drei ihn hielten, schnitt ihm der Vierte beide Ohren ab.

Dann bestiegen alle Vier wieder ihre Pferde und ritten davon, indem sie das Maulthier mitschleppten, welches Guinane von dem Goldgräber geliehen.

Nachdem sie sich ungefähr dreihundert Schritt weit entfernt hatten, machten sie Halt, nahmen dem Maulthier Sattel und Zaum, welche Gegenstände sie sich nicht aneignen wollten, ab, warfen dieselben, wie auch den Revolver Guinane's auf die Erde, und setzten dann ihren Weg fort.

Zur Rechtfertigung dessen, was diese Männer gethan, vermag Niemand etwas zu sagen, wahrscheinlich aber hätten sie wenigstens eine Entschuldigung für ihr Verfahren angeben können.

Sie glaubten ohne Zweifel, daß Guinane das Maulthier gestohlen habe, und wußten, daß, wenn Einer ihrer eigenen Landsleute bei einer solchen That ertappt worden wäre, dieser sich glücklich geschätzt hätte, mit dem Leben davonzukommen. Sie sahen demnach nicht ein, warum ein Amerikaner nicht eben so gut wie ein Mexikaner für ein Vergehen bestraft werden sollte.

Guinane verfolgte sie, vor Schmerz wie wahnsinnig und kochend vor Zorn, so schnell er nur konnte.

Bald entschwandten sie jedoch seinen Blicken, dennoch aber verfolgte er sie so lange, bis er erschöpft zur Erde niedersank. Er mußte wahrscheinlich einige Stunden bewußtlos dagelegen haben, theils in Folge des Blutverlusts, und theils in Folge der Ermattung, welche auf das wilde Toben seiner Leidenschaften folgte.

Es war Abend, als er wieder zum Bewußtsein seiner Sinne kam, und indem er seine Heimath zu erreichen suchte, wanderte er in allen Richtungen zwischen den Hügeln hin, nur nicht in der richtigen.

Ich habe gesagt, er sei wieder zur Besinnung gekommen, aber dieser Ausdruck ist kaum richtig zu nennen. Er erwachte nur zu dem Bewußtsein, daß er noch lebe, und zu der furchtbaren Erinnerung an die unmenschliche Behandlung, welche er erlitten. Sein klarster Gedanke war brennender Rachedurst, und dieser Wunsch war so stark, daß er sich dadurch selbst schadete, denn er vergaß darüber Alles Andere, und zwar in einem solchen Grade, daß er den rechten Weg nach unseren Zelten erst einige Minuten vor meiner Begegnung mit ihm gefunden.

»Um die Wahrheit zu sagen,« so schloß er seine Erzählung, »muß ich gestehen, daß ich an die Stelle zurückkehrte, wo man mir die Ohren abgeschnitten, und zwar in der wahnsinnigen Hoffnung, daß ich die Mexikaner vielleicht wieder fände. Nachdem ich mir den Ort genau betrachtet, kam ich wieder zum Bewußtsein, so daß ich meine Gedanken nur auf das Eine richten konnte, wofür ich nur noch leben will, nämlich Rache. Doch bin ich jetzt nicht so in Eile, wie vor einer Stunde. Wir haben ja noch viel Zeit, denn ich bin jung und werde die Mexikaner schon ein Mal finden. Kommen Sie nur schnell, nur schnell! Wie langsam Sie gehen!«

Von jetzt an gingen wir so schnell, daß man es Laufen nennen konnte.

Als wir unsere Zelte erreichten, erfuhren wir, daß Guinane wirklich das falsche Maulthier genommen hatte! Der Eigenthümer des Thieres, von welchem er dasselbe geliehen, hatte es nicht für nöthig gehalten, die eingebannten Buchstaben zu erwähnen, denn er glaubte nicht, daß noch andere Maulthiere in der Nachbarschaft dem seinigen glichen, und hatte daher keinen Irrthum für möglich gehalten.

Einige Goldgräber erzählten uns nun, daß die Mexikaner, welche wir suchten, sich die Nacht über nahe an dem Ort gelagert hatten, wo Guinane das Maulthier eingefangen, und es war daher nicht zu verwundern, daß sie ihn des Diebstahls beschuldigten. Als sie das Thier auf die bereits erzählte Weise wieder erlangt, waren sie nach ihrem Lager zurückgekehrt und hatten kurz darauf ihre Reise fortgesetzt. Durch Fragen erfuhren wir, daß sie sich nach Süden gewendet.

Da sie keine Werkzeuge zum Goldsuchen bei sich gehabt, so schlossen wir daraus, daß sie sich nach Hause, in eine der nördlichen Provinzen Mexiko's begeben hätten. Wenn dem so war, so konnten wir sie leicht einholen, ehe sie noch über die Grenze von Californien hinaus waren.

Wir verloren keine Zeit und trafen Vorbereitungen zur Verfolgung. Das wichtigste Geschäft war, uns mit guten Pferden zu versorgen. Bald war dies geschehen, wenn auch mein Sack mit Goldstaub, nachdem wir den Kauf der Pferde abgeschlossen, viel leichter geworden war.

Mit Tagesanbruch waren wir am nächsten Morgen reisefertig. Guinane trieb mich immer zur Eile an, um die

Männer zu verfolgen, welche in ihm einen Rachedurst erweckt, den nur Blut zu stillen vermochte!

SIEBENTES KAPITEL. EIN EIGENTHÜMLICHER
SELBSTMORD.

Die Verfolgung der Mexikaner führte uns südlich, und fast überall, wo wir fragten, hörten wir von vier berittenen Mexikanern, welche keine Anderen als eben die sein konnten, welche wir einzuholen wünschten.

Die ersten beiden Tage erwiderte man auf unsere Fragen, daß sie uns ungefähr achtundvierzig Stunden voraus seien.

Am dritten Morgen erfuhren wir wieder etwas über sie in einem ›Rancho‹, wo sie angehalten hatten, um ihre Pferde zu tränken. Der Eigenthümer des ›Rancho‹ beschrieb uns ein Maulthier, welches die Mexikaner mit sich geführt, als ein braunes Thier mit einem Rattenschwanz und einer dünnen Mähne. Es konnte dies kein anderes als das sein, welches dem armen Dick so theuer zu stehen gekommen war.

Nachdem die Mexikaner ihre Thiere gefüttert, hatten sie sich nicht weiter aufgehalten, sondern wieder die Straße eingeschlagen, als ob sie Eile hätten. Wenigstens dachte dies der Ranchero.

Sie mußten Verfolgung gefürchtet haben, denn sonst hätten sie nicht so geeilt. Wie uns der Mann sagte, waren sie ungefähr vor vierzig Stunden von dem Rancho fortgeritten.

Wir kamen ihnen also näher, wenn auch so langsam, daß Guinane vor Ungeduld förmlich schäumte.

Er sprach selten, und wenn er es that, so trieb er mich nur zu größerer Eile an. Ich hatte große Mühe, ihn wenigstens dahin zu bringen, daß wir unsere Pferde nicht zu Schanden ritten.

Infolge der Auskunft, die wir in dem Rancho erhalten, wußten wir jetzt, daß die Mexikaner sich der Küste zuwendeten, anstatt sich in das Innere des Landes zu begeben. Wenn sie über Land nach der Stadt Mexiko reisen wollten, so machten sie einen großen Umweg.

Jedes Mal, wo wir am vierten Tage unserer Reise etwas über die Mexikaner hörten, erfuhren wir, daß die Entfernung zwischen ihnen und uns, sich rasch verminderte.

Gegen Abend an diesem Tage machten wir an einem anderen Rancho Halt, um unsere Pferde zu erquicken, welche dem Tore nahe waren. Die Mexikaner hatten vor sechs Stunden an derselben Stelle Halt gemacht, und dann den Weg nach San Luis Obispo eingeschlagen, wo wir ungefähr nächsten Mittag anlangen konnten.

»Morgen,« sagte Guinane, als er sich zu einer kurzen Ruhe niederlegte, während unsere Pferde gras'ten, »morgen heißt es Rache oder Tod! Mein einziges Gebet ist: Gott, laß mich nur noch bis morgen leben!«

Bald saßen wir wieder im Gattel und jagten auf unseren Pferden die Landstraße nach San Luis Obispo dahin.

Wir erreichten diesen Ort gerade zu Mittag, aber eine neue Enttäuschung harrete hier meines Kameraden!

San Luis ist nämlich ein Seehafen, und es war von hier ein kleines Schiff, auf welches sich die Mexikaner begeben hatten, an demselben Tage früh nach Mazatlan abgesegelt.

Nachdem sie den Hafen erreicht, hatten sie sich nämlich eilig ihrer Thiere entledigt und waren auf das Schiff gegangen, welches zufällig den nächsten Morgen in See stechen wollte. Wir kamen gerade eine Stunde zu spät!

Ihnen noch weiter zu folgen, wäre mehr als Wahnsinn gewesen. Ehe wir Mazatlan erreichen konnten, waren sie vielleicht schon hunderte von Meilen im Innern des Landes.

Nie habe ich eine größere Verzweiflung gesehen, als die, welche in diesem Augenblicke sich des armen Guinane bemächtigte.

So lange noch Aussicht vorhanden war, die Männer einzuholen, welche ihn so gemißhandelt hatten, ward er durch die Hoffnung auf Rache noch aufrecht erhalten. Als er aber von der Verfolgung abstehen sollte, trat die Erinnerung an die vielen Unglücksfälle, welche sein Leben verdunkelt, deutlich vor seine Seele, und es stiegen Selbstmordgedanken in ihm auf!

»Es war Thorheit, die Männer überhaupt zu verfolgen,« sagte er. »Ich hätte wissen können, daß die Aussicht, sie einzuholen, ein für mich zu großes Glück gewesen wäre. Das Schicksal ist mir nie so gnädig gewesen, mir einen so heißen Wunsch zu gewähren, und ich war ein Thor, es zu erwarten. Wäre es nicht besser, wenn ich stürbe?«

Ich bot Alles, was in meiner Macht stand, auf, um seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, aber er schien weder meine Worte noch sonst etwas zu beachten.

Da rüttelte er sich plötzlich aus langem Träumen auf und rief ausdrucksvoll:

»Nein! Ich will mit dem Verhängniß kämpfen, bis Gott mich abruft! Alle Flüche des Schicksals werden mich nicht zwingen können, zu weichen! Alle Mächte der Hölle sollen mich nicht überwältigen! Ich will leben und sie alle besiegen!«

Nach einem schrecklichen Kampfe hatte sein Geist gesiegt, und erhob sich jetzt zum Widerstande gegen das Schicksal selbst.

Wir ritten nach dem Stanislaus zurück. Es war eine traurige Reise, und ich freute mich, als wir sie überstanden hatten. Bei der Verfolgung waren wir in steter Aufregung gewesen, aber dem war bei unserer Rückkehr nicht so. Sogar auf die Pferde schien die düstere Veränderung mit übergegangen zu sein, welche über uns gekommen war.

Nach unserer Ankunft am Stanislaus besuchte ich Stormy Jack. Er arbeitete eifrig und fand viel Gold in ferner Grube, so daß er wahrscheinlich noch einige Wochen hier Beschäftigung hatte. Ich freute mich sehr über seinen Erfolg und redete ihm zu, sich doch des Trinkens zu enthalten.

»Ich will auch nicht mehr trinken,« sagte er, »wenigstens so lange nicht, als ich in den Goldgruben bin, ganz

besonders nicht, wenn ich Gold bei mir habe. Jener letztere Vorfall, wo ich so nahe daran war, es zu verlieren, hat mich Manieren gelehrt.«

GSuinane begleitete mich auf diesem Besuche bei Stormy, und bei unserer Rückkehr gingen wir durch die Stadt. Guinane hatte seinen Namen in ›Reynold's Expedition‹ genannt, weil er gern seine Briefe von dem Oberpostamt in San Francisco dahin abgeliefert haben wollte.

Als wir an ›Reynold's Expedition‹ vorüber kamen, ging er hinein, um zu fragen, ob Briefe für ihn angekommen seien.

Es ward ihm einer gegeben, für welchen er an Porto und Extragebühren einen Dollar und fünfzig Cent bezahlen mußte!

Nachdem er den Brief in Empfang genommen, begaben wir uns in ein Gasthaus, wo er denselben zu lesen begann.

Während er dies that, bemerkte ich, daß eine eigenthümliche Bewegung sich seiner bemächtigte.

»Wir sind Freunde,« sagte er, indem er sich kurz zu mir wendete. »Ich habe Ihnen manche von meinen Leiden der Vergangenheit geschildert; lesen Sie einmal diesen Brief, und erfahren Sie neuen Kummer für mich daraus. Er ist von Amanda Milne.«

Er hielt mir den Brief hin, und ich las Folgendes:

»Ich weiß, daß Ihr offener und männlicher Charakter nichts Unpassendes darin finden wird, wenn ich an Sie schreibe. Ich habe eine Ungerechtigkeit begangen und damit mir sowohl, als Ihnen unrecht gethan. Ich habe

eben erfahren, daß Ihr Ruf durch meine Schuld befleckt worden, weil ich nicht offen bekannte, Ihnen die Börse gegeben zu haben. Verzeihen Sie mir, Richard! denn ich liebe Sie und habe Sie von meiner Kindheit an geliebt.«

Hier knitterte Guinane den Brief zusammen, und ich konnte nicht weiter lesen. Ich sah, wie mein Freund plötzlich die Hände auf die Stelle, wo früher seine Ohren gewesen, legte und zu gleicher Zeit die Worte murmelte:

»Zu spät! zu spät!«

Dieser Bewegung folgte eine andere schnelle und verächtliche. Ich sah näher hin, um über die Bedeutung derselben gewiß zu werden. Er hielt einen Revolver in der Hand, dessen Lauf seine Schläfe berührte!

Ich stürzte auf Guinane zu, aber, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ich kam ›zu spät‹.

Man konnte drei deutliche Laute vernehmen: ein Schnappen, einen Knall und den Fall eines Körpers auf die Erde.

Ich beugte mich nieder, um Guinane aufzurichten, aber es war zu spät. Er war todt!

Kann der Leser sich erklären, was ihn zu dieser Handlung getrieben? Wenn der Leser es nicht kann, so muß ich ihn darüber im Unklaren lassen.

Als mein Freund in den Sarg gelegt ward, fand man bei ihm eine seidene Börse versteckt, in welcher ein Stück Papier sich befand. Auf dem Zettel stand Folgendes von Frauenhand geschrieben:

»Dick,

»Ich glaube nicht, was die Leute von Ihnen erzählen, und halte Sie für zu gut, als daß Sie irgend etwas Böses thun könnten. Es thut mir leid, daß Sie fortgegangen sind. Leben Sie wohl.

»Amanda.«

Es war dies ohne Zweifel das Billet, welches Guinane nach seiner ersten Trennung von Amanda erhalten, und welches mit in dem Brief eingeschlossen gewesen, welchen seine Mutter ihm nach New-York geschrieben.

Der Zettel ward wieder in die Börse gesteckt, und Beides mit dem armen Guinane begraben.

Die arme Amanda erfährt vielleicht nie sein trauriges Schicksal, wenn sie nicht zufällig diese Erzählung lies't.

ACHTES KAPITEL. EIN UNGEDULDIGER.

Ich habe in dieser Welt nicht viel zu tadeln, obgleich die Menschen oft sonderbare Dinge ausführen und Handlungen begehen, die zu verstehen mir nicht möglich ist.

Der Mann, von welchem Guinane das Maulthier geliehen, war selbst ein Original.

Nach dem Tode meines Freundes ward ich etwas bekannter mit ihm und oft durch sein excentrisches Wesen belustigt, wenn auch bisweilen etwas unangenehm davon berührt.

Man kommt vielleicht nirgends mit originelleren Menschen öfter zusammen, als gerade in den Goldgräbereien. Menschen ohne eine gewisse Eigenartigkeit ihres Wesens und Charakters wählen nicht so leicht ein Leben, welches

mit so vielen Gefahren und Mühsalen verknüpft ist, wie die, auf welche sich Goldsucher gefaßt machen müssen.

Es giebt aber auch Menschen, die sogar unter Goldsuchern excentrisch erscheinen, und zu solchen zählte sich auch der Mann, den ich eben erwähnt habe. Er hieß Foster.

Die Post aus den atlantischen Staaten traf alle vierzehn Tage in San Francisco ein, und folglich auch ungefähr zur selben Zeit in den verschiedenen Goldgräbereien, nach welchen Briefe befördert wurden, demnach auch in der Sonora.

Drei Tage vor der Ankunft der Post an dem letztgenannten Orte pflegte Foster mit seiner Arbeit aufzuhören und nach dem Postamt, welches ziemlich weit von seinem Zelt entfernt war, zu gehen und seine Briefe zu holen. Natürlich kehrte er enttäuscht zurück, aber doch hielt ihn das nicht ab, ungefähr sechs Stunden später wieder nach dem Postamt zu laufen.

»Ist die Post denn noch nicht angekommen?« pflegte er den Postmeister zu fragen.

»Nein. Ich habe Ihnen ja erst vor ein paar Stunden gesagt, daß ich die Post nicht vor drei Tagen erwarte.«

»Ja, das weiß ich, aber die Post kommt manchmal unregelmäßig. Es kann möglich sein, daß sie zwei oder drei Tage eher wie gewöhnlich kommt, und ich will meine Briefe haben, sobald sie hier einlaufen.«

»Man wird sie Ihnen auch nicht vorenthalten,« sagte der Postmeister, »aber ich rathe Ihnen, erst in drei Tagen wieder nachzufragen.«

»Ich danke Ihnen, ich werde es thun,« erwiderte dann Foster; nach sechs Stunden war er aber schon wieder da!

»Sobald die Post ankommt,« sagte der Postmeister dann, »will ich Ihnen Ihre Briefe zuschicken. Das wird mir weniger Mühe verursachen, als wenn ich so oft unnöthig belästigt werde.«

»Nein, nein!« rief Foster eifrig aus, »bitte, vertrauen Sie Niemanden meine Briefe an, denn sie könnten dann verloren gehen. Es macht mir ja keine große Mühe, selbst nachzufragen.«

»Das glaube ich gern,« erwiderte der Postmeister, »denn wenn es Ihnen Mühe machte, so würden Sie nicht so oft kommen. Ich muß deßwegen etwas aussinnen, wie ich mir diese Plage vom Halse schaffen kann. Ich will ein Zeichen hier zum Fenster herausstecken, sobald die Post angekommen ist. Dadurch erspare ich Ihnen die Mühe, hereinzukommen, und mir die Plage, Ihnen antworten zu müssen. Sobald Sie also vor das Haus kommen und das Zeichen nicht sehen, so können Sie gewiß sein, daß die Post noch nicht angekommen ist. Verstehen Sie das?«

»Ja, ich danke Ihnen, aber ich möchte Ihnen nicht gern unnöthige Mühe machen. Ich glaube, die Post wird da sein, ehe ich wiederkomme, Leben Sie wohl.«

Sechs Stunden später war Foster wieder am Postamt!

»Ist die Post da?« fragte er.

»Arbeiten Sie in einer ergiebigen Goldgrube?« fragte nun der Postmeister einmal als Antwort auf dieses ewige Quälen.

»Ja,« erwiderte Foster, »ich finde ziemlich viel.«

»Das thut mir leid.«

»Warum denn?«

»Weil Sie vielleicht, wenn sie nicht viel fänden, gern etwas Anderes anfangen und mir vielleicht das Postamt abkauften. Wenn Sie selbst hier wären, so hätten Sie dann Ihre Briefe, sobald dieselben ankämen. Da Briefe in Empfang zu nehmen Ihre Hauptbeschäftigung zu sein scheint, so sollten Sie hier sein und diesem Geschäfte obliegen. Das würde mich von einer Menge Plagen erlösen, denn Sie quälen mich mehr, als alle die vielen hundert Leute, welche hier ihre Briefe abholen. Ich kann es nun nicht länger mehr aushalten, Sie werden mich wahnsinnig machen, und ich begehe dann einen Selbstmord. Ich will nicht gern in meiner Eigenschaft als öffentlicher Beamter unhöflich sein, dennoch aber kann ich nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß Sie zum Teufel gingen und sich nie wieder vor mir blicken ließen.«

Foster's Kummer darüber, daß er wieder keine Briefe bekam, war jedoch so groß, daß er den eigenthümlichen Wunsch des Postmeisters gar nicht beachtete und nur fortging, um in einigen Stunden wiederzukommen.

Gewöhnlich kam die Post, wenn er ungefähr zehn Mal nach dem Postamt gegangen war, und erhielt dann bei der Ausgabe der Briefe nie mehr und nie weniger als zwei.

Eines Abends war er wie gewöhnlich zur Zeit, wo die Post kommen mußte, auf das Postamt gegangen, und sein Gefährte Farrell, welcher des Alleinsitzens im Zelt müde

geworden war, kam zu mir her über, um ein paar Stündchen mit mir zu plaudern.

Er erzählte mir, daß Foster in zwei Tagen sieben Mal nach seinen Briefen gelaufen wäre.

»Er wird nun noch drei Mal hingehen müssen,« sagte Farrell, »und dann bekommt er wahrscheinlich seine Briefe, denn die Post sollte eigentlich diesen Abend hier anlangen.«

»Foster scheint sehr auf seine Familie zu halten,« bemerkte ich; »denn noch nie habe ich Jemanden ungeduldiger nach Briefen von seiner Heimath verlangen sehen.«

»Er ist allerdings sehr ungeduldig, Nachrichten von zu Hause zu bekommen,« sagte Farrell, »wenn auch nicht aus den Gründen, welche Sie vermuthen. Foster und ich, wir sind aus einer und derselben Gegend und kennen uns schon seit vielen Jahren. Wir kamen zusammen nach Californien, und ich kenne alle seine Lebeneverhältnisse ganz genau. Wenn Sie aus derselben Gegend wären, wo wir her sind, oder nur in der Nähe unserer Heimath gewohnt hätten, so würde ich Ihnen nichts von Foster erzählen; da dem aber nicht so ist, und da Sie wahrscheinlich auch nie nach unserer Gegend kommen werden, so ist es, wenn ich Ihnen erzähle, was ich weiß, gerade so harmlos, als ob wir von Jemanden sprächen, von dem wir gelesen, oder der vor tausend Jahren gestorben ist.

»Foster heirathete, als er noch sehr jung war, und zwar eine Frau, die ungefähr zehn Jahre älter war, als er. Sie hatte aber einen noch schlimmeren Fehler, als da Alter, sie war nämlich sehr häßlich und besaß außerdem auch

sehr wenig Verstand. Ueberdies war sie stets krank und schlechter Laune, und Sie werden zugeben, daß dies keine sehr angenehme Gattin war.

»Foster war auch noch keine Woche verheirathet, als er merkte, daß er ein rechrer Thor gewesen sei.

»Sie haben seine Ungeduld wegen seiner Briefe gesehen, und ich werde Ihnen dieselbe erklären. Mit jeder Post erwartet er nämlich die Nachricht von dem Tode seiner Frau, und seine Ungeduld macht ihn ebenso unruhig. Wenn er heute Abend einen Brief bekäme, welcher die ersehnte Nachricht enthielte, so wäre er der glücklichste Mensch in ganz Californien und würde, glaube ich, eine Stunde nach Empfang des Briefes nach seiner Heimath reisen.«

Ich drückte mein Erstaunen darüber aus, daß ein Mensch dem Anderen ein solches schmachvolles Geheimniß anvertraute, und sprach meine Mißbilligung über Foster's Handlungsweise aus.

»Da irren Sie sich, Freund,« sagte hierauf Foster's Kamerad Farrell. »Ich für meine Person bewundere Foster's offenen und männlichen Charakter. Was nützt es denn, wenn Einer thut, als ob er seiner Frau noch langes Leben wünschte, während er ihr doch den Tod wünscht? Ich hasse die Heuchler und überhaupt Jeden, der Andere zu täuschen sucht. Ich glaube nicht, daß Foster anders kann, als seine Frau hassen, ebenso wie er sich des Schlafes nicht enthalten kann. Vielleicht widersteht er diesem Gefühl eine Zeit lang, aber endlich siegt es doch. Foster ist ein Mann, in welchem ich mich nicht täusche, und ich

achte ihn wegen der einfachen, geraden Weise, in welcher er seine Gefühle bekennt.«

»Diese unpassende Ungeduld, den Tod seiner Frau zu erfahren,« sagte ich, »kann nicht nur aus Haß entstehen. Er will wohl gern eine Andere heirathen?«

»Das ist allerdings sehr, sehr wahrscheinlich,« antwortete Farrel, »und der zweite Brief, welchen Foster jedes Mal mit dem von seiner Frau erhält, giebt Ihnen eine bejahende Antwort auf Ihre Vermuthung. Er ist, wie gesagt, einer der offenherzigsten, ehrenvollsten Menschen, mit denen ich je in Berührung gekommen bin, und ich wünsche ihm selbst, daß seine Hoffnungen sich bald verwirklichen. Wenn ein Mensch in seiner Jugend thöricht gewesen ist, so ist deßwegen noch kein Grund vorhanden, daß er stets dafür leiden solle.«

Hier ward unsere Unterhaltung durch Foster selbst unterbrochen, welcher sehr freudig erregt zu sein schien.

»Komm, Farrell!« rief er, »wir wollen in unser Zelt gehen und unsere Rechnung abschließen. Es ist aus mit der alten Frau, und morgen breche ich mit Tagesanbruch auf, um nach Hause zu reisen.«

Farrell wünschte mir gute Nacht, und Foster, welcher mich nicht wiederzusehen glaubte, reichte mir die Hand und sagte mir für immer Lebewohl.

Es lag viel in seinem Gesichtsausdruck, was ich nicht gerade bewunderte, und trotz seiner anscheinenden Offenheit konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß er nicht nur ein Mensch ohne gute Empfindungen, sondern auch ein Heuchler und Verräther sei.

Farrell kaufte ihm sein Maulthier und seine Werkzeuge ab, und schon mit Tagesanbruch begab sich Foster am nächsten Morgen nach San Francisco.

Der Postmeister von Sonora ward nicht länger von ihm belästigt, und Farrell blieb allein zurück, erfüllt von Bedauern über den Verlust seine offenherzigen Freundes.

NEUNTES KAPITEL. EIN BÄR- UND STIERGEFECHT.

Eines Sonntags begab ich mich am Nachmittag nach Sonora, um dort Unterhaltung zu suchen, und indem ich mich an eine Menge Menschen anschloß, erreichte ich die ›Plaza de Toros‹.

Der Eigenthümer dieses Platzes hatte es sich viel kosten lassen, um für den heutigen Tag dem Publikum ein großartiges Schauspiel zu gewähren.

Ein großer grauer Bär war im Gebirge ungefähr zwanzig Meilen von der Stadt lebend eingefangen worden, und mit großen Kosten und großer Mühe hatte man ihn in einem starken Käfig nach Sonora geschleppt, um den Bewohnern dieses lebhaften kleinen Städtchens Unterhaltung zu verschaffen.

Um den Bären aus seiner heimathlichen Wildniß fort zu transportiren, war eine große Anzahl Männer erforderlich gewesen, und der Transport hatte mehrere Tage in Anspruch genommen. Man hatte die größte Strecke erst einen Weg bahnen müssen, der so breit war, daß der Wagen mit dem Käfig bequem fahren konnte. Dann hatte man auch Brücken über Flüsse und tiefe Schluchten

schlagen müssen, und der Bär kam erst glücklich in Sonora an, nachdem er dem Besitzer der Plaza ungefähr elfhundert Dollars gekostet.

Man hatte sich auch mit mehreren wilden Stieren versehen, und die Bewohner der Stadt und Umgegend versprachen sich eine der prächtigsten, wie auch der aufregendsten Unterhaltungen, welche je in Californien veranstaltet worden.

Ich hatte schon vorher zwei oder drei spanischen Stiergefechten beigewohnt und den Entschluß gefaßt, nie wieder zu einem zu gehen. Die Versuchung hier war jedoch zu groß, da es ein Bär und Stiergefecht sein sollte. Ich konnte derselben nicht widerstehen, bezahlte wie viele andere Thoren zwei Dollars für ein Billet und begab mich damit nach dem Amphitheater.

Die ›Plaza de Toros‹ war eine kreisförmige Einzäunung, innerhalb welcher Bänke angebracht waren, auf welchen ungefähr zweitausend Menschen bequem sitzen konnten. Ehe aber noch das Schauspiel begann, waren bereits mehr als dreitausend Zuschauer da.

Zuerst fand ein gewöhnliches spanisches Stiergefecht statt, welches nur wenig Theilnahme erweckte. Der Stier ward bald getödtet und aus der Arena geschleift.

Nach einer kurzen Pause machte wieder ein Stier den Zuschauern sein Compliment, und sobald dieser neue Kämpfer sich zeigte, versprach sich Jedermann eine aufregende Scene, denn das Thier stürzte mit wildem Gebrüll in die Arena. Auch sah er so wüthend aus, daß

man mit Recht ein anderes Schauspiel von ihm erwarten konnte, als sein Vorgänger gegeben.

Die Toreros schienen erstaunt, – einige sogar verblüfft –, als der Stier mit wüthendem, plötzlichem und energischem Sprunge in ihre Mitte stürzte.

Wenn ein Matador allein in der Arena steht, so ist er selbst bei dem wüthendsten Stier in nur geringer Gefahr. Nur wenn drei oder vier Toreros sich zusammen in der Arena befinden und einander in den Weg kommen, indem sie den Hörnern des Stieres auszuweichen suchen, kann dieser einen Vortheil über seine Gegner erringen. Dann läuft der Stierkämpfer stets große Gefahr, aufgespießt oder sogleich getödtet zu werden.

Dieses Unglück traf auch heute einen Mann. Der zweite Stier, welcher seine Wuth und Kraft zu erkennen gegeben, täuschte auch die Zuschauer in ihren Erwartungen nicht. Als er sich zum dritten und vierten Male unter die Matadors stürzte, gelang es ihm, einen auf die Hörner zu speißen. Der Körper des Unglücklichen ward in die Höhe gehoben und zwei Mal um die Arena getragen, ehe man den Stier bezwingen konnte.

Natürlich war der Mann todt, und war es schon lange, ehe man ihn von den Hörnern des Stiers herunter nahm. Man konnte sein Herzblut in einem dicken Strom von der zottigen Stirn des Stiers und über dessen Nase herabströmen sehen, während er den leblosen Körper in der Arena herumtrug.

Die Leichen des Mannes wie die des Stieres wurden entfernt, und zwar auf einem und demselben Karren.

Die einzige kurze Pause, welche jetzt eintrat, war die halbe Stunde, während welcher man Vorbereitungen für das große Schauspiel des Tages, nämlich den Kampf zwischen dem Bär und einem Stier traf.

Der Käfig, in welchem der Bär sich befand, ward von einem Gespann Pferde hereingezogen, welche darauf sogleich wieder entfernt wurden. Dann brachten mehrere Männer einen kleinen, nicht sehr furchtbaren Stier an ihren langen Lassos hereingeführt.

Die Erscheinung dieses Stiers enttäuschte die Zuschauer, welche sich eingebildet hatten, daß man ein viel größeres Thier ausgewählt hätte, um den Kampf mit dem wilden Ungeheuer der Berge aufzunehmen. Doch vermutheten Alle den richtigen Grund dieses Verfahrens. Der Bär war nämlich über tausend Dollars werth, während der Stier nur fünfundzwanzig kostete, und aus dieser Verschiedenheit des Preises ließ es sich erklären, warum der Besitzer beider Thiere dem Bären den Sieg verschaffen wollte.

Diese Vermuthung ward dadurch zur Gewißheit, daß der Besitzer der Thiere den unerwarteten Vorschlag machte, man solle dem Stier vor dem Beginn des Gefechts die Spitzen der Hörner abschleifen.

»Dann,« sagte der Mann, »könnte dem Bären keine tiefe Wunde beigebracht werden, und er könnte an einem anderen Sonntag noch ein Mal kämpfen!«

Die Zuschauer wollten aber gerade an diesem Sonntage einen ordentlichen und ehrlichen Kampf sehen. Der arme Stier sollte nicht seiner natürlichen Waffen beraubt

und dann durch die Klauen des begünstigten Bären in Stücke gerissen werden.

Der Herr des Amphitheater war eben im Begriff, seinen ökonomischen Plan auszuführen, als sich eine Scene entspann, die aller Beschreibung spottete und damit endete, daß man den Stier im Besitz seiner Hörnerspitzen ließ.

Dieses Schauspiel begann nun. Ein Hinterfuß des Bären ward aus der Käfigthür gezogen, die man, zu diesem Zwecke ein Wenig öffnete. An diesem Fuße ward eine starke, lange Kette befestigt, welche man um einen Pfahl wand, der zu diesem Zwecke ziemlich in der Mitte der Arena tief in die Erde eingeschlagen war. Dann ward die Thür des Käfigs weit geöffnet, aber trotz dieser scheinbaren Aussicht auf Freiheit wollte der Bär dieselbe doch nicht benutzen.

Dann band man ein Seil fest am Hintertheil des Käfigs an und befestigte es an einem Pferde, welches außerhalb der Arena stand. Auf diese Weise ward der Käfig von dem Bären entfernt, anstatt daß der Bär sich hätte vom Käfig entfernen sollen, und das Thier stand frei im Mittelpunkt der Arena.

Hierauf zog man die Lassos von den Hörnern des Stiers weg, und die beiden Kämpfer wurden im alleinigen Besitz des Terrains gelassen, wo sie ihre wilde Tapferkeit an einander erproben sollten.

Als der Stier wieder auf seinen Füßen stand, rollte er die Augen, um etwas zu suchen, woran er Rache für

die unwürdige Behandlung nehmen könnte, die ihm soeben widerfahren. Das Einzige, was er bequem erreichen konnte, war der Bär, und indem er den Kopf senkte, rannete er stracks auf den Bär los.

Dieser begegnete dem Angriff dadurch, daß er sich in eine Kugel zusammenrollte. In dieser eigenthümlichen Gestalt ward er von dem Stier herumgestoßen, ohne weiter sehr beschädigt zu werden. Nachdem er sich zwei oder drei Mal hatte herumrollen lassen, nahm er plötzlich seine wirkliche Gestalt an, sprang auf und nahm den Kopf des Stiers zwischen seine Vordertatzen.

So fest hielt er den armen Stier, daß dieser weder rückwärts noch vorwärts, noch sich überhaupt irgendwie bewegen konnte. Es war, als ob er nur still stehen und brüllen könnte.

Um den Bären zu bewegen, loszulassen, damit der Kampf ein lebhafterer würde, trat ein Mann, vom Eigentümer der Arena geschickt, in die letztere und goß einen Eimer voll Wasser über den Bären. Dieser ließ den Stier sogleich los, und indem er schnell eine seiner ungeheuren Tatzen ausstreckte, faßte er den Diener, welcher ihm das Douchebad verabreichte, und zog ihn mit einem Ruck unter seinen Körper.

Nachdem er dies gethan, war er im Begriff, den Unglücklichen zu zerreißen, und hatte sich zu diesem Zwecke schon auf ihn gesetzt, als plötzlich ungefähr zweihundert Revolver auf den Bären abgeschossen wurden. Dieser war augenblicklich todt, obgleich seltsamer Weise sein Tod nur durch eine einzige Kugel verursacht

ward, trotz der vielen Schüsse, welche man abgefeuert, und wovon mehr als hundert gut gezielt waren.

Die einzige Wunde, welche für ein solches Ungeheuer verhängnißvoll hatte werden können, rührte von einem Schuß her, der in's Ohr und von da in das Gehirn gegangen war. Später fand man viele Kugeln, die sich an den Schädel des Thieres platt geschlagen, und sein Fell glich buchstäblich einer Streusandbüchse. Der Mann, der unter dem Bären lag und ihm mit beiden Händen die Kehle zudrückte, ward glücklicherweise auch nicht von einer einzigen Kugel getroffen.

Hiermit waren zwei Umstände verbunden, welche in jedem anderen Lande, nur nicht in Californien, außerordentlich genannt worden wären.

Eins war das gleichzeitige Abfeuern so vieler Schüsse in dem Augenblicke, wo man sah, daß der Bär den Mann in seiner Gewalt hatte. Man hätte meinen sollen, die Zuschauer hätten einen solchen Vorfall erwartet und wären mit ihren Revolvern schon im Voraus bereit; denn der Angriff des Bären auf den Mann schien allen ein vorher verabredetes Signal zum Feuern zu sein.

Ein anderer merkwürdiger Umstand war der, daß, obgleich so viele Pistolen so unerwartet und plötzlich, und von jedem Punkte des Amphitheatrs aus, wo Tausende von Menschen sich sammelten, abgefeuert wurden, doch Niemand weiter, als der Bär getroffen ward.

Es war dies ein frappantes Beispiel von den Eigenthümlichkeiten in dem Charakter der energischen, sich

stets auf sich selbst verlassenden Menschen, welche damals in Californien lebten.

Auf der ›Plaza de Toros‹ waren auch viele junge Mädchen Augenzeuginnen der Scenen, welche ich zu schildern versucht habe. Diese Mädchen waren theils aus dem Orte selbst, theils aus Mexiko, Chili und Peru. Während aller dieser aufregenden Scenen, wobei ein Mann von einem Stier aufgespießt und dadurch getödtet, ein Anderer von dem Bären verstümmelt und der Bär selbst getödtet ward, ließen diese interessanten Dämchen nie das Feuer ihrer Cigarritos verlöschen, sondern rauchten ruhig weiter, so gelassen und unbekümmert, als ob sie dem Tanz eines ›Fandango‹ beigewohnt hätten.

ZEHNTES KAPITEL. STORMY'S SELBSTBIOGRAPHIE.

Bei meinen Streifzügen in Sonora und der Umgegend, um mir am ersten Tage der Woche ein wenig Zerstreuung zu bereiten, war Stormy Jack gewöhnlich mein Begleiter.

Während meiner ersten Bekanntschaft mit dem alten Seemann war ich noch zu jung, als daß ich mir ein richtiges Urtheil über seinen Charakter hätte bilden können, und meine Ehrerbietung gegen ihn gründete sich bloß auf meinen Instinkt.

Jetzt, wo ich älter geworden und ein reiferes Urtheil besaß, hatte sich meine Ehrerbietung für Stormy nicht vermindert, sondern war sogar bis zur Bewunderung gestiegen. Ich konnte nicht umhin, seine vielen, guten Eigenschaften zu bewundern. Er liebte die Wahrheit und

redete sie stets, er war offen, ehrlich, gesellig und großmüthig. Er verabscheute alles Gemeine, und war ein aufrichtiger Freund von ehrlichem Spiel und gleichmäßiger Gerechtigkeit in allen Dingen.

Er war es gewöhnt, seine Meinungen so offen darzulegen, daß schon bei der flüchtigsten Bekanntschaft jeder Rechtschaffene sein Freund, und jeder Unehrlische sein Feind ward.

Stormy war wirklich ein edler Naturmensch, wie man sie selten trifft und nie vergißt. Er war aus Instinkt ein Ehrenmann, und die vielen langen Jahre seines Zusammenlebens mit den niedrigsten Geschöpfen der Civilisation hatten seine natürliche Neigung nicht zu ersticken vermocht.

Stormy war in allen Punkten stark, nur in einem nicht, nämlich in seiner Widerstandsfähigkeit gegen die Lust zum Genuß starker Getränke. Hier gab er zu oft nach.

»Denke nicht, Rowland,« sagte er eines Abends, als ich zufällig dieses Thema berührte, »daß ich mich des Trinkens nicht enthalten könnte, wenn ich es versuchte! Ich habe nie getrunken, als ich noch jung war, denn da hoffte ich und besaß Ehrgeiz, und konnte die Thorheit begreifen, die darin liegt, wenn man sich einer solchen Gewohnheit ergiebt. Ich trinke erst, seitdem ich der alte Stormy Jack, und zu alt bin, als daß meine schlechten Gewohnheiten für mich oder sonst Jemanden von irgend welcher Bedeutung sein konnten. Nein, Rowland, jetzt macht es nicht viel mehr aus, wie oft ich betrunken bin, sei es nun im Kopfe oder in den Füßen. Als ich noch so

jung war, wie Du bist, hatte ich Niemanden, der mich Manieren gelehrt ich hätte, als die Welt, und diese that es auch. Wohin ich auch kam, schien es Jeder für sein Amt anzusehen, mir Schliff zu geben, aber die Weise, auf welche die Menschen es thaten, war nicht gerade immer sanft. Ich habe viel Schweres in der Welt durchmachen müssen, mein Junge.«

»Daran zweifle ich durchaus nicht, Stormy,« sagte ich, »denn Ihr seht ganz so aus, als ob Menschen, Schicksal und Zeit Euch arg mitgespielt hätten.«

»Das ist auch so. Ich brauche Niemanden zu danken, als dem Allmächtigen, daß er mir Gesundheit und Kraft geschenkt, Das zu überleben, was ich ausgestanden habe, und ich weiß nicht recht, ob ich dafür dankbar sein soll. Wenn Du es wünschest, Rowland, so will ich Dir Etwas von meiner Lebensgeschichte erzählen, und Du wirst Dir daraus einen Begriff von der Weise machen können, auf welche man mich behandelt hat.«

»Ich werde Das sehr gern hören,« rief ich.

»Nun, dann angefangen! Das Erste, dessen ich mich entsinnen kann, ist die traurige Thatsache, daß ich einen Vater hatte, der oft in den Beinen betrunken war, und eine Mutter, welche es eben so oft im Kopfe war.

»Da mein Vater, wenn er sich berauscht hatte, sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte, noch sich von dem Orte rühren konnte, wo er sich zufällig befand, so pflegte meine Mutter aus seiner Hilflosigkeit Vortheil zu ziehen und ihn Manieren auf eine Weise zu lehren, daß sein Gesicht fortwährend mit Beulen, Schwielen und

Schrammen bedeckt war. Ich will gleich hinzufügen, daß sie auch mich oft auf solche Weise zurichtete. Wenn die Leute nun entweder meinen Vater oder mich ohne eine frische Wunde in dem Gesicht auf der Straße sahen, so wußten sie, daß bei uns weder Geld noch sonst Etwas vorhanden war, was in einer Trödelbude auch nur für einen Sixpence zu verkaufen gewesen wäre. Die Unverletztheit unserer Haut pflegte die Armuth der Kasse meines Vaters zu beweisen, oder daß wir, wie die Leute hier in Californien sagen ›krumm liegen‹ mußten.

»Als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war, entdeckten meine Eltern, daß sie sich nicht länger erhalten könnten, und mich noch viel weniger. Sie suchten, und fanden denn auch eine Heimath im Armenhause, wohin ich mitgenommen ward.

»Beide starben ein Jahr nach ihrem Eintritt in's Armenhaus, und ich ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben, oder vielmehr an denselben vermietet.

»Hier hatte ich denn nun sehr viel zu thun. Die ganze Nacht mußte ich den Gesellen bei'm Backen helfen, und dann jeden Morgen drei oder vier Stunden lang mit einem schweren Korb voll Brot herumlaufen, welches ich an die verschiedenen Kunden meines Meisters abzuliefern hatte.

»Trotz dieser schweren Arbeit mußte ich beinahe verhungern. Das einzige Mal, wo ich mich satt essen konnte, war bei meiner Runde zu den Kunden, weil ich dann von jedem Brote ein Stückchen stehlen konnte, ohne daß man es bemerkte.

»Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß London mein Geburtsort ist, und wenn Du diese Stadt nur ein Wenig kennst, so kannst Du Dir einen Begriff von meinen Kinderjahren machen, die ich bei elenden, armen und trunksüchtigen Eltern verbrachte.

»Also, ich blieb über zwei Jahre bei dem Bäcker, und obgleich ich beinahe der schweren Arbeit, dem Hunger und dem Mangel an Schlaf erlag, so war diese Zeit meines Lebens doch vielleicht nicht die unglücklichste. Es war mir noch Schlimmeres vorbehalten.

»Der Bäcker und seine Frau, welche als meine Herren mich mißhandelten, hatten auch ein kleines Mädchen im Hause, eine Slavın, welche sie aus demselben Armenhause genommen, aus welchem sie mich geholt. Dieses Mädchen ward durchaus nicht besser als ich behandelt, und die einzigen glücklichen Augenblicke waren für uns die, wo wir zusammen sein und offen unsere Meinung über unsern Herrn und unsere Herrin aussprechen konnten, welche Beide sich gleich schlecht gegen uns betrogen, die Frau jedoch womöglich noch schlechter, als ihr Mann. Das Mädchen und ich pflegten uns durch Hoffnungen auf bessere Zeiten zu ermuthigen.

»Ich hatte viele kleine Mädchen auf der Straße gesehen, welche sehr schön gekleidet waren und reinlich, gut genährt und glücklich aussahen, so daß ich viele für sehr schön hielt. Keins aber kam mir so schön vor, als das Mädchen, welches mit mir in demselben Hause vor Hunger und Arbeit beinahe starb, obgleich seine Kleidung nur aus schmutzigen Lumpen bestand.

»Als ich das Alter von sechzehn Jahren erreichte, erwachte ein so starkes Gefühl von Männlichkeit in mir, daß ich die Mißhandlungen des Bäckers und seiner Frau nicht länger aushalten wollte, sondern davonzulaufen beschloß.

»Ich wollte meine Unglücksgefährtin nicht gern zurücklassen, aber der Gedanke, daß ich in einigen Wochen ein kleines Vermögen erarbeiten und ihr dann eine bessere Heimath schaffen könnte, versöhnte mich mit dem Entschluß, mich von ihr zu trennen.

»Eines Morgens sagte ich ihr Lebewohl und ging mit meinem Korb voll Brote auf dem Kopfe fort, um bei meinen Kunden damit die Runde zu machen.

»Als ich beinahe damit zu Ende war, so daß nur noch ein Brot im Korbe lag, setzte ich diesen nieder, nahm das Brot unter den Arm und war frei.

»Ich ging stracks nach den Docks, um nach Arbeit auszuschaun, und ehe der Tag sich seinem Ende zuneigte, hatte ich Unterkommen auf einem Kohlenschooner gefunden, welcher nach Newcastle segeln wollte.

»Der Führer dieses Schiffes war auch dessen Eigentümer, und er sowohl, als seine Familie benutzten es als regelmäßige Wohnung.

»Ich hatte mir fest vorgenommen, mir die Gunst dieses Mannes zu erwerben, nicht nur durch treue Pflichterfüllung, sondern auch durch jede andere Dienstleistung, welche ich nur verrichten konnte. Es gelang mir auch, diesen Mann für mich zu gewinnen.

»Wir fuhren nach Newcastle, nahmen Ladung ein, und als wir wieder in London anlangten, hätte es der Schiffsherr nicht gern gesehen, wenn ich mich von ihm hätte trennen wollen. Als wir wieder nach London zurückkamen, erlaubte er mir, an's Ufer zu gehen, und schenkte mir eine halbe Krone, um sie nach Belieben zu verwenden.

»Eine so große Summe Geldes hatte ich noch nie besessen, und ich glaubte, daß die Zeit nun nicht mehr fern wäre, wo ich meine kleine Gefährtin dem mühseligen Leben entreißen könnte, welches sie erduldet. Ich beschloß, keinen Penny meines Geldes für mich auszugeben, sondern sogleich an das Ufer zu gehen und einen kühnen Versuch zu machen, das Mädchen seinem schrecklichen Aufenthaltsort zu entführen.

»Ich erzählte meinem Schiffsherrn von meiner früheren Gefährtin, von dem Hause, worin ich sie gelassen, und den Grausamkeiten, die sie wahrscheinlich immer noch ertragen müßte.

»Er sprach mit seiner Frau über die Sache, und nachdem Beide mich zu wiederholten Malen gefragt, ob das Mädchen sich anständig betrage und nicht schlechte Worte brauche, sagten sie mir, daß ich sie mit an Bord des Schiffes bringen dürfte, welches eben im Flusse lag. Sie sollte die drei Kinder warten und sich sonst noch nützlich machen.

»Ich lief davon, um diesen Auftrag auszuführen, und war dabei fröhlicher, denn je. Ich scheute mich, in die Nähe des Bäckerhauses zu kommen, weil man mich vom

Laden aus sehen konnte, und wahrscheinlich hätte man mich schwerlich wieder gehen lassen, da ich gesetzmäßig verpflichteter Lehrling des Bäckers war. Deßhalb beobachtete ich das Wirthshaus, wo, wie ich wußte, das Mädchen alle Mal des Abends Bier holte.

»Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde nach ihr ausgeschaut, kam sie und sah schöner, aber auch zerlumpter und schmutziger aus, als vor vier Wochen, wo ich sie zum letzten Male gesehen.

»Komm her, Anna,« rief ich. (Sie hieß nämlich Anna.)
»Komm, wirf Deinen Krug weg und folge mir!«

»Während ich Das sagte, lief ich auf sie zu.

»Sie ließ den Krug fallen, nicht weil ich es ihr gesagt, sondern vor Erstaunen, mich zu sehen. Der Krug fiel ihr aus der Hand auf das Pflaster und zerbrach in viele Stücke,

»Folge mir,« sagte ich; »Ich weiß eine andere Heimath für Dich.«

»Sie blickte auf den zerbrochenen Krug und dachte wahrscheinlich an ihre Herrin und die Schläge, welche sie gewiß bekommen würde, wenn sie ohne Krug und Bier nach Hause käme. Dieser Gedanke brachte sie zu dem Entschluß, mitzugehen. Sie ergriff meine Hand, und wir liefen nach dem Fluß.

»Ich werde mich kurz fassen,« sagte Stormy nach einer Pause, während welcher er durch eine schmerzliche Erinnerung bewegt zu sein schien.

»Neun Jahre arbeitete ich für dieses Mädchen. Eine lange Zeit erhielt ich guten Lohn als zweiter Mate auf

einem großen Schiff, welches regelmäßige Reisen nach Charleston in den Vereinigten Staaten machte, und mein ganzes Geld wendete ich dazu an, Anna in einem guten Hause unterzubringen und sie im Lesen, Schreiben, und in guten Sitten unterrichten zu lassen.

»Mein größtes Vergnügen war es, mir jede Freude zu versagen, um nur Geld für Anna zu sparen. Oft bin ich über den Ocean ohne einen anständigen Anzug gesegelt, um nur nicht Anna der Gefahr auszusetzen, Mangel leiden zu müssen, so lange ich fort war.

»Während dieser neun Jahre trank ich weder Grog, noch andere geistige Getränke. Ich nahm nicht ein Mal ein Glas von meinen Kameraden an; weil man sonst von mir erwartet hätte, wieder eins geben zu lassen, und es war ein größeres Vergnügen für mich, das Geld für Anna zu sparen, als es für Dinge auszugeben, welche mir nur schaden konnten.

»Oft ging ich auf dem kalten, feuchten Deck hin und her und erfror beinahe die Füße, weil ich weder ein Paar Socken, noch gute Stiefel anzuziehen hatte. Solche Sachen kosteten Geld, ich wollte aber nur Geld zu Anna's Bequemlichkeit ausgeben, denn Anna kam mir nie aus dem Sinn; sie war der Abgott meiner Seele.

»Während meiner Reisen über den atlantischen Ocean ließen sich einige meiner Kameraden erbitten, mich ein Wenig lesen und schreiben zu lehren, und so bald ich Zeit finden konnte, übte ich mich mit großem Fleiße darin. Aus zwei Gründen wollte ich nämlich gern schreiben können. Erstens wünschte ich es um meinetwillen, dann

aber wollte ich nicht, daß Anna einen Mann haben sollte, welcher nicht ein Mal seinen Namen schreiben könnte.

»Als ich ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt war, begann ich, an meine Verheirathung mit Anna zu denken. Ich hatte ein gutes Einkommen und genug gespart, um ein Häuschen für Anna einrichten zu können. Doch gerade jetzt bemerkte ich, daß sie angefangen hatte, mich etwas kalt zu behandeln. Ich hatte stets so eifrig gespart, daß ich ziemlich schäbig gekleidet war, und ich dachte zuerst, daß Anna sich vielleicht ein Wenig meines Aeußern schämte. Ich wußte, daß Dies nicht recht von ihr sein würde, aber eben so gut wußte ich auch, daß Frauen eitel sind und sich eines solchen Gefühls nicht erwehren können. Ich konnte mir nicht denken, daß es Auna möglich wäre, mich nicht zu lieben, nachdem ich ihr so viele Opfer gebracht, denn ich verdiente ihre Liebe und hatte unverdrossen darum gearbeitet. Ich dachte, daß, wenn es überhaupt einen Mann gäbe, der Anna's Liebe und der Vermählung mit ihr würdig sei, ich dieser Mann wäre, denn ich hatte Alles gethan, was in meinen Kräften stand, um ihre Neigung zu gewinnen; und mehr kann Niemand thun. Ich glaubte auch, daß mich Anna liebte, denn sie hatte es mir oft gesagt. Du kannst Dir also vorstellen, wie ich erstaunt war, als ich ein Mal bei meiner Rückkehr von einer Reise, während ich ihr all' mein verdientes Geld gab, merkte, daß sie mich sehr kurz behandelte, von Tag zu Tag kälter gegen mich ward und weiter Nichts zu wollen schien, als mich los zu werden.«

Bei dieser anziehenden Krisis seiner Erzählung ward Stormy durch den Eintritt zweier benachbarter Goldgräber unterbrochen, welche in unser Zelt kamen, um ein Spielchen mit uns zu machen.

EILFTES KAPITEL. ANNA.

Ich empfand große Theilnahme für Stormy's Jugendgeschichte. Ich begab mich daher am nächsten Abend wieder in sein Zelt hinüber, und indem ich mich auf die Erde setzte, bat ich ihn, mit seiner Erzählung fortzufahren.

»Ja wohl, Rowland, mein Junge,« sagte er zur Antwort auf meine Bitte. »Ich glaube, ich bin gestern Abend da stehen geblieben, wo das Mädchen angefangen hatte, mich mit Kälte zu behandeln, nachdem ich neun Jahre für sie gearbeitet.

»Also, als ich Dessen gewiß war, beschloß ich den Grund zu einem solchen Benehmen zu erfahren. Ich wußte, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen könnte, und entschloß mich, der Sache auf den Grund zu kommen, wenn auch alle meine schönen Aussichten dadurch zerstört würden. Eines Tages, als mein Schiff wieder nach Charleston segeln sollte, schloß ich meine Rechnung mit dem Capitain ab und verließ das Schiff. Anna glaubte, ich sei mit dem Schiffe fort, allein sie irrte sich. Ich war dageblieben, um sie zu beobachten. Wenige Monate vorher hatte ich ihr Geld gegeben, daß sie mit einer Wittve zusammen ein Spielwaarengeschäft beginnen konnte, und sie war jetzt in diesem Laden. Ich hatte

mir vorgenommen, ein Auge auf den Laden zu haben, um zu sehen, was darin vorginge. Noch nicht lange hatte ich die Rolle eines Spions gespielt, als ich merkte, wie die Sachen standen. Ein junger Kerl von geckenhaftem Aeußern pflegte gewöhnlich jeden Tag den Laden zu besuchen. Er am Abends, und Anna ging mit ihm in's Theater, oder auf Tanzplätze.

Ich folgte dem jungen Menschen bis in seine Wohnung, denn er wohnte in einem Hinterhause zwei Treppen hoch, und von hier verfolgte ich seine Spur nach dem Orte seiner Beschäftigung. Ich fand, daß er, wie man in London sagt, ein Commis war. Er war Anna's unwürdig, aber da Dies der Fall war, wußte er es natürlich nicht, und ich konnte an seinem eitlen Gebahren sehen, daß er sich für zu gut hielt, um Anna zu heirathen. Aus Dem, was ich sah, war nicht zu bezweifeln, daß er sie verführen und unglücklich machen würde.

»Ich wußte kaum, was ich thun sollte, denn es nützte Nichts, wenn man dem Mädchen auch sagte, daß sie betrogen würde. Sie hätte es doch nicht geglaubt.

»Wenn sie mir geglaubt und den Laffen aufgegeben hätte, so würde ich mich nicht sehr gegrämt haben. Doch mein Vertrauen zu ihr war weg. Ich hätte es auch nicht länger bewahren können. Sie hatte undankbar gegen

mich gehandelt, indem sie mir einen eingebildeten Laffen vorzog, der sie an Vergnügungsorte führte, wo Männer nicht junge Mädchen hinführen, die sie nachher heirathen wollen. Anna hatte sich einer Liebe, wie der meinigen, unwürdig erwiesen. Ich hatte für sie gearbeitet, sie neun lange Jahre geliebt, und Das war nun ihr Dank.

»Alle meine guten Entschlüsse verließen mich in Folge der Gemüthserschütterung, die mir ihr Undank bereitete, und seit jener Zeit bin ich nur Stormy Jack und weiter Nichts gewesen. Du weißt, was er ist.«

Wieder versank Stormy in Schweigen, als ob seine Geschichte zu Ende sei. Mit größerem Interesse daran denn je verlangte ich mehr zu wissen. Zur Antwort auf meine Bitte nahm Stormy Jack seine Erzählung wieder auf und fuhr fort:

»Meine nächste Reise war eine lange. Ich ging nach Indien und blieb vierzehn Monate weg, hatte aber bei meiner Rückkehr nach Ablauf dieser Zeit Anna nicht vergessen. Ich liebte sie immer noch obgleich ich wußte, daß sie nie mein Weib werden könnte. Selbst wenn sie eingewilligt hätte, würde mein Stolz mir nicht erlaubt haben, sie zu heirathen.

»Als ich aus Indien zurückkam, begab ich mich nach dem kleinen Laden, um nach ihr zu fragen. Sie war nicht mehr dort. Ich fand sie im Armenhaus, in demselben, aus welchem man sie als Kind genommen. Sie war Mutter eines sieben Monate alten Kindes, und war nie verheirathet gewesen. Ich nahm mir vor, sie Manieren zu lehren. Vielleicht findest Du es sonderbar, Rowland, aber ich wollte

jetzt mehr denn je, daß sie mich liebte. Es wäre doch eine kleine Entschädigung für Das gewesen, was ich ihretwegen gelitten. Ich wußte, daß mein Beweggrund nicht so war, wie er hätte sein sollen, aber dennoch konnte ich nicht umhin, zu handeln, wie ich that.

»Als mir die Löhnung für meine Reise nach Indien ausgezahlt ward, hatte ich ungefähr fünfundzwanzig Pfund, und mit diesem Gelde nahm ich Anna aus dem Armenhaus und miethete ihr eine behagliche Wohnung. Ich handelte allem Anscheine nach so freundlich gegen sie, wie immer, und schien sie eben so wie früher zu lieben, wie ich sie auch öfter denn je besuchte. Als sie mein Benehmen im Gegensatz zu dem des herzlosen Bösewichts, der sie zu Grunde gerichtet und dann verlassen hatte, sah, konnte sie nicht anders, als mich lieben. Auf den Knien und mit Thränen in den Augen bekannte sie ihre Thorheit und ihren Kummer wegen der Vergangenheit, indem sie mich bat, ihr zu vergeben.

»Natürlich vergebe ich Dir, Anna,« sagte ich, »denn sonst würde ich nicht zu Dir zurückgekehrt sein.«

»Und willst Du mich wieder so lieben, wie Du es früher gethan?« fragte sie dann.

»Gewiß will ich Das.«

»John,« sagte sie, »Du bist der edelstgesinnte Mann auf der ganzen Welt, und ich fange erst jetzt an, Deinen wahren Werth kennen zu lernen. O, wie thöricht bin ich doch gewesen, Denselben nicht schon früher erkannt zu haben! Du bist besser, als alle anderen Männer der Welt!«

»Anna war über die Thorheit ihrer Jugendjahre hinaus. Die Leiden, die sie während der letzten Monate durchgemacht, hatten sie Weisheit und Reue gelehrt, so daß sie jetzt glaubte, eine Liebe, wie die, welche ich ihr bot, müsse wohl Etwas werth sein.

»Ich besuchte sie jeden Tag und that, als ob ich sowohl an ihrer, wie an ihres Kindes Wohlfahrt großen Antheil nähme, bis ich endlich gewiß war, daß sie mich liebte. Sie hätte auch nicht anders gekonnt, selbst wenn sie gewollt hätte! Das arme Mädchen! Sie bildete sich ein, wieder glücklich werden zu können, allein sie täuschte sich.

»Als mein ganzes Geld ausgegeben war, bereitete ich mich vor, Abschied von ihr zu nehmen. Ehe ich ging, sagte ich ihr die Wahrheit, nämlich daß ich sie seit ihrer Kindheit geliebt, und daß ich sie stets lieben würde, aber niemals zu meinem Weib machen könnte. Nach Dem was ich erfahren, könnte ich nie mit ihr als Ehemann glücklich werden.

»»Ich werde Dich nie vergessen, Anna,« sagte ich. »Sobald ich ein Pfund in meiner Tasche habe, sollst Du gern fünfzehn Schillinge davon bekommen, aber mein Glück auf dieser Welt hast Du vollkommen vernichtet, und ich kann Dich nie heirathen, wie ich es mir ein Mal vorgenommen. Du weißt, wie viele Jahre ich für Dich gearbeitet habe. Gab ich Dir da nicht genug Beweise davon, wie sehr ich Dich liebte? Alles, was ich bisher gethan, will ich gern auch weiter für Dich thun, aber Das, was ich zu thun

hoffte, kann nun nie geschehen. Du hast Dich meiner Liebe nicht als würdig erwiesen, und kannst daher nie mein Weib werden.«

»Während ich so sprach, gerieth sie beinahe außer sich und erklärte, daß sie nie wieder einen Schilling von mir annehmen würde. Sie versprach, Alles für mich thun zu wollen, was ich für sie gethan; sie wollte für mich arbeiten und mich in Müßiggang leben lassen.

»So war es mir endlich doch gelungen, ihre Liebe zu gewinnen.

»Vielleicht war es unrecht von mir, es gethan zu haben, aber die Weise, in der ich gekränkt worden, machte mich unfähig, ehrlich zu handeln. Ich konnte nicht umhin, diese Gelegenheit zu benutzen, sie ein wenig Manieren zu lehren.

»Noch eine Person wollte ich Dasselbe lehren, ehe ich London verließ, wenn ich auch entschlossen war, es auf andere Weise zu thun. Ich meine nämlich den Laffen, welcher Anna in's Verderben gestürzt.

»Ich suchte ihn und begegnete ihm auf der Straße, als er eben nach dem Geschäft ging, wo er engagirt war. Ich legte eine meiner Hände auf seine Schulter, damit er mir nicht entwischte, während ich ihm mit der andern seine Lection verabreichte. Ich schlug ihm die Nase breit, riß ihm beinahe ein Ohr ab, und fügte ihm außerdem noch einige kleine Verletzungen zu. Die Polizei riß mich von ihm hinweg, ich ward nach dem Polizeiamt gebracht und den nächsten Tag vor den Friedensrichter gestellt.

»Ich bekam nur zwei Monate Gefängniß dafür, daß ich dem elenden Wicht eine Lection gegeben, was ich nicht sehr bedauerte, denn im Gefängniß ging es mir eben so gut, als sonst wo. Meine Zeit oder meine Freiheit hatten von jetzt an seinen Werth mehr für mich. Als man mich wieder freigelassen, machte ich eine zweite Reise nach Indien, und kam nach vierzehn Monaten wieder zurück.

»Als ich wieder kam, war Anna todt. Sie war in demselben Armenhause gestorben, in dem sie geboren worden.

»Seitdem habe ich keinen besondern Grund zu haben geglaubt, warum ich mich anständig benehmen sollte, und ich bin, wie Du mich siehst, der alte Stormy Jack gewesen. Ich habe nie wieder daran gedacht, mich zu verheirathen. Ich konnte nur Eine lieben, aber das Schicksal wollte nicht, daß sie die Meine würde. Ich glaube, ich bin gar nicht zum Heirathen bestimmt, und auf jeden Fall mag ich's nicht wieder versuchen. Ich habe ein Mädchen elend gemacht, weil ich Dasselbe *nicht* geheirathet, und ich könnte noch eins elend machen, weil ich es heirathete.«

Mit dieser hypothetischen Betrachtung schloß Stormy Jack seine traurige Geschichte.

ZWÖLFTES KAPITEL. EINE SELTSAME AUFFORDERUNG VON STORMY.

Wie ich bereit erzählt, hatte ich die nördlichen Goldgruben in der Absicht verlassen, mich an den Tuolumnefluß zu begeben, und auf dem Wege nach dem letztgenannten Ort Guinane getroffen, welcher mich überredet,

meinen Plan aufzugeben und mich eine Zeit lang am Stanislaus niederzulassen.

Jetzt, wo Guinane todt, und in dem Stück Land, welches wir gemeinsam ausgebeutet, Nichts mehr zu finden war, hinderte mich Nichts mehr, meinen ursprünglichen Plan auszuführen. So beschloß ich denn, die Goldgruben von Sonora zu verlassen und mich an den Tuolumne zu begeben.

Stormy Jack, welcher zurückblieb, versprach mir nachzukommen, sobald er seine Grube ausgebeutet haben würde, womit er in ungefähr drei Wochen fertig zu werden gedachte.

Als ich den Tuolumne erreicht, begab ich mich nach Jacksonville, einem kleinen Goldgräberdorfe, wo ich, nachdem ich mich mehrere Tage umgesehen, zwei Antheile an einem Stück Land, welches am Flußufer lag, kaufte.

Da mir aber die Arbeit in dieser Grube wegen großer Nässe unangenehm war, so miethete ich Männer, die für mich arbeiteten. Ich konnte Das recht gut, denn da ich seit meiner Ankunft in den Goldgräbereien fleißig gearbeitet hatte, meine Mühe nicht erfolglos und ich nicht ausschweifend gewesen war, so begann ich zu glauben, daß Lenore noch mein werden könnte. Je heller diese Hoffnung zu strahlen anfang, desto mehr schätzte ich mein Leben und war daher besorgt, meine Gesundheit nicht dadurch zu gefährden, daß ich in einer nassen Grube arbeitete.

Auch mit meinen häuslichen Einrichtungen war eine Veränderung vorgegangen. Ich wohnte nicht mehr in dem Zelte eines Goldgräbers, wie ich denn auch aufhörte, mein eigener Koch und meine eigene Waschfrau zu sein. Ich hatte mehrere hundert Pfund im Vermögen, und begann eine bessere Meinung denn je von mir zu haben. So stolz war ich auf den Besitz einer solchen Summe, daß, wäre ich zu dieser Zeit in Liverpool gewesen, ich nicht gezögert haben würde, Lenoren meine Liebe zu erklären.

Das Leben der meisten Goldgräber ist über alle Begriffe elend. Die Unannehmlichkeiten und Mühseligkeiten, die sie ertragen, werden durch die Freiheit von den kräftigen Anordnungen und Einschränkungen eines civilisirten eben bei Weitem nicht aufgewogen. Ich habe Goldgräber gesehen, welche Brot aßen, das in einem Hut geknetet und in der heißen Asche ihrer Lagerfeuer gebacken worden! Ich habe sie viele Beschwerden, ja sogar Hunger erdulden sehen, während sie mit schweren Säcken Goldes beladen waren!

In den Tagen, wo das Goldsuchen romantisch und fashionable war, habe ich gelehrte Advocaten, geschickte Aerzte und beredte Theologen, welche von den Reizen des Goldgräberlebens verführt worden waren, den Sabbathtag damit zubringen sehen, daß sie am Waschfaß standen, oder vor ihren Zelten saßen und ihre zerrissenen Kleider flickten. Ich selbst hatte ein solches rauhes Leben geführt, seitdem ich in die Goldgräbereien gekommen; aber jetzt hatte es seinen Reiz für mich verloren,

und nachdem ich den Tuolumne erreicht, miethete ich mich in einem französischen Gasthof ein.

Die beiden Antheile von der Grube, die ich gekauft, gaben bald eine reiche Ausbeute, so daß ich nun noch mehr kaufen und auch mehr Arbeiter anstellen konnte.

Eines Tages besuchte mich Stormy Jack, welcher, wie er sagte, gekommen war, um ›sich noch ein Mal mit mir zu besprechen, ehe er von Sonora absegelte.«

Er sah, wie angenehm ich in Jacksonville lebte, und daß ich Geld ohne weiter große Arbeit zusammenwarf.

›Ich werde herkommen, um wie Du zu leben,« sagte er, ›denn ich werde selbst zu reich, als daß ich so fortleben möchte, wie ich es bisher gethan. Ich mag mit schwerer Arbeit Nichts mehr zu thun haben.«

Nachdem er den Tag bei mir zugebracht, kehrte er nach Sonora in der Absicht zurück, seine Goldgrube zu verkaufen und nach Jacksonville überzusiedeln.

Den Tag nach seiner Abreise, an einem Sonnabend, erhielt ich noch spät am Abend einen Brief von ihm. Er hatte denselben am Morgen geschrieben und mir durch einen Krämer, welcher zufällig nach Jacksonville zurückkehrte, zugeschickt, dieser Brief war so schlecht geschrieben, daß ich den ganzen Abend dazu brauchte, ihn zu entziffern. Nach vielem Aufwand an Zeit, Geduld und Scharfsinn gelang es mir jedoch, die Mittheilung, welche in dem Briefe enthalten war, leidlich zu verstehen.

Stormy begann mit Bitten um Entschuldigung der etwa vorkommenden Fehler, denn es sei der erste Brief, den er wieder seit länger als dreißig Jahren geschrieben. Und

wirklich hatte bei Stormy alle Correspondenz aufgehört, seitdem Anna gestorben.

Dann theilte er in seiner charakteristischen Weise mit, daß eben am Stanislaus ein Mord begangen worden sei. Ein Mann habe seine Frau umgebracht, sei summarisch verhört und des Verbrechens für schuldig erklärt worden.

Am nächsten Tag wollten die Goldgräber den Mörder ›Manieren lehren‹, indem sie ihn zu Mittag an einen Baum hingen. Stormy rieth mir, hinzukommen, denn er glaubte, daß er sowohl wie ich den Verbrecher schon früher gesehen. Er sei, meinte er, seiner Sache nicht gewiß, denn der Mörder trüge einen Namen, den er mich nie hätte nennen hören, aber ein Name wäre Nichts.

»Ich bilde mir ein,« schrieb Stormy, »daß ich den Mann vor vielen Jahren gesehen habe, und daß Du schon wissen wirst, wer er ist, obgleich ich es nicht gewiß weiß. Komm daher, und sieh' ihn selbst. Ich erwarte Dich früh um eilf Uhr in meinem Zelt.«

Wer konnte wohl der Mörder sein, daß ich ihn kennen sollte? Konnte Stormy sich irren? Hatte er vielleicht getrunken, und war er dieses Mal im Kopf, anstatt in den Füßen benebelt?

Ich konnte jedoch kaum glauben, daß er den Brief im Rausch geschrieben. Er würde sich nicht die Mühe genommen haben, nach dreißig Jahren wieder einen Brief zu schreiben, wenn er nicht einen wichtigen Grund dazu gehabt hätte.

Ich ging zu dem Krämer, welcher mir den Brief gebracht. Von diesem erfuhr ich, daß ein Mann aus Sidney

wirklich einen Mord begangen hätte, und daß der Mörder den nächstfolgenden Tag gehängt werden sollte.

Als ich fortfuhr, über die empfangene Mittheilung nachzudenken, kam mir ein schrecklicher Gedanke ein. War dieser Mörder vielleicht Leary? War sein Opfer vielleicht meine Mutter?

Es gab eine Zeit, wo dieser Gedanke eine andere Wirkung als jetzt auf mich hervorgebracht, wo, wie dunkel auch die Nacht gewesen wäre, ein solcher Berdacht mich bewogen hätte, aufzuspringen und augenblicklich den Weg nach Sonora einzuschlagen.

Jetzt aber that ich es nicht. Ich fühlte jetzt weniger Theilnahme für das Geheimniß, welches zu durchdringen ich mich so lange bemüht. Die Zeit und die Erfahrung, welche sie mit sich gebracht, hatte mich weniger ungestüm, wenn auch nicht weniger fest in der Verfolgung meiner Zwecke gemacht. Ich konnte jedoch nicht schlafen, denn der Verdacht quälte mich, und nach einer elenden Nacht erhob ich mich, noch ehe die Sonne aufging.

Sonora lag etwa dreizehn englische Meilen von den Goldgruben am Tuolumne entfernt. Es war dies ein angenehmer Morgenspaziergang, und ich beschloß daher, zu Fuße zu gehen. Die Bewegung mußte jedenfalls meinen Appetit reizen, so daß mir mein Frühstück jedenfalls gut mundete, wenn ich die Stadt erreichte. Ich konnte mir vollauf Zeit nehmen, und doch um neun, also zwei Stunden früher, als Stormy mich erwartete, eintreffen.

Ich ging meines Weges und überlegte dabei, welches Verfahren ich wohl einschlagen sollte, wenn der Mörder Leary, und die Gemordete meine Mutter wäre!

Mr. Leary war der Gatte meiner Mutter. Er war mein Stiefvater. Sollte ich wohl zugeben, daß man ihn hinrichtete?

Derartige Gedanken jagten sich durch meine Seele, als ich den einsamen Weg dahinwanderte. Ich konnte ihnen nicht durch die Idee Einhalt thun, daß Leary vielleicht gar nicht der Mörder wäre. Warum ich überhaupt an ihn gedacht, kam daher, weil ich an keinen andern Mann denken konnte, den Stormy und ich früher gekannt, wenigstens keinen, der wahrscheinlich einen Mord hatte begehen können. Aber Stormy konnte sich deßwegen immer noch getäuscht haben und der verurtheilte Verbrecher uns Beiden fremd sein.

Als ich ungefähr eine Meile weit auf der Hauptstraße nach Sonora gegangen war, verließ ich dieselbe, weil ich wußte, daß ich einen kürzern Weg auf einem Pfade machen könnte, der über die Hügelkette führt, welche die Thäler des Stanislaus und Tuolumne trennt.

Ich hatte bereits, wie ich gedacht, die Hälfte des Weges nach Sonora zurückgelegt, und ging eben an einem dichten Gebüsch vorüber, als ein großer, grauer Bär daraus hervor- und gerade auf mich zugestürzt kam.

Glücklicherweise stand ein großer Eichbaum in der Nähe, dessen Aeste eine horizontale Richtung hatten. Ich hatte gerade noch Zeit, um auf diese Aeste zu klettern.

Eine Secunde später hätte mich der Bär mit seinen Tatzen gepackt. Dem braunen Bär, seinem Vetter, unähnlich, kann der graue Bär keinen Baum erklettern, und da ich Dies wußte, so glaubte ich mich sicher.

Indem ich mich auf einen der Aeste des Eichbaums setzte, betrachtete ich meine beneidenswerthe Lage. In dem nahen Gebüsch spielten die Jungen des Bären. Ich konnte sie schnüffeln und brummen hören, und bald darauf sah ich sie bei ihren rohen, bärenhaften Spielen. Es würde ganz unterhaltend gewesen sein, diese Thiere zu beobachten, aber die Aussicht, wie ich meine Freiheit wieder gewinnen sollte, ward bald der einzige Gegenstand meiner Gedanken, und es war Dies keineswegs ein angenehmer.

Ich sah, daß die Bärin durchaus nicht gesonnen war, den Baum zu verlassen, so lange ihre interessante Familie sich in der Nähe befände. Das schien gewiß zu sein. Daß Jemand an diesem einsamen Ort vorübergehen würde, war höchst unwahrscheinlich. Der Weg ward wenig und höchstens ein Mal von einem Fußgänger, wie ich, benutzt.

Um der Sicherheit ihrer Kinder willen konnte die Bärin mich vielleicht auf dem Baume zu bleiben nöthigen, bis ihre Jungen das Alter der Mündigkeit erreicht hätten und selbst für sich sorgen könnten.

Unter diesen Umständen konnte ich nicht so lange ausharren.

Da ich stets geglaubt, daß höfliches Benehmen, ein gutes Bowiemesser und die Klugheit, mich um mich selbst

zu bekümmern, viel bessern Einfluß gewährten, als Feuerwaffen, so trug ich selten einen Revolver, wie es doch die meisten Bewohner Californiens damals zu thun pflegten. Jetzt fand ich aber, daß ich die Waffe brauchen könnte, wo ich dieselbe nicht hatte.

Doch war ich nicht ganz ohne Tröstungsmittel in meiner peinlichen Lage, denn ich hatte einige gute Cigarren und eine Flasche mit Brantwein bei mir. Die letztere hatte ich zufällig am Abend vorher in meine Tasche gesteckt. Um mich für meine Berechnungen, wie ich wohl meine Freiheit wieder gewinnen könnte, zu stärken, that ich einen Zug aus der Flasche und zündete mir dann eine Cigarre an.

DREIZEHNTES KAPITEL. EINE BRENNENDE BÄRIN.

Während der ganzen Zeit hatte die Bärin energische Anstrengungen gemacht, um den Baum umzureißen oder aufzufressen, und ich fühlte mich erst dank sicher, als ich sah, daß sie Keins von Beidem zu thun vermochte.

Jetzt aber fiel mir ein, warum ich nach Sonora hatte gehen wollen. Mir war es, als ob die Sache an Wichtigkeit zugenommen hätte, und zwar so sehr, daß ich mir einzubilden begann, alle meine Hoffnungen für die Zukunft hingen davon ab, daß ich noch vor zwölf Uhr bei Stormy einträfe. Die Zeit verging schnell, ohne daß ich mich dem Ort meiner Bestimmung genähert hätte.

»Was soll ich thun?« war der Gedanke, welcher wie siedendes Blei durch das Gehirn zu rinnen schien.

Der aufgeregte Zustand, in welchem ich mich befand, störte den Genuß, den ich gewöhnlich habe, wenn ich eine gute Cigarre rauche, und das Feuer derjenigen, welche ich angezündet, verlöschte daher bald.

Da ich glaubte, daß das Rauchen ein aufgeregtes Gemüth beruhige und es in geeigneteren Zustand zu besserer Ueberlegung versetze, so zündete ich die Cigarre wieder an.

Ich wußte, daß, da die grauen Bären unversöhnlich sind, die alte Bärin, welche mich belagerte, den Baum wahrscheinlich nicht verlassen würde, so lange ich auf demselben säße, und daß die Länge meiner Gefangenschaft wahrscheinlich davon abhinge, wer von uns am längsten dem Hunger widerstehen könnte.

Meine Cigarren konnten nicht wie die, welche ich oft zu rauchen gezwungen gewesen, als Nahrungsersatzmittel dienen, da sie weder aus Rübenkraut, noch aus Kohlblättern gemacht waren.

Der Tag war entsetzlich heiß, und ich war so durstig geworden, daß der Branntwein meinen Durst nicht zu löschen vermochte. Je länger ich oben auf dem Baume saß, desto größer ward meine Ungeduld, und mir kam es vor, als ob das Leben Nichts werth wäre, wenn ich Stormy nicht zu der bestimmten Stunde träfe. Ich fühlte die schreckliche Nothwendigkeit, wußte aber nicht, wie ich derselben in irgend einer Weise nachkommen sollte. Es war sehr wahrscheinlich, daß ich den nächsten Tag vielleicht auch noch keine größere Strecke nach Sonora zurückgelegt haben, sondern nur dem Tode näher sein

würde. Der quälende Durst allein, welchen die fieberhafte Angst in meine schreckliche Lage jeden Augenblick verschlimmerte, mußte mir den Tod bringen.

Der Gedanke, vom Baume herunterzusteigen und auf den Bären mit meinem Bowiemesser einzudringen, war zu abgeschmackt, als daß ich ihn nur einen Augenblick gehegt hätte. Ein solcher Schritt hätte meinen augenblicklichen Tod zur Folge gehabt.

Ich habe bereits gesagt, daß zu der Zeit, von welcher ich schreibe, in Californien leider Stier- und Bärenkämpfe sehr oft zu sehen waren.

Ich hatte dreien dieser Schauspiele beigewohnt, und die Weise, auf welche ich einen Bären einen Stier niederwerfen und mit einem einzigen Schlag seiner Tatze zerreißen sah, war schrecklich genug, um mich zur Vorsicht der alten Bärin gegenüber zu mahnen, damit sie nicht Gelegenheit fände, ihre Tapferkeit an mir zu zeigen.

Endlich fiel mir ein Mittel ein, durch dessen Anwendung ich meine Freiheit wieder gewinnen könnte, und ich glaube, es war das Rauchen meiner Cigarre, was mich auf diesen glücklichen Gedanken brachte.

An dem Aste, auf welchem ich saß, hing ein Büschel von einer seltsamen Schmarotzerpflanze. Es war eine Abart von ›spanischem Moos‹, oder ›von altem Mannsbart‹, so genannt wegen der Aehnlichkeit seiner langen, faserigen Blätter mit dem Haar eines ehrwürdigen Bartes.

Die Pflanze selbst war lange verdorrt, wie ich an den verwelkten Blättern sehen konnte. Die langen Fasern hingen vom Aste dürr und trocken, wie gekräuselte Roßhaar herab.

Ich langte hin und rupfte eine Menge der fadenähnlichen Blätter ab, und legte diese so neben mich, daß ich sie bequem erreichen konnte, wenn ich sie brauchte.

Meine nächste Bewegung war die, den Kork aus meiner Branntweinflasche zu ziehen, worauf ich dieselbe umkehrte und beinahe den ganzen Inhalt derselben der Bärin auf den Rücken goß. Das Uebrige verwendete ich dazu, daß ich das spanische Moos etwas anfeuchtete.

Ich zog nun mein Feuerzeug aus der Tasche, wo ich dann zu meinem Kummer entdeckte, daß nur noch ein einziges Zündhölzchen darin war!

Was sollte aus mir werden, wenn es nicht anbrannte, oder wenn ich, selbst wenn es in Brand gerieth, das getrocknete Moos nicht damit anzuzünden vermochte?

Ich zitterte bei dem Gedanken, daß mein Plan mißlingen könnte. Vielleicht hing mein Leben von dem Anzünden dieses einen Schwefelhölzchens ab. Ich fühlte die Nothwendigkeit, recht vorsichtig zu sein. Ein leichtes Zittern meiner Hand konnte meinen guterdachten Plan zu nichte machen.

Vorsichtig strich ich mit dem Zündhölzchen über die Feilspähne auf dem Feuerzeug, allein zu vorsichtig – denn kein Knistern begleitete die Reibung.

Ich versuchte von Neuem, aber jetzt sah ich zu meinem Schrecken, wie die kleine Phosphorkuppe, welches aufgeflammt haben sollte, vom Zündhölzchen abbrach und auf die Erde am Fuß des Baumes fiel.

Jetzt wäre ich selbst beinahe gefallen, denn der Hoffnungsstrahl, welcher meinen Geist erhellte, war verloschen, und die Finsterniß der Verzweiflung breitete sich wieder über mein Herz.

Doch bald stieg ein neuer Gedanke in mir auf, welcher mir meine Hoffnung eben so schnell wiedergab, als ich sie verloren. Es war noch Feuer in dem Cigarrenstummel, welchen ich zwischen den Zähnen hielt.

Ich hielt das Streichhölzchen noch in der Hand und sah, daß noch etwas Phosphor daran war.

Ich hielt es an meine glimmende Cigarre und hatte die Freude, es hoch aufflammen zu sehen.

Jetzt zündete ich das spanische Moos an, welches, mit Branntwein getränkt, bald eine helle Flamme ward, und diese seltsame Fackel ließ ich auf den Rücken der Bärin fallen.

Ganz wie ich erwartet hatte, entzündete sich der Branntwein, mit dem ich das zottige Fell der Bärin durchnäßt, zu einer zischenden, sprudelnden Flamme, welche den ganzen Körper des Thieres einzuhüllen schien.

Es war mir jedoch nicht lange vergönnt, dem Brande zuzusehen, welchen ich hervorgebracht, denn in dem Augenblicke, wo die Bärin die sengenden Wirkungen der Flamme fühlte, rannte sie von dem Fuße des Baumes fort

und über die nächste Anhöhe davon, indem sie dabei brüllte wie ein Orkan unter den Wendekreisen.

Noch nie vorher hatte ich ein lebendes Wesen in so großer Angst gesehen.

Das Gebrüll der Bärin ward bald von dem eines andern grauen Bären beantwortet, welcher nicht sehr weit zu sein, schien, und ich wußte, daß ich keine Zeit zu verlieren hätte, sondern so schnell wie möglich fliehen mußte.

Schnell stieg ich von dem Baume, und die Entfernung, die ich in den folgenden zehn Minuten zurücklegte, war wahrscheinlich größer, als die, welche ich je in der doppelten Zeit zurückgelegt.

VIERZEHNTE KAPITEL. DAS LYNCHGESETZ CONTRA LEARY.

Ich erreichte Stormy's Zelt ungefähr um zehn Uhr und fand, daß er mich erwartete. Ich schlug ihm vor, daß wir uns sogleich nach dem Gefängniß begäben, wo der Verurtheilte untergebracht war. Ich war ungeduldiger, als mein Begleiter, denn ich wollte sehen, ob der Verbrecher mir wirklich bekannt wäre.

»Kommt nur mit,« sagte ich zu Stormy, »wir können bei'm Gehen mit einander sprechen.«

Der alte Seemann folgte mir und ging ohne zu sprechen voran.

»Stürmt nur los, Stormy,« rief ich, »laßt mich hören, was Ihr zu sagen habt.«

»Es ist nicht viel,« erwiderte er, »und ich fürchte daß ich uns Beide zu Narren gemacht habe. Ich habe gestern den Mann gesehen, welcher heute gehängt werden soll. Ich bildete mir ein, es sei Derselbe, welcher Dich in der Dublin Bai an Bord der ›Hope‹ brachte, als Du zum ersten Male zur See gingst, Derselbe, von dem Du mir sagtest, er sei Dein Stiefvater, und den Du Manieren lehren wolltest, wenn Du bei Deiner Rückkehr erführest, daß er sich schlecht benommen hätte. Doch aber kann Dies auch nur Einbildung von mir sein. Die Sache ist ja so viele Jahre her, daß ich mich nicht recht darauf besinne, doch aber wäre ich nicht ruhig, wenn Du den Mann nicht selbst sähest.

Ich sagte Stormy, daß er recht gehandelt habe, und daß ich hoffte und erfreut sein würde, zu finden, daß er sich geirrt.

Stormy's Zweifel beruhigten mich etwas. Ich war auch sehr hungrig; in dem ersten Gasthaus, an dem wir vorüberkamen, bestellte ich ein Frühstück, welches ich mit einem Appetit verzehrte, den ich nie wieder zu haben gehofft, eine Hoffnung, die der Besitzer des Gasthauses ohne Zweifel theilte.

Dann setzten wir unsern Weg nach dem Hause fort, in welchem der Gefangene bewacht ward.

Das Gefängniß war eine bloße Schenke, um welche eine Menge Leute sich zu versammeln begannen.

Ich wünschte den Gefangenen zu sehen, er befand sich jedoch in einem Zimmergange drinnen im Hause, wo auch seine Wächter waren, und diese waren etwas sehr

vorsichtig in Bezug auf die Personen, welche den Mörder besuchen wollten. Daher mußte ich warten, bis er zur Hinrichtung herausgeführt werden würde.

Als ich fand, daß ich den Verbrecher nicht zu sehen bekommen könnte, während ich doch begierig war, sogleich Etwas zu erfahren, beschloß ich, mir sein Opfer anzusehen. Dies ging sehr leicht, da das Haus, in welchem die Gemordete lag, nicht weit von dem entfernt war, in welchem der Mörder gefangen gehalten ward.

Von Stormy begleitet, begab ich mich nach dem Hause, wo man uns in die Stube führte, in welcher die Leiche lag. Das Gesicht der Todten war mit einem weißen Tuche bedeckt, und während ich mich über den Leichnam beugte, erfaßte mich eine sonderbarere Bewegung denn je. Würde ich wohl die leblosen Züge meiner Mutter erblicken, wenn ich das leichte Gewebe wegzöge?

Die Ungewißheit war martervoll. Endlich zog ich das Tuch weg und athmete wieder auf. Die Leiche war nicht die meiner Mutter, sondern die einer jungen Person, welche ungefähr neunzehn bis zwanzig Jahre, alt sein mochte. Sie war sehr, sehr schön gewesen, und war es noch – sogar im Tode!

Weniger von meinen Gedanken gemartert, folgte ich Stormy wieder nach der Schenke, um welche die Menschenmenge noch dichter stand, denn es war jetzt zwölf Uhr, also die Stunde der Hinrichtung.

Mein Herz klopfte hörbar, als man den Verbrecher, umgeben von seiner Wache, herausführte.

Stormy hatte Recht. Der Mörder war Matthew Leary!

»Wag soll ich thun?« fragte ich Stormy, als wir dem Verbrecher nach dem Richtplatz folgten.

»Du kannst gar Nichts thun,« antwortete Stormy. Laß die Anderen ihn nur Manieren lehren, denn wenn Du Dich in die Sache mischest, so werden sie Dich am Ende selbst welche lehren.«

In diesen Worten lag etwas Wahres. Nach dem Charakter der Männer zu urtheilen, welche den Mörder gerichtet und verurtheilt hatten, war es augenscheinlich, daß ich Nichts zu seiner Rettung thun konnte.

Man führte den Mörder aus der Schenke, wo er seit seiner Verurtheilung gefangen gehalten worden, nach einer Eiche, welche oben auf einem Hügel stand, der ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Unter diesem Baume befand sich ein frisch gegrabenes Grab. Der Mörder mußte das Grab sehen, als man ihn vorführte, und wissen, daß dies seine letzte Ruhestätte sein würde; aber trotzdem näherte er sich dem Baume anscheinend ohne die geringste Gemüthsbewegung!

»Entweder ist dies ein sehr guter, oder ein sehr schlechter Mensch,« sagte Jemand neben mir; »er stirbt ruhig.«

Ein Karren ward unter den Eichbaum gezogen, und es stiegen vier bis fünf anständig aussehende Männer hinein, welche eine hervorragende Rolle bei dem ganzen Vorgange zu spielen schienen.

Einer bat um Ruhe, welche Bitte auch sogleich erfüllt ward, und der Mann, der sie gestellt, redete die Versammlung in folgenden Worten an, die ich hier so getreu wiedergebe, wie ich sie behalten habe:

»Meine Herren! Ehe wir die traurige Pflicht erfüllen, die uns hierher gerufen, erachte ich es für nothwendig, Ihnen eine kurze Schilderung der Umstände zu geben, unter welchen wir aufgefordert worden sind, zu handeln.

»Der Gefangene vor Ihnen, *John Matthews*, ist von einer Jury von zwölf Männern schuldig erfunden worden, seine Gattin, oder eine Frau, welche als Gattin bei ihm lebte, ermordet zu haben. Er ist von einem guten Advokaten vertheidigt worden, wie auch das Verhör mit allem Anstand und aller Ceremonie geleitet worden ist, welche bei einer so feierlichen und wichtigen Gelegenheit nöthig sind. Es ist gegen den Gefangenen gezeugt worden, daß er ein Trunkenbold sei, und daß er die Mittel zur Befriedigung seiner Trunksucht von seiner Frau genommen, welche sich, den Gefangenen und Beider Kind durch ihre Arbeit als Wäscherin ernährte. Es sind der Jury vollgültige Beweise vorgelegt worden, daß an dem Tage, wo der Mord begangen ward, der Gefangene betrunken nach Hause kam und Geld von seiner Frau verlangte, diese sagte ihm, daß sie nur drei Dollars im Hause habe, und daß sie damit mehrere nothwendige Dinge für ihr Kind kaufen müßte, kurz sie weigerte sich, ihm Geld zu geben. Der Gefangene forderte Dasselbe noch ein Mal, aber wieder wollte es ihm die Frau nicht geben. Nachdem er sich vergebens bemüht, das Geld durch Drohungen zu erpressen, ging er durch das Zimmer und verschaffte sich eine Pistole, mit der er einen vergeblichen Versuch machte, die Frau zu erschießen. Als er merkte, daß die Pistole nicht geladen war, drehte er dieselbe um und schlug

die Frau mit dem Kolben zwei Mal auf den Kopf. Diese Schläge verursachten ihren Tod, der zwei Stunden später erfolgte. Der Mann, welcher dieses Verbrechen begangen, steht jetzt vor Ihnen. Da ich nicht der Ansicht irgend Jemandes vorzugreifen wünsche, so habe ich einfach erzählt, was in dem Verhör bewiesen worden ist, und ich frage nun: Was sollen wir mit dem Mörder thun?«

Der Sprecher setzte bei diesen Worten seinen Hut auf, als ob er damit sagen wollte, daß seine Rolle bei der feierlichen Cermonie zu Ende sei.

Die feste, ernste Stimme, mit welcher er das Publikum aneredet, überzeugte mich, daß der Sprecher sich weder von Vorurtheilen, noch von Leidenschaft bestimmen ließ.

Aus dem Inhalt seiner Ansprache erkannte ich, daß das Schicksal des Verbrechers in gewisser Beziehung noch von dem Willen des Publikums abhinge, und ich empfand an dem Urtheil des Letzteren mehr Interesse, als Mr. Leary selbst daran zu nehmen schien. Jetzt nahm ein anderer Mann im Karren den Hut ab, und wieder hörte das Murmeln der Menge auf.

»Mitbürger!« sagte dieser zweite Sprecher, »ich bin nicht hier, um das Verbrechen dieses Mannes zu entschuldigen, oder zu billigen. Ich kenne wie Jeder Andere, welcher hier gegenwärtig ist, die Nothwendigkeit, welche in einem Lande wie diesem, oder vielmehr in dem Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem wir jetzt leben, besteht, die Nothwendigkeit nämlich, daß ein solches Verbrechen streng bestraft werde. Alles, was ich

von Ihnen verlange, ist das Eine, daß man diesen Mann nach den Gesetzen des Landes bestrafe. Ein Regierungssystem, das Sie Alle billigen, ist kürzlich unter uns eingeführt worden, und man hat zum Verhör und zur Bestrafung von Verbrechern Anordnungen getroffen. Nehmen Sie das Gesetz nicht in Ihre eigenen Hände. Leute, welche in den civilisirten Gemeinden Europa's und unseres eigenen Landes leben, rufen »Schande! Schande!« über viele ähnliche Vorgänge, die in Californien stattgefunden haben, und dieselben Worte wird man über das Verfahren äußern, welches heute hier eingeschlagen wird. Ich bin Beamter und habe einen Constabler mitgebracht. Ich will mein Leben verpfänden, daß, wenn Sie uns gestatten wollen, den Gefangenen wieder mit fortzunehmen, dieser vor eine Jury gestellt und nach den Gesetzen unseres Landes gerichtet werden soll. Ich hoffe, kein guter Bürger wird Etwas dagegen einwenden, daß wir so mit dem Verbrecher verfahren wollen.«

Hierauf setzte der Beamte seinen Hut wieder auf, zum Zeichen, daß er weiter Nichts zu sagen hätte.

Das Murmeln der Menge ward immer stärker, und man vernahm von mehreren Seiten Stimmen, welche gegen Das, was der zweite Redner gesagt, protestirten.

»Er hat ein ehrliches Verhör gehabt; hängt ihn!« rief Einer.

»Hängt ihn jetzt, denn sonst entwischt er!« schrie ein Anderer.

Doch erhoben sich auch Stimmen von der anderen Partei.

»Gebt ihn frei! Ueberlaßt ihn den Beamten!« riefen diese Letzteren.

Jetzt stand ein Mann in dem Karren auf und sagte, das Beste sei, über die Sache abzustimmen.

Alle, welche den Gefangenen dem Gewahrsam der Gerichtsbeamten übergeben wollten, wurden aufgefordert, die rechte Hand emporzuhalten.

Ungefähr zwanzig Arme erhoben sich.

Mehrere Derjenigen, welche sich auf diese Weise erklärten, sahen aus, wie Die, welche man in Californien ›Sidney-Enten‹, das heißt, alte Verbrecher aus Newsüd-wales nennt. Die meisten der erhobenen Hände waren aber die wohlbekannteren Spieler, die Alle einen angeborenen Schrecken vor dem Richter ›Lynch‹ haben.

Jetzt wurden Die aufgefordert, die Hände in die Höhe zu halten, welche wollten, daß der Gefangene gleich an Ort und Stelle aufgehängt würde.

In einem Augenblicke flogen ungefähr dreihundert Hände in die Höhe. Alle, die ich sah, hatten starke, seh-nige Fäuste, die nur durch schwere Arbeit besudelt worden, und Goldgräbern, also der achtbarsten Bevölkerung, angehörten.

Diese stumme aber nachdrückliche Erklärung ward als endgültig betrachtet. Nachdem sie abgegeben worden, begann eine Scene wilder Aufregung.

Ich stürzte durch die Menge nach dem Baume, unter welchem der Verbrecher stand. Als ich auf diesen zuschritt, sah ich, daß man ihm bereits einen Strick um den Hals geschlungen.

Ein Mann kletterte auf den Baum, um den Strick über einen der Aeste zu werfen.

»Halt!« rief ich, »halt einen Augenblick! Laßt mich den Mann noch Etwas fragen, ehe er stirbt.«

Leary drehte sich bei diesen Worten mit stierem, erstauntem Blicke herum und schien zum ersten Male, seit er auf Erden existirte, Theilnahme für Das, was geschah, zu empfinden!

»Ich bin der ›rollende Stein‹,« rief ich ihm zu, »sage mir, wo ist meine Mutter?«

Der Mörder lächelte, und wie! Es lag in seinem Lächeln derselbe teuflische Ausdruck, wie in dem, welches er mir zugeworfen, als ich ihn zum letzten Male in der Bai von Dublin gesehen.

»Sage mir, wo ich meine Mutter finden kann! schrie ich beinahe rasend vor Wuth.

In diesem Augenblick ward das schlaffe Ende des Lasso, welches man über den Ast, und dann wieder unter die Menge geworfen, von hundert Händen ergriffen. Der Verurtheilte schien die Bewegung nicht zu bemerken, während als Antwort auf meine Frage der boshafte Ausdruck seiner Züge nur stärker und ausgeprägter ward.

»Fort!« schrie ich, kaum Dessen bewußt, was ich sagte oder that, »fort mit ihm!«

Die, welche das Seil hielten, sprangen von dem Baum hinweg, und Leary ward in die Höhe gezogen.

Nach wenigen Zuckungen hing sein Körper bewegungslos von dem Aste des Eichbaums herunter.

Eine leere Sardinenbüchse ward an den Baum genagelt, an welchem der Mörder hing. Darüber befestigte man ein Stück Papier, auf welchem die Worte standen: »Für die Waise.«

Viele Goldgräber schritten hin, öffneten ihre Börsen und steckten Goldstaub, im Werthe von mehreren Dollars, in die Büchse.

Ihrem Beispiel folgte Stormy Jack, und an der Menge Goldstaub, den ich ihn in das gemeinsame Behältniß werfen sah, errrieth ich, daß, als er sich von dem Baume entfernte, seine Börse um drei oder vier Unzen leichter geworden sein mußte.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DIE WAISE.

Kurz nach dem Ende dieses traurigen Schauspiels, bei welchem ich eine so hervorragende Rolle gespielt, ging ich mit Stormy zu dem Kind, welches jetzt weder Vater noch Mutter mehr hatte.

Wir fanden es unter der Obhut eines jungen Ehepaars, welches kürzlich aus Australien gekommen und dort mit der unglücklichen Mutter des Kindes bekannt gewesen war.

Die beiden Leute erzählten uns, daß die Gemordete die Tochter eines ehrenwerthen Krämers in Sidney, daß sie mit Mr. Matthews, denn unter diesem Namen hatte Leary in Australien gelebt, davongelaufen sei, und daß ihre Eltern sehr erzürnt gewesen wären, daß sie sich mit diesem Manne eingelassen.

Sie war die einzige Tochter und hatte ihre Eltern in großem Kummer über ihr schlechtes Betragen zurückgelassen. Jedermann, der sie gekannt, hatte ihr Benehmen sehr sonderbar gefunden. Man konnte nicht begreifen, wie sie so bethört sein konnte, daß sie um Matthews' willen eine freundliche Heimath und gütige Eltern verließ. Abgesehen von seiner Trunksucht war Leary auch noch wenigstens zwanzig Jahre älter, als sie.

Vielleicht war Dies seltsam, obgleich ich genug erlebt, um anders darüber zu denken. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß solche Vorfälle gar nicht so ungewöhnlich sind, und daß man beinahe denken möchte, Schurken, wie Leary, besäßen eine eigenthümliche dämonische Macht, Frauen zu berücken, wenigstens die schwächeren.

Man zeigte uns die Waise. Es war ein schöner helläugiger Knabe, der ungefähr ein Jahr alt war und seiner Mutter auffallend ähnlich sah.

»Ich werde das Kind seinen Großeltern in Sidney übergeben,« sagte die junge Frau, welche es in ihre Obhut genommen. »Sie werden es, da es ihrer verlorenen Tochter sehr ähnlich sieht, mit Freuden aufnehmen, und vielleicht ersetzt es ihnen dieselbe.«

Aus der Weise, auf welche das junge Ehepaar sich gegen das Kind benahm, erkannte ich, daß es in ihrer Obhut sicher sei, und fügte mein Scherflein zu – der bereits vorhandenen Unterstützungssumme hinzu.

Da ich zu erfahren hoffte, ob meine Mutter je Sidney erreicht, fragte ich die jungen Leute, ob sie Matthews dort gekannt hätten, oder irgend Etwas von seinem früheren Leben wüßten. Doch konnten sie mir hierüber Nichts erzählen. Sie waren in Australien nicht persönlich mit Matthews bekannt gewesen, und Alles, was sie von ihm wüßten, oder je von ihm gehört hatten, war sehr unvortheilhaft für ihn. In Sidney sowohl, wie überall, war er als ausschweifender, genußsüchtiger Mensch berüchtigt gewesen.

Ehe wir das Haus verließen, traten drei Männer ein und brachten das Gold, welches man für die Waise sammelt.

Man wog es in Gegenwart der jungen Leute, und es waren fünfzig Unzen, also ziemlich zweihundert Pfund nach englischen Gelde. Mein eigener Beitrag vergrößerte die Summe noch. Die jungen Eheleute trugen Bedenken, das Gold in ihre Verwahrung zu nehmen, obschon sie keins trugen, sich mit dem Kinde zu belästigen!

»Ich will mit Ihnen nach dem Speditionsbureau gehen,« sagte der Mann zu der Deputation, welche das Gold brachte, und wir wollen es an Mr. D. in San Francisco schicken. Er hat ein En-gros-geschäft dort und ist aus Sidney dorthin gezogen. Er ist mit den Großeltern des Kindes bekannt, und er wird ihnen das Gold zukommen lassen. Was das Kind selbst anbetrifft, so hoffe ich, bald selbst wieder nach Sidney zurückzukehren, und da kann ich es mitnehmen, um es Denen zu übergeben, die ein Recht darauf haben.«

Da dieser Vorschlag Allen angemessen erschien, so ward das Gold sogleich nach dem Speditionsbureau getragen und hier mit der Weisung niedergelegt, es an Mr. D., den Kaufmann, gelangen zu lassen.

Nachdem ich die übrige Zeit des Tages in Stormy Jack's Gesellschaft verbracht, kehrte ich nach meiner Heimath an Tuolumne zurück, ohne jedoch mehr über Das erfahren zu haben, was ich zu wissen wünschte, als da ich dieselbe verließ. Ich hatte Leary zum letzten Male gesehen, wußte aber das Schicksal meiner Verwandten so wenig als je.

Leary war jetzt aus der Welt gegangen und konnte meine Mutter nicht mehr quälen, wo dies auch sein mochte. Es lag wenigstens in dieser Gewißheit einiger Trost.

Als ich meinen Rückweg antrat, waren meine Gedanken ziemlich unangenehm, denn ich machte mir Vorwürfe darüber, die Pflicht, wegen welcher ich aufgezogen war, nämlich die, meine Verwandten zu suchen, zu lange vernachlässigt zu haben.

Eben so wenig war ich auch mitleidslos, während meine Gedanken bei dem eben vollendeten Schauspiel weilten. Der Verbrecher war mein Stiefvater. Ich hatte, wenn auch halb bewußtlos, das Wort gesprochen, durch welches sein Körper von dem Gerüst, und seine Seele in die Ewigkeit geschleudert worden!

Doch war meine Betrübniß keine sehr tiefe. Sie ward durch den Gedanken gehemmt, daß Leary mir irgend eine Nachricht über meine Mutter hätte geben können, und daß er augenscheinlich glücklich bei dem Gedanken starb, daß er mich getäuscht, indem er mir diese Nachricht vorenthielt!

Leary war der Gatte meiner Mutter, mein Stiefvater gewesen, aber ohne Scheu habe ich erzählt, daß er den Tod eines Verbrechers starb. Ich bin für seine Handlungen nicht verantwortlich. Ich stehe für mich allein da, und Der, welcher mich wegen meiner unglücklichen Verwandtschaft mit einem Mörder geringer achtet, ist ein Mensch, dessen Zuneigung ich nicht des Besitzes werth erachte.

SECHSZEHNTE KAPITEL. STORMY MACHT SICH ZUM LETZTEN MALE LUSTIG.

Kurz nach meiner Rückkehr an den Tuolumne kam Stormy Jack nach Jacksonville, um, wie er sich vorgenommen, sich hier das Leben etwas leichter zu machen.

Von seiner Kindheit an hatte Stormy nie eine Woche in Müßiggang verbracht, wenigstens nicht hinter einander, und wie er bald erkannte, führte ihn ein solches Leben nicht zu dem erhabenen Glück, welches er davon erwartete.

In dem Städtchen Jacksonville konnte ein Müßiggänger nur an einem Orte Vergnügen finden, wo man starke Getränke verkaufte, und tagtäglich der Versuchung, des Trinkens widerstehen zu sollen, war eine zu harte Probe

für Stormy's geistige und körperliche Constitution. Beide mußten nachgeben. Er ward häufig betrunken, und zu verschiedenen Malen in so hohem Maaße, daß sowohl sein Kopf wie seine Füße davon beeinflusst wurden.

Er selbst war etwas erstaunt, sich so oft in diesem Zustande ›doppelter Trunkenheit‹, wie er es nannte, zu finden. Nicht oft in seinem Leben war dies der Fall gewesen. Es war eine ernste Sache, und er faßte gewissermaßen den festen Entschluß, daß es nicht wieder vorkommen sollte.

Um nicht wieder in diesen Fehler zu verfallen, sah er, daß er sich auf irgend eine Weise beschäftigen müßte, und er kaufte sich eine Flinte in der Absicht, sich in einen Jäger zu verwandeln.

Indem er diesem Berufe folgte, konnte er das Vergnügen mit der Arbeit verbinden, denn auch andere Jäger standen sich sehr gut dabei, daß sie die Bewohner von Jacksonville mit Wild und Bärenfleisch versorgten.

Stormy ging seinem neuen Berufe ungefähr drei Tage nach. Am Ende dieser Zeit waren ihm, nämlich drei Dinge klar geworden. Erstens, daß Jagen eine schwere Arbeit wäre, fast noch schwerer, als Goldsuchen. Zweitens entdeckte er, daß das Vergnügen bei der Jagd im Ganzen genommen nicht so groß wäre, besonders wenn man dieselbe als Beruf betrachtet, oder wenn sie von einem Wahne von so eigenthümlichen Neigungen, wie die seinigigen, ausgeübt wird. Und drittens kam Stormy zu dem Schluß, daß das Geschäft nichts einbrächte.

Stormy war sein rechter Schütze und konnte nur eine Scheune treffen, wenn er hineinging und das Thor schloß, ehe er seinen Schuß abfeuerte.

Der Beruf eines Jägers paßte weder für die ›alte Theerjacke‹, noch war dieser Beruf von der Art, daß Jack dadurch vor einem Rückfall in seinen Fehler bewahrt worden wäre. Daher beschloß er, diesen Beruf aufzugeben und einen anderen zu ergreifen.

Während er überlegte, was er wohl thun sollte, gab er wieder seiner alten Versuchung nach und betrank sich fürchterlich.

Ach, der arme Stormy! Es sollte der letzte Rausch seines Lebens sein!

Die Geschichte seines Todes ist zu traurig, alt daß ich sie in wenige Worte zusammenfassen sollte, und wenn man dieselbe vernommen haben wird, so wird man ohne Zweifel die Ansicht gewonnen haben, daß sie den vollen und in's Einzelne gehenden Bericht, den ich hier davon geben will, verdient. Ich erzähle hier die Thatsachen mit all' der Genauigkeit und Ausführlichkeit, womit sie sich meinem Gedächtniß eingeprägt haben.

Zu jener Zeit wohnte in Jacksonville ein Mann, welchen man unter dem Namen oder dem Spitznamen ›Red Ned‹, oder der ›Rothe Ned‹ kannte. Ich hatte zufällig von dem Manne gehört, obgleich ich ihn nicht gesehen, da er erst vor wenig Tagen hier angekommen war und in einer der Spielschenken wohnte, an denen das Goldgräberdorf so überreich war.

Ich hörte, daß Red Ned ein gefährlicher Mann sei, auf welchen Titel er nicht wenig eitel war. Wahrscheinlich hatte er seit seiner Ankunft nur auf eine Gelegenheit gewartet, bei welcher er sich durch eine Gewaltthätigkeit auszeichnen könnte.

Bei meinen Wanderungen durch die Welt habe ich vielen Männern begegnet, welche man mit dem Namen ›Renommisten‹ bezeichnet. Trotz der Schande, welche an diesem Namen haftet, habe ich ›Renommisten‹ gefunden, welche, vielleicht zu ihrem eigenen Unglück, wirklichen Muth besaßen, während Andere dagegen nur elende Feiglinge waren, die ihren falschen Ruf stets dadurch aufrecht zu erhalten suchten, daß sie sich in Streit mit halberwachsenen Bürschchen und Betrunknen einließen.

Solche Bramarbasse trifft man vielleicht in allen Theilen der Welt, aber nirgends in solcher Anzahl, wie in Californien, welches, obschon so ein schwach bevölkertes Land, auf ungewöhnliche Weise mit dem Hang zur ›Renommisterei‹ behaftet zu sein scheint. Wenigstens war dies zu der Zeit so, von welcher ich schreibe.

Damals ward ein Mann, von dem man wußte, daß er drei oder vier seiner Mitmenschen getödtet, von Vielen mit Bewunderung, von Mehreren mit Furcht, von nur sehr Wenigen aber mit Abscheu betrachtet.

Jeder Streit endete in Californien unter vier Fällen wenigstens drei Mal verhängnißvoll für den Einen oder den Andern der Kämpfenden, und der Sieger in jedem dieser blutigen Kämpfe konnte gewiß sein, unter den Anderen

einen Ruf irgend welcher Art zu erlangen, mochte es nun ein guter oder ein schlechter sein, und danach strebt unglücklicherweise die Mehrzahl der Menschen mit nur zu großer Begierde.

Wo man in einem Staate von halber Civilisation, wie Californien vor fünfzehn Jahren war, lebt, ist es nicht auffallend, vielen Menschen zu begegnen, welche lieber den Ruf eines Bramarbas besitzen wollen, als gar keinen.

Es war das unglückliche Schicksal meines alten Kameraden, einem dieser verächtlichen Geschöpfe, welche zugleich Renommisten und Memmen sind, in der Person des Rothen Ned zu begegnen.

Stormy fühlte, nachdem er dem Waidmannshandwerk entsagt, wieder Langweile und suchte nun eine neue Beschäftigung, die seinen Geschmacksrichtungen und Fähigkeiten besser entspräche. Während er sich suchend umhertrieb, hatte er wieder seiner unglücklichen Neigung zum Trunk Raum gegeben, und war sowohl im Kopfe wie in den Beinen berauscht gewesen.

In diesem Zustand hatte er sich mit den obengenannten Mann in einen Wirthshausstreit eingelassen. Dieser Mann begriff recht wohl, die hilflose Lage seines Gegners, denn er selbst hatte Anlaß zu dem Streit gegeben.

Nie habe ich einen harmloseren, gutmüthigeren Menschen gesehen, als Stormy war, wenn er von Anderen nicht belästigt ward.

Sogar unter dem Einfluß geistiger Getränke fing er meines Wissens nach nie einen Streit an, wohl aber war

er in diesem Zustande geneigt, Jeden ›Manieren zu lehren«, der mit ihm anband.

Red Ned hatte Stormy in einer der Spielschenke getroffen, wo der Letztere saß und zechte, und da er bemerkte, daß der alte Seemann in seiner Trunkenheit gänzlich hilflos, und daß er überdies nur ein Seemann war, den er beschimpfen könnte, ohne einen der Anwesenden zu beleidigen, so gestattete in sein Hang zum ›Renommiren« nicht, eine so schöne Gelegenheit, bei welcher er sich in der von ihm gewählten Weise hervorthun konnte, unbe- nutzt verübergehen zu lassen.

Bei Stormy's Trunkenheit war nur wenig Gefahr in einem persönlichen Kampfe mit ihm zu befürchten, denn obgleich er sich noch auf den Füßen zu halten vermochte, so waren seine Beine doch so betrunken, daß er dann und wann auf der Diele des Schenkzimmers hin- und her- taumelte.

Red Ned, welcher dies Alles recht wohl wußte, machte eine lächerliche Bemerkung über Stormy's Zustand, und zwar so laut, daß Stormy dieselbe hören konnte.

Wie wohl zu erwarten stand, nahm der alte Seemann den Spott nicht so gutwillig hin, sondern machte seinem Mißfallen darüber auf seine gewöhnliche energische Weise Luft.

Wenn Stormy betrunken war, so war er mit dem Gebrauch von Scheltworten nicht sparsam, und ohne Zweifel mußte der Renommist Worte anhören, an denen er sich nicht gerade erbaute.

Eine Weile ließ er es sich gefallen, plötzlich aber stürzte er auf Stormy zu und versetzte dem alten Seemann eine Ohrfeige.

Stormy erwiderte natürlich den Schlag mit geballter Faust und begann dann sich zu vertheidigen, indem er, so gut wie seine betrunkenen Füße es erlaubten, eine Boxerstellung annahm.

Der Renommist hatte aber nicht die Absicht, auf diese feige Weise, wie er es genannt haben würde, weiter zu kämpfen, und indem er sein Bowiemesser aus dem Stiefel zog, ging er dicht an Stormy heran und stieß ihm das Messer bis an das Heft in die Seite.

Natürlich war hierdurch der Kampf beendet, und der verwundete Stormy ward in seine Wohnung getragen.

SIEBZEHNTE KAPITEL. RED NED.

An dem Tage, wo dem armen Stormy auf so schreckliche Weise »Manieren gelehrt« wurden, anstatt daß er es gethan hätte, war ich nicht in dem Dorf. Ich war zwei oder drei Meilen stromaufwärts gegangen, um zu sehen, wie weit meine Goldgräber mit ihrer Arbeit wären.

Da brachte mir ein Bote die Nachricht von Stormy's Schicksal und athemlos eilte ich nach Hause.

Als ich das Haus erreichte, wo Stormy wohnte, fand ich ihn auf dem Bett liegen, während ein Arzt über ihn gebeugt stand.

»Rowley, mein Junge, es ist aus mit mir,« sagte er. »Der Doctor hat es gesagt, und zum ersten Mal in meinem Leben glaube ich Einem dieser Herren.«

»Stormy! Stormy! mein Freund, was ist denn geschehen?« fragte ich, und meine Seele ward von einer Angst befallen, welche größer war, als daß Worte sie zu schildern vermöchten.

»Verlangen Sie jetzt keine Erklärung,« unterbrach mich der Doctor, indem er sich zu mir wendete und leise sprach. »Regen Sie Ihren Freund nicht dadurch auf, daß Sie ihn zum Sprechen nöthigen. Sie können sich die Einzelheiten seines Unglücks von Jemanden andres erzählen lassen.«

Der Doctor war im Begriff fortzugehen, und auf ein Zeichen von ihm folgte ich ihm hinaus. Er erzählte mir nun, daß Stormy einen Messerstich erhalten habe, und daß seine Wunde tödtlich sei. Außerdem theilte mir der Arzt noch andere Einzelheiten des Vorfalles mit, die er von Denen erfahren, die den Streit mit angehört.

Als der Wundarzt fortging, sagte er mir, daß der Verwundete vielleicht noch zwei Tage, aber gewiß nicht länger leben könnte.

»Er hat eine Wunde erhalten,« sagte er, »welche seinen Tod innerhalb dieses Zeitraums herbeiführen muß. Sie können weiter nichts thun, als ihn so ruhig wie möglich halten.«

Nach dieser traurigen Verkündung ging der Wundarzt fort, indem er versprach, am nächsten Morgen wieder zu kommen.

Ich kehrte an das Bett meines dem Tode geweihten Freundes zurück.

Er wollte sprechen, trotz aller meiner Bemühungen, ihn davon abzuhalten.

»Ich *will* sprechen,« sagte er, »und es nützt nichts, wenn Du mich auch daran hindern willst. Ich werde nicht lange mehr leben, und warum soll ich mich denn tod stellen, wenn ich es noch nicht bin?«

Ich sah ein, daß es nichts nützen würde, wenn ich ihn zum Schweigen zu bringen versuchte. Es regte ihn nur noch mehr auf und würde ihm vielleicht noch mehr geschadet haben, als wenn ich ihm seinen Willen that, wozu ich mich endlich bewegen ließ. Er erzählte mir nun alle Einzelheiten des Vorfalls.

Sein Bericht wich etwas von dem ab, den mir der Doctor gegeben, welcher wahrscheinlich eine einseitige Erzählung von den Freunden des Renommisten gehört hatte.

»Ich weiß nicht, ob mir recht damit geschah, oder nicht,« sagte Stormy, als er mit seinem Bericht zu Ende war. »Allerdings schimpfte ich den Mann, und wahrscheinlich werden hier Alle sagen, daß es recht von ihm war, mich ›Manieren gelehrt zu haben‹. Warum stach er denn aber mit dem Messer nach mir? Meine Füße waren so betrunken, daß sie immer stolperten, und er hätte mich so durchprügeln können!«

Während ich Stormy's Bericht anhörte, packte mich grimmige Wuth gegen den Schurken, der so feig gehandelt, und ich faßte den Entschluß, meinen Kameraden zu rächen.

Ich wußte, daß es nutzlos sein würde, bei einer Behörde zu klagen und auf Bestrafung des Renommisten anzutragen, denn beide Gegner waren handgemein, *ehe* das Messer zum Vorschein gekommen war.

Man betrachtete die Sache jedenfalls als eine Schlägerei, bei welcher ein Jedes das Recht hätte, sich mit den Waffen zu vertheidigen, die ihnen beliebten, und man sah Stormy's Schicksal als ein verdientes an, weil er sich nicht auf wirksamere Weise vorgesehen.

Ich wußte, daß er betrunken gewesen war, und daß er sogar nüchtern keine tödtliche Waffe bei einer Wirthshauschlägerei gebraucht haben würde; aber trotzdem, daß ich das wußte, pflegten mir Andere zu sagen, daß an der Trunkenheit meines Freundes nicht der Mann schuld sei; welcher ihn erstochen, und daß er, da er sich nicht der Gewohnheit gemäß vertheidigt hätte, die Folgen tragen müßte.

Von meinen aufgeregten Gefühlen vorwärtsgetrieben, ließ ich Stormy unter der Obhut eines Goldgräbers, der sich zum Besuch bei ihm eingefunden, und begab mich in die Schenke hinüber, wo die blutige That geschehen war.

Es befanden sich ungefähr vierzig Leute in dem Gastzimmer, als ich eintrat. Einige saßen um einen Tisch, wo Karte gespielt ward, während Andere an dem Schenkisch standen, wo sie geräuschvoll ihr Getränk zu sich nahmen.

Ohne eine Bemerkung gegen Jemanden zu machen, hörte ich eine Zeit lang der Unterhaltung zu. Da der Vorfall sich erst am Nachmittag ereignet hatte, so wußte ich, daß man in dem Gastzimmer davon sprechen würde, und dem war auch wirklich so.

Mehrere Männer sprachen über die Sache, ohne jedoch zu streiten. Es herrschte keine große Meinungsverschiedenheit darüber unter ihnen. Alle schienen den Vorfall, wie ich erwartet hatte, in demselben Lichte zu betrachten.

Zwei Männer waren in Streit gerathen, worauf es zu Schlägen gekommen war. Der eine hatte den Anderen erstochen, was in Californien ein ganz alltägliches Ereigniß von wenig Interesse war, so daß die Müßiggängern in dem Gastzimmer kein großes Aufhebens davon machten.

Meine Meinung wich von der ihrigen ab, und ich sagte ihnen einfach, daß der Kampf, von dem sie soeben gesprochen hätten, kein ehrlicher gewesen sei, daß vielmehr der Mann, welcher den Anderen erstochen, ein Verbrechen begangen hätte, welches nicht viel geringer als ein Mord zu betrachten sei.

Ein Dutzend Gäste versuchten eifrig, mir das Gegentheil zu beweisen. Sie fragten, wie ich erwarten könne, daß ein Mann sich in einer Schenke schimpfen lassen sollte, ohne sich dafür zu rächen.

»Warum zog aber der Mann sein Messer?« fragte ich. »Hätte er die Beleidigung nicht auch so rächen können?«

Hierauf sagte man mir, die Menschen sollten überhaupt gar nicht mit einander kämpfen, thäten sie es aber,

so hätte ein Jeder das Recht, die Sache ernst zu nehmen und seinem Gegner so viel Schaden zu zufügen, wie er nur könnte.

Ferner ermahnte man mich auch, meine Worte nicht Red Ned hören zu lassen, denn sonst würde es mir wahrscheinlich ebenso schlimm er gehen, wie dem Seemann, der ihn heute beleidigt hätte.

So erfuhr ich denn jetzt erst, daß der Mann, welcher Stormy verwundet hatte, Red Ned war, und das, was ich bereits von diesem Schurken gehört, verhinderte mich durchaus nicht, an meinem Entschlusse, Stormy zu rächen, festzuhalten.

Ueberdies wußte ich auch, daß, wenn Red Ned überhaupt bestraft werden sollte, dies durch mich geschehen müßte.

Er war jetzt gerade nicht in der Schenke, denn sonst hätte ihn seine Strafe vielleicht augenblicklich ereilt.

Ich kehrte wieder zu Stormy zurück, und verbrachte die Nacht an seinem Bett.

Den größten Theil der Nacht litt er große Schmerzen. Meine Betrübniß über seine Leiden bestimmte mich, Red Ned am nächsten Morgen aufzusuchen, um ihn, wie Stormy gesagt haben würde ›Manieren zu lehren‹.

Mit Tagesanbruch linderten sich die Schmerzen des Verwundeten, und er vermochte zu reden, wenn auch nicht ohne Mühe.

›Rowley,« sagte er, »wir müssen unser Geschäft ordnen, ehe es zu spät ist. Du weißt, daß ich die nächste

Nacht nicht überleben werde, und wir daher heute Alles in Ordnung bringen müssen. Ich habe ungefähr hundertundachtzig Unzen Gold gesammelt, und das ist Alles Dein, mein Junge. So viel ich weiß, habe ich keinen Verwandten auf der Welt, und ich mag weiter Niemanden als Dir etwas hinterlassen. Ich kann jetzt zufrieden sterben, da ich weiß, daß das Wenige, was ich hinterlasse, Dir gehören wird. Hätte dieser Vorfall sich ereignet, ehe wir uns in Sonora wiedergesehen, so würde mein größter Schmerz bei'm Abfahren der Gedanke sein, daß vielleicht ein Fremder das durchbrächte, was ich sauer erworben, während mein kleiner Rowley vielleicht hungrig durch die Welt rollte.«

Auf Stormy's Bitte ward der Hauswirth hereingerufen und diesem befohlen, den Sack Gold hereinzubringen, den Stormy ihm in Verwahrung gegeben.

Hierauf begab sich der Wirth, ein anscheinend ehrlicher Kerl, hinaus und kehrte bald mit dem Schatz zurück, der mir von seinem Eigenthümer in Gegenwart des Wirths und eines Goldsuchers, der dazu gekommen war, in aller Form geschenkt ward. Es war mehr ein Vermächtniß als ein Geschenk, die letzte Handlung eines Sterbenden.

»Nimm das Gold, Rowley,« sagte Stormy, »und lege es zu Deinem eigenen. Ich habe es ehrlich erworben; gieb Du es auf verständige Weise aus. Gehe nach Liverpool, heirate das Mädchen, von dem Du mir erzählt, und gründe Dir eine Heimath und eine Familie für Deine alten Tage. Ich denke, daß man dadurch allein glücklich

wird, denn ohne Heimath und Freunde ist man es nicht. O, weil ich weder eine Heimath noch Freunde besessen, habe ich so ein elendes Wanderleben geführt.«

Die Anstrengung des Sprechens hatte Stormy's Zustand verschlimmert. Ich sah, daß ihm das Athmen schwer ward, und daß er viele Schmerzen zu leiden schien. Sein Todeskampf war ein so schwerer, daß ich fast ebenso viel litt, wie er, als ich so an seinem Bett stand. Ich stahl mich daher hinaus und ließ ihn unter der Obhut des oben erwähnten Goldsuchers und des Wundarztes, der inzwischen gekommen war.

Ich stahl mich hinaus, um ein *Vorhaben auszuführen*.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL. MEIN KAMERAD WIRD GERÄCHT.

Vielleicht hat man bereits vermuthet, was für ein Vorhaben mich forttrieb, und wenn nicht, so werde ich das Geheimniß enthüllen. Ich verließ nämlich Stormy's Bett, um Red Ned zu suchen.

Ich begab mich direct in die Schenke, da ich wußte, daß der Renommist diesen Ort oft besuchte, und daß, wenn er nicht da sein sollte, mir Jemand wahrscheinlich sagen könnte, wo er zu finden wäre.

Als ich das Gastzimmer betrat, sprach ein großer, hagerer Mann mit rothem Haar und lauter Stimme zu einer Gruppe von Männern, die sich vor dem Schenktisch versammelt.

»Laßt es ihn nur wagen, mich einen Mörder zu nennen,« sagte der Rothhaarige, »und ich werde es ihm in derselben Weise anstreichen, wie dem Andern. Es waren ja ein Dutzend Menschen dabei, welche beweisen können, daß ich zehn Minuten lang zu den Schimpfreden schwieg, die der Mann mir in der gemeinsten Weise anhing. Konnte denn aber Fleisch und Blut das länger ertragen? Was ist denn ein Mann werth, der seine Ehre nicht schützt? Wer da sagt, daß ich unehrlich gehandelt, der ist ein Lügner und thäte besser, wenn er seine Meinung für sich behielte.«

Sobald als ich die Stimme des Sprechers hörte; und ihn etwas genauer betrachtete, erkannte ich einen alten Bekannten in ihm.

Es war Edward Adkins, der erste Mate und spätere Capitain des Schiffes ›Lenore‹ – der Mann, welcher mich nach dem Tode des Capitain Hyland's fortgeschickt, der Mann, welcher mich des Undanks und des Diebstahls beschuldigt. Ja, es war Adkins, mein alter Feind.

Ich wußte, daß er eine Memme der verächtlichsten Art und ein eben so elender Renommist war. Was ich viele Jahre in meinem Dienst auf der ›Lenore‹ gesehen, hatte mich völlig davon überzeugt. Er war ein Tyrann der Schiffsmannschaft, während er in Capitain Hyland's Gegenwart sich kriechend benahm, und der Letztere mußte ihn oft davon zurückhalten, seine heimliche Heimtücke an seinen Untergebenen auszulassen. Es bedurfte nicht erst meiner letzten Begegnung, die ich mit ihm in Liverpool, in Mistreß Hyland's Haus gehabt, um mich in dem Glauben zu bestärken, daß Edward Adkins ein verächtlicher Feigling war.

Bei seiner Frage: »Was ist denn ein Mann werth, der seine Ehre nicht schützt?« ging ich auf ihn zu und sagte:

»Sie haben gar keine Ehre, die Sie schützen könnten, und auch keine zu verlieren. Sie sind ein feiger Schurke, Sie haben absichtlich Streit mit einem harmlosen Mann angefangen und Ihr Messer gegen ihn gezogen, während Sie doch wußten, daß er in seiner Trunkenheit hilflos war.«

»Hölle und Verdammniß! Reden Sie mit mir?« fragte Adkins, indem er sich heftig herumdrehte, während sein Gesicht vor Wuth dunkelroth ward.

Plötzlich aber veränderten sich seine Züge auf eine Weise, die mich erkennen ließ, daß er sich sonst wohin, und nur aus der Gegenwart des Mannes fortwünschte, den er eben in dieser kecken Weise angedet.

»Ja, ich rede mit Ihnen,« sagte ich, »und wünsche, daß Alle, die hier gegenwärtig sind, mir zuhören. Sie sind eine elende Memme und noch mehr. Sie haben einem harmlosen, unschuldigen Manne, der sich nicht selbst zu schützen vermochte, das Leben geraubt. Und Sie reden davon eine Beleidigung zu rächen, Ihre Ehre schützen zu wollen. – Eine schöne Ehre!«

Wären wir Beide allein gewesen, so hätte Adkins möglicher Weise es nicht für nöthig erachtet, mir zu antworten; aber wir befanden uns in Gegenwart von wohl fünfzig Menschen, gegen die er so eben damit geprahlt, wie er es dem Manne anstreichen würde, der ihn verleumdet hätte. Dieser Mann war ich.

»Nun!« rief ich, denn es trieb mich zu handeln, »hören Sie, was ich gesagt habe! Nicht wahr, Sie Alle hören es, meine Herren?«

Der Renommist war in die Enge getrieben.

»Meine Herren!« sagte er, indem er sich an die Menge wandte, die sich versammelt, »was soll ich thun? Gestern ward ich zu einer That getrieben, die ich jetzt bedaure, und hier ist wieder ein Mann, der mich auf dieselbe Weise zu einem Streit zwingt.

»Hören Sie auf meinen Rath,« sagte er und drehte sich nach mir herum, »verlassen Sie das Haus, ehe mein Blut in Wallung geräth.«

»Dazu ist nicht die geringste Gefahr vorhanden,« sagte ich, »Ihr Herz ist Ihnen in die Hosen gefallen. Wenn ich so betrunken wäre, daß ich mich nicht eben noch auf den Füßen erhalten könnte, so würden Sie ohne Zweifel den Muth haben, mich anzugreifen, allein jetzt haben Sie ihn nicht.«

Der größte Feigling der Welt kann zu einer Kundgebung seines Muthes getrieben werden, mag dieser nun erheuchelt sein oder nicht, und da Adkins einsah, daß er in Californien nicht länger Anspruch auf den Titel »*eines gefährlichen Mannes*« machen könnte, ohne Etwas zu thun, um denselben zu verdienen, so schrie er:

»Verdammt! Wenn Sie ein Mal wollen, so sollen Sie meinen Muth sehen!«

Während er diese Worte sprach, sah ich, wie er sich plötzlich bückte, indem er zugleich seinen Fuß in die Höhe schnellte. Ich errieth seine Absicht, nämlich sein Messer aus dem Stiefel zu ziehen. Während er aber das Bein noch in der Luft hielt, und ehe er das Messer noch recht fassen konnte, versetzte ich ihm einen Schlag, daß er zu Boden stürzte. Das Messer flog ihm aus der Hand, und ehe er wieder auf die Füße kommen konnte, stellte ich mich zwischen ihn und die Stelle, wo es lag.

Ich habe versäumt, dem Leser zu sagen, daß man mich nicht gut mehr den »*kleinen* rollenden Stein« nennen konnte, obgleich Stormy es bisweilen noch that. Jetzt, bei dieser meiner letzten Begegnung mit Adkins, war ich sechs Fuß groß und besaß einen kräftigen, geschmeidigen Körperbau.

Ich habe diese Begegnung mit dem Schurken meine letzte genannt, und sie war es auch. Ehe er mich noch ein zweites Mal angreifen konnte, zog ich mein Messer und warf es auf die Erde neben das seinige.

Ich that Dies, um zu zeigen, daß ich es verachtete, daraus Vortheil zu ziehen, daß mein Gegner nicht bewaffnet war, wie dieser feiger Weise mit dem armen Stormy Jack gethan. In diesem Augenblick dachte ich nicht an die Beleidigungen, die Adkins mir zugefügt; ich dachte nicht an meine Haft in einem gemeinen Gefängniß, oder an die Lügen, die er Mistreß Hyland von mir erzählt, oder an seine Versuche, Lenoren zu gewinnen. Ich dachte nur an den armen Stormy.

Wieder stürzte Adkins auf mich los, und wieder warf ich ihn zu Boden. Dieses Mal schien er liegen bleiben zu wollen, denn er hoffte wahrscheinlich, daß Einige seiner Freunde zwischen uns treten und den Kampf für beendet erklären würden. Ich stieß ihn aber so lange mit Füßen, bis er wieder aufstand und noch ein Mal auf mich eindrang.

Ich begegnete diesem dritten Angriff dadurch, daß ich Adkins in meinen Armen emporhob, bis er mit den Füßen hoch in die Luft ragte, und dann ließ ich ihn auf den Kopf niederstürzen. Von diesem Fall erstand er nicht wieder, er hatte das Genick gebrochen.

Ehe ich die Stube verließ, kam Jeder der Anwesenden auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte mir, ich hätte ein gutes Werk vollbracht.

ZWEITES KAPITEL. STORMY HAT ENDLICH FRIEDEN.

Als ich wieder zu Stormy kam, war sein Zustand schlimmer geworden, und ich sah, daß er nicht lange mehr leben konnte. Er litt nicht mehr so viel Schmerzen, als zu der Zeit, wo ich ihn verließ; aber es war deutlich zu sehen, daß seine Kräfte schnell abnahmen.

»Stormy,« sagte ich, »was wünscht Ihr, daß ich dem Manne thue, der Euch so weit gebracht?«

»Nichts,« erwiderte er; »er ist ein schlechter Mensch, aber laß ihn nur gehen. Versprich mir, daß Du ihn nicht Manieren lehren willst; laß es den Herrn da droben für uns thun.«

»Ja wohl, Kamerad,« sagte ich; »ich will Eure Wünsche erfüllen, denn jetzt kann ich dem Mann nicht mehr schaden. Er ist fort.«

»Das freut mich,« sagte der Sterbende, »denn Das beweist, daß er sich selbst im Unrecht glaubt. Durch seine Flucht werden die Andern Das auch wissen und nicht mehr sagen, daß mir recht geschehen sei.«

»Er ist aber nicht davongelaufen,« sagte ich, »er ist todt. Ich bin in das Haus gegangen, wo Ihr gestern mit ihm zusammentraft. Ich fand ihn, und ehe ich wieder herauskam, war er todt.«

Stormy's ausdrucksvolle Züge wurden von einem sonderbaren Glanz erhellt.

Es war deutlich zu sehen, daß er meine zweideutigen Worte vollkommen verstand, obgleich er weiter keine Bemerkung darüber machte, als die, daß er mich deßwegen

gebeten, Red Ned Nichts zu thun, weil er fürchtete, daß es mir selbst am Schlimmsten ergehen würde. Doch erkannte ich aus dem Ausdrucke seiner Züge, wie sehr er sich freute, daß ich es nicht dem ›Herrn da droben‹ überlassen, seinen Mörder ›Manieren zu lehren‹.

Ich wich nicht von dem Bett meines sterbenden Kameraden und erwartete schmerzerfüllt sein Ende. Ich brauchte nicht lange an seinem Lager zu wachen. Er starb zeitig am Nachmittag desselben Tages, an welchem sein Tod gerächt worden.

Es ward kein Leichenschaugericht weder über ihn, noch über seinen Mörder gehalten. Adkins wäre vielleicht vor Gericht gestellt worden, wenn nicht sein Urtheil ihn schon ereilt gehabt hätte. Da aber alle achtbaren Leute im Ort dieses Urtheil für ein gerechtes hielten, so that man weiter seine Schritte, sondern begrub die Leichen der beiden Männer, welche so als Opfer unglücklicher Leidenschaften gefallen waren.

Ich habe gesehen, wie viele Goldsucher nur in wollene Decken gehüllt, ohne jede Ceremonie begraben wurden, und zwar kaum zwei Stunden, nachdem ihre Seele sich vom Körper getrennt. Dies würde man ohne Zweifel auch mit Stormy gethan haben, wenn nicht in seiner letzten Stunde ein Freund bei ihm gewesen wäre, der ihn lange gekannt und ihn hoch verehrte.

Ich konnte nicht zugeben, daß seine sterbliche Hülle auf so rohe Weise bestattet würde. Ich ließ einen schönen Sarg machen, worein ich die Leiche legte, und den alten

Seemann auf die anständigste Weise beerdigen, die unter Goldsuchern in Californien möglich war.

Der arme Stormy! Oft werde ich, wenn ich seiner gedenke, daran erinnert, wie sehr das Schicksal eines Menschen von Verhältnissen beeinflußt werden kann.

Stormy Jack war von Natur ein Mann mit einem starken Geist. Er besaß Großmuth, Muth, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, kurz, alle Eigenschaften eines edlen Charakters. Aber sein Geist war völlig ungebildet geblieben, und die Verhältnisse hatten ihn zu einem Berufe gezwungen, wo seine guten Eigenschaften nur wenig verlangt und noch weniger geschätzt wurden. Wäre er dazu erzogen worden, eine höhere Stellung im Leben einzunehmen, so würde vielleicht die Geschichte seinen Namen, den ich selbst nicht kannte, der Nachwelt verkündet haben. In dem Maaße, wie die Natur freigebig gegen ihn gewesen, war das Glück ihm ungünstig, und er starb, wie er gelebt, als Stormy Jack, unbekannt und vernachlässigt von der Welt, der er hätte eine Zierde werden können.

Nachdem ich die traurige Pflicht seiner Bestattung erfüllt, erinnerte ich mich wieder des Raths, den er mir erteilt, als er mir sein Gold schenkte, nämlich zu Lenoren zurückzukehren.

Ich beschloß, einem Rath zu folgen, der so sehr mit meinen eigenen Wünschen übereinstimmte. Es war nicht

schwer, meinen Antheil an den Goldgruben weiter zu verkaufen, und nachdem ich es gethan, traf ich Anstalt, mit der Post zu reisen, welche den Verkehr zwischen Sonora und Stockton vermittelte.

Ehe ich Sonora verließ, besuchte ich die jungen Eheleute, denen man die Sorge für Leary's Kind anvertraut. Ich wollte nämlich gern wo möglich Etwas von ihnen über Leary's Benehmen in Australien hören.

Sie hatten mir zwar gesagt, daß sie dort nicht mit ihm bekannt gewesen wären, doch aber wollte ich sie noch Manches fragen, wodurch ich Etwas von meiner Mutter zu erfahren hoffte, und ob sie Leary nach den Colonieen gefolgt wäre.

Die Pflegeeltern des Kindes wohnten noch da, wo ich sie an dem Tage besucht hatte, an welchem der Mörder hingerichtet ward. Die Waise befand sich aber nicht mehr in ihrer Obhut. Sie hatten das Kind seinen Großeltern durch einen Kaufmann zugeschickt, welcher Californien vor einigen Wochen verlassen, um sich nach den Colonieen in Australien zu begeben.

Ogleich ich von den beiden jungen Leuten alle Auskunft erhielt, die sie mir überhaupt ertheilen konnten. so erfuhr ich doch nur wenig von Dem, was ich zu wissen wünschte, Sie hielten es für wahrscheinlich, daß ich in San Francisco mehr über den Gegenstand meiner Nachforschungen hören würde. Sie kannten einen Mann, Namens Wilson, welcher mit ihnen auf demselben Schiff von Sidney gekommen war, und der jetzt eine Schenke in San Francisco hatte. Sie glaubten nun, daß Wilson gut

mit Matthews bekannt gewesen wäre, denn diesen Namen hatte Leary in den Colonieen angenommen.

Dies war die geringe Auskunft, die ich von den Freunden der verstorbenen Mistreß Leary erhalten konnte, und mit dieser alleinigen Richtschnur begann ich meine Reise nach der Hauptstadt von Californien.

DRITTES KAPITEL. EINE BESCHWERLICHE FAHRT.

Die Post, in welcher ich von Sonora nach Stockton fuhr, war weiter Nichts, als ein großer, offener Wagen, den vier mexikanische Pferde zogen.

Früh um sechs Uhr fuhren wir fort, um eine Strecke von vierundachtzig Meilen zurückzulegen. Vor vier Uhr Nachmittags an demselben Tage mußte dies geschehen sein, damit wir zur rechten Zeit auf das Dampfschiff kämen, welches zu dieser Stunde von Stockton nach San Francisco fuhr.

Trotzdem daß der Weg, den wir fahren mußten, keine Straße, sondern nur ein abscheulicher Spurweg war, legten wir die vierundachtzig Meilen doch in der vorgeschriebenen Zeit zurück, denn die Post kam sogar zwanzig Minuten vor der Abfahrtszeit des Dampfers in Stockton an.

Trotz dieser Schnelligkeit der Reise gefiel mir dieselbe von Sonora an bis Stockton durchaus nicht. Es war mir die ganze Zeit, als ob mein Leben in der größten Gefahr schwebte, und da ich mich endlich auf dem Wege zu Lenore befand, so wünschte ich nicht durch das Umstürzen einer californischen Postkutsche, welche von vier

halb wilden, in der größten Eile dahinrasenden Pferden gezogen ward, getödtet zu werden.

Bisweilen jagten wir einen steilen Hügel hinunter, wo dann der Kutscher, um die Pferde von dem Wagen, den sie zogen, fern zu halten, auf seinem Sitz aufzustehen und ihnen völlig die Zügel schießen zu lassen pflegte.

Bei solchen Gelegenheiten konnte man oft mehrere Augenblicke lang kein Rad den Boden berühren sehen, und nicht selten sprang der Wagen eine Strecke weit, die seiner eigenen Länge entsprach, durch die Luft.

Wir waren so glücklich, Stockton zu erreichen, ohne daß weder die Räder des Wagens, noch die Knochen irgend eines der Passagiere gebrochen waren, was mir wie ein Wunder vorkam.

Ich ergötze mich nicht daran, Scenen zu schildern, die einen blutigen Charakter tragen; um aber dem Leser einen Begriff von dem Zustand der Gesellschaft in Californien zu der Zeit zu geben, von welcher ich schreibe, werde ich einen Vorfall erwähnen, welcher sich während meines Aufenthaltes von zwanzig Minuten in Stockton ereignete, wo ich auf die Abfahrt des Dampfers wartete.

Gerade als wir aus dem Postwagen herausstiegen, hörte man mehrere Pistolenschüsse nahe an dem Ort, wo der Wagen gehalten. Diese Schüsse waren im Spielzimmer eines gegenüberliegenden Wirthshauses abgefeuert worden, und mehrere Männer stürzten heraus, um wahrscheinlich der Gefahr zu entgehen, von einer zufälligen Kugel getroffen zu werden.

Sobald das Schießen aufgehört hatte, kehrten die Fliehenden zurück und gingen wieder in das Haus, wohin ihnen mehrere Müssiggänger folgten.

Ich ging über die Straße und mit in das Wirthshaus. Bei meinem Eintritt in das große Zimmer, in welchem die Schüsse abgefeuert worden waren, sah ich zwei Männer auf Tischen ausgestreckt liegen, während bei Jedem ein Chirurg stand, der ihre Wunden untersuchte.

Ich konnte sehen, daß Beide gefährlich, ja tödtlich verwundet waren, und doch verfluchte Einer den Andern entsetzlicher, als ich es je gehört!

Einer der Aerzte sagte zu dem Mann, den er verband:

»Reden Sie doch nicht in dieser frevelhaften Weise. Es wäre besser, wenn Sie Ihre Gedanken auf etwas Anderes richteten, denn Sie haben nur noch wenige Stunden zu leben.«

Weder diese Zurechtweisung, noch die damit verbundene unangenehme Mittheilung schienen aber die geringste Wirkung auf den Elenden hervorzubringen, an den sie gerichtet waren. Anstatt zu schweigen, fluchte und lästerte er weiter, und zwar so lange, als ich dableib.

Man erzählte mir, daß die beiden Männer sich um ein Pferd gestritten hätten, daß der Eine zuerst auf den Andern geschossen, so daß dieser augenblicklich zusammengestürzt sei, und daß der Letztere, während er am Boden gelegen, den Schuß erwidert und drei Kugeln auf seinen Gegner abgefeuert hatte.

Später hörte ich, daß die Schüsse für Beide verhängnißvoll geworden waren. Der Mann, welcher zuerst geschossen, starb noch dieselbe Nacht, und der Andere überlebte den blutigen Streit nur wenige Stunden länger.

Ich wünschte nicht noch länger unter den Zuschauern dieses tragischen Bildes zu verweilen, und war nur zu froh, entschlüpfen zu können, als ich die Schiffsglocke läuten hörte, welche die Passagiere an Bord rief.

Nach wenigen Minuten glitten wir den San Joaquin hinab und befanden uns nun auf dem Wege nach der goldenen Stadt.

Der San Joaquin ist ein Fluß mit vielen stark ausgeprägten Windungen. Es schien mir, als ob wir bei unserer Fahrt stromabwärts den Berg Diablo wenigstens sieben Mal passirten. Schiffe, an denen wir bereits vorübergekommen, konnten wir bald darauf vor uns segeln sehen, während die, welche, wie es schien, hinter uns kamen, nach wenigen Minuten uns in dem Fahrwasser des Stromes begegneten.

Ein Yankee, welcher sich zufällig an Bord befand, machte die charakteristische Bemerkung, daß, da der Fluß solche Windungen mache, ein Vogel nicht darüber fliegen könnte, weil er dann gewiß wieder auf der Seite ankommen würde, von welcher er fortgeflogen sei!

Doch wie krumm der San Joaquin auch war, so führte er uns doch nach Californiens Hauptstadt, die wir spät am Abend erreichten.

So ungeduldig war ich, die Nachrichten zu hören, wegen welcher ich nach San Francisco gereis't, daß ich augenblicklich nach meiner Ankunft das Gasthaus Mrs. Wilson's aufsuchte.

Es gelang mir, dasselbe zu finden, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit. Es war ein schmutziges Haus in einer schmutzigen Straße, der Versammlungsort der gemeinen Leute, welche in der Nachbarschaft wohnten, und hauptsächlich entlaufene Verbrecher und lüderliche Frauenzimmer aus Sidney waren. Es war genau eine Schenke, wie ich sie mir, als einem ehemaligen Gesellschafter Leary's gehörend, denken konnte.

Mr. Wilson war zu Hause. Ich ward sogleich zu ihm geführt, und nachdem ich mich ohne große Form vorgestellt, sagte ich ihm, weßwegen ich gekommen wäre.

Ich fragte ihn, ob ihm in Sidney das Glück zu Theil geworden wäre, mit einem Manne Namens Matthews bekannt zu sein.

»Matthews! Warten Sie ein Mal!« sagte er, indem er sich hinter den Ohren kratzte und that, als ob er in tiefes Nachdenken versänke. »Ich habe gewiß den Namen irgendwo gehört,« fuhr er fort, »und wenn Sie mir erzählen wollen, was Sie eigentlich wollen, so kann ich mich seiner vielleicht besser erinnern.«

Ich sah ein, daß ich nur dann Etwas von Mr. Wilson erfahren könnte, wenn ich auf seinen Vorschlag einging, was ich denn auch that. Ich erzählte ihm, daß ein Mann, Namens Matthews, vor wenigen Wochen am Stanislaus gehängt worden sei, weil er ein junges Mädchen

gemordet, mit der er von Australien entlaufen wäre, und daß ich Grund hätte, zu glauben, er habe noch eine Frau in Sidney zurückgelassen. Auch hätte ich gehört, daß er, Mr. Wilson, mit Matthews bekannt gewesen sei, und ich fragte ihn, ob er mir vielleicht sagen könne, ob dem so sei.

»Wenn es der Matthews war, den ich früher kannte,« sagte der Wirth, nachdem er meiner Erklärung zugehört, »so kann er weder Geld noch anderes Besitzthum zurückgelassen haben. Der besaß keinen rothen Heller.«

»Ich habe auch nicht gesagt, daß er Geld besessen hätte,« antwortete ich. »Deßwegen frage ich nicht nach ihm.«

»So!« sagte der Schenk-wirth, indem er sich stellte, als ob er erstaunt wäre. »Warum wollen Sie denn dann wissen, ob er noch eine Frau in Sidney hinterlassen hat?«

»Weil diese Frau, wenn sie noch lebt, meine Mutter ist.«

Diese Antwort war befriedigend, und nachdem Mr. Wilson dieselbe vernommen, ward er gesprächig. Er hatte nicht länger mehr Etwas dagegen, seine Bekanntschaft mit einem Manne zu bekennen, welcher gehängt worden, denn ich hatte ja nun gesagt, daß die Frau dieses Mannes meine Mutter sei. Er gestand daher offen und ohne weitere Umschweife, daß er genau bekannt mit einem Manne gewesen, welcher Matthews geheißsen und mit der Tochter eines Krämers aus Sidney entlaufen sei. Er glaubte, daß es derselbe sein müsse, den ich meinen Stiefvater nannte.

Wilson's Matthews war vor mehreren Jahren nach Sidney gekommen. Ungefähr ein Jahr nach seiner Ankunft folgte ihm seine Frau von Dublin aus, mit der er einige Wochen zusammengelebt, welche er aber dann wieder verlassen hatte.

Wilson hatte diese Frau gesehen, und nach der Beschreibung, die er mir von ihr gab, war nicht zu bezweifeln, daß dieselbe meine Mutter war.

Nachdem Matthews sie verlassen, hatte der Schenk-wirth nie wieder Etwas von ihr gehört, und eben so wenig konnte er mir sagen, ob sie Kinder mit in die Colonie gebracht habe, denn er hatte nie Etwas von ihren Kindern gehört.

Dies war Summa Summarium der Auskunft, die mir Mr. Wilson geben konnte.

So war meine Mutter also wirklich dem elenden Leary nach Australien gefolgt und hatte dort ohne Zweifel den Schurken wiedergefunden, der sie zu Grunde gerichtet.

Wo war sie wohl jetzt? Wo waren wohl ihre Kinder, mein Bruder William und meine kleine Schwester Martha, die ich früher so geliebt, und auf die ich so stolz gewesen?

»Ich muß erst nach Australien gehen,« dachte ich, »ehe ich nach England zurückkehre. So lange ich nicht meine Verwandten gefunden habe, bin ich nicht werth, vor Lenorens Angesicht zu treten!«

VIERTES KAPITEL. DER KAMERAD DES UNGEDULDIGEN
MANNES.

Da meine Rückkehr nach Liverpool und zu Lenoren jetzt auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben war, so eilte ich nicht so sehr, San Francisco zu verlassen. Ich wollte mir diese sonderbare Stadt, welche gleichsam in einem Tage erstanden war, näher besehen.

Die Bürger der californischen Hauptstadt, meistens junge, unternehmende Leute aller Nationen, waren zu dieser Zeit vielleicht die betriebsamsten Menschen, welche die Geschichte je gekannt, und man konnte in den Straßen San Francisco's in einer einzigen Woche mehr wirkliches und thätiges Leben sehen, als in einer andern Stadt in einem Monat oder vielleicht in einem Jahr.

Die schnelle Verwandlung des kleinen, ruhigen Seehafens in eine große Handelsstadt setzte sogar Die in Erstaunen, die ihrem Wachsthum zugesehen und eine Rolle bei ihrer Entwicklung gespielt hatten.

Die Hälfte der gegenwärtigen Stadt ist auf Boden erbaut, der früher ein Theil der Bucht war und tiefer liegt, als der Meeresspiegel. Wo jetzt prachtvolle Gebäude stehen, im Mittelpunkte der Stadt, pflegten ehemals Boote hin- und herzufahren!

Bei diesem Besuche in San Francisco sah ich schöne, massive Häuser stehen, wo noch vor einem Jahre wilde Büsche wuchsen, an deren Zweigen die Junggesellen des Ortes ihre Wäsche zu trocknen pflegten! Berge waren abgetragen, in die Bai geschüttet, und Hunderte von

Aeckern waren den Uebergriffen der See entrissen worden.

Dann war die Stadt auch zwei Mal innerhalb zweier Jahre niedergebrannt und wieder aufgebaut worden. Für diese ganze Arbeit hatte man Preise bezahlt, die im Verhältniß zu dem geringen Arbeitslohn in jedem anderen Lande außer Californien fabelhaft erscheinen müssen.

Zu dieser Zeit konnte man alle Vergnügungen, Sitten und Gewohnheiten fast aller Nationen der Welt in San Francisco beobachten. Es befand sich ein spanisches Theater hier, welches von Bewohnern von Chili, Peru und Mexiko besucht ward. Zur Belustigung dieser Leute hatte man auch eine ›Plaza de Toros‹, oder ein Amphitheater zu ihrem Lieblingszeitvertreib, den Stiergefechten, eingerichtet.

Wenn man diese Vergnügungsorte, oder die französischen oder italienischen Opernhäuser, oder einige der Salons besuchte, wo Deutsche zusammenkamen, um hier nach den Gewohnheiten ihres Vaterlandes zu leben, so glaubte man kaum sich innerhalb der Grenzen eines Landes zu befinden, dessen Bewohner eigentlich englisch sprechen sollten.

Ich besuchte alle die vorhin erwähnten Vergnügungsorte und noch viele andere, und zwar nicht allein um des Vergnügens willen, sondern um die verschiedenen Lebensphasen kennen zu lernen, welche sich den Beobachtungen darboten. Es war mir dabei, als ob ich in einem

einzigem Abend in Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, China und allen Staaten von ganz Nord- und Südamerika gewesen wäre.

Einige Tage lang wanderte ich durch die Straßen von San Francisco, ohne ein bekanntes Wesen zu treffen, welches ich früher gesehen. Ein Gefühl, als ob ich gar Niemanden in der Welt kennte, bemächtigte sich meiner, als ich eines Nachmittags von einem Manne angedredet ward, welcher ein mir bekanntes Gesicht hatte.

Es war Farrell, mit dem ich am Stanislaus in den Goldgräbereien bekannt geworden, der Gefährte des ungeduldrigen Mannes, der den Postmeister von Sonora so zu quälen pflegte, und der bei der Nachricht vom Tode seiner Frau so schnell nach Hause eilte.

»Kommen Sie mit,« rief Farrell; »ich muß Ihnen eine sonderbare Geschichte erzählen.«

Ich begleitete ihn nach dem »Barnumhaus«, wo er wohnte, und wo wir uns niedersetzten, um zu plaudern und etwas zu trinken.

»Sie hatten ganz Recht mit Ihren Worten über den Kerl, den Foster,« sagte er, sobald wir uns gesetzt hatten; »ein verrätherischerer, betrügerischerer Schurke als dieser hat nie californischen oder irgend einen anderen Boden betreten.«

»Da irren Sie sich,« erwiderte ich. »Ich habe ihn nie des Verraths oder Betrugs angeklagt.«

»Erinnern Sie sich noch unseres Gesprächs über ihn an dem Abend, ehe er nach Hause reis'te, und daß ich Ihnen sagte, er sei ein ehrlicher, offenherziger Mensch?«

»Ja, und ich erinnere mich auch, Ihnen gesagt zu haben, daß, wenn der von Ihnen angegebene Grund seine Begierde, Briefe zu bekommen, wahr wäre, er nicht so betrügerisch sein konnte, denn sonst würde er so anständig gewesen sein, die Ursache dieser Begierde selbst vor Ihnen zu verbergen.«

»Nie in meinem Leben habe ich mich mehr getäuscht, als in diesem Mann,« fuhr Farrell fort. »Wissen Sie, warum er so sehr wünschte, den Tod seiner Frau zu erfahren?«

»Sagten Sie nicht etwas von einer anderen Frau?«

»Ja wohl. Und wer denken Sie, wer diese andere Frau war?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wer sie gewesen sein könnte.«

»Dann will ich es Ihnen sagen. *Es war meine Frau!* Er wollte, daß seine Frau stürbe, damit er nach Hause gehen und mit meiner entlaufen könnte. Das ist Thatsache, *und er hat es auch gethan.* Von meiner Frau war stets der zweite Brief, den er zu erhalten pflegte. Ich habe eben einen Brief von meinem Bruder bekommen, worin er mir dies Alles mittheilt. Das ist doch interessant, nicht wahr?«

»Ja. Was wollen Sie denn nun thun?«

»Beide aufsuchen und umbringen!« sagte Farrell, indem er dabei mit den Zähnen knirschte.

»Das würde ich nicht thun. Glücklicher Mann, der eine Frau los wird, die gegen ihn auf solche Weise handelt. Sie müssen Ihrem redlichen Freund nur danken, daß er Sie von der Last, eine solche Frau zu haben, befreit hat.«

»Es liegt allerdings etwas Wahres in Ihren Worten,« erwiderte Farrell. »Ich will mich aber nicht anführen lassen. Er war so offen, daß ich mich wundere, daß er mir nicht auch gesagt hat, was er zu thun beabsichtigte, und wer fortwährend an ihn schrieb. Dann hätte ich vielleicht nichts dagegen gehabt, daß er mit ihr davonliefe. Gegen *Eins* aber würde ich ganz entschieden protestirt haben.«

»Und was wäre das gewesen?«

»Daß ich das Geld zu ihren Reisekosten, und zu ihrem Unterhalt hergäbe.«

»Haben Sie denn das gethan?«

»Ja. Als Foster den Stanislaus verließ, um sich nach seiner Heimath zu begeben, vertraute ich ihm mein ganzes Gold an, damit er es meiner kostbaren Frau geben möchte. Trotz seines offenen, harmlosen Wesens sagte er mir nicht, daß er meiner Frau dieses Gold verthun helfen wollte, und das ärgert mich am Meisten. Ich bin richtig angeführt worden. Bei jedem Dollar dieses Goldes, den sie für Essen oder Trinken ausgeben, werden sie den Narren auslachen, der es so verteufelt mühsam errungen. Das ist mir höchst ärgerlich, und ich möchte wissen, wer sich da nicht ärgerte. Nicht wahr, Sie würden sich auch ärgern?«

»Ja wohl. Wo aber hoffen Sie die Flüchtlinge zu finden?«

»Hier in dieser Stadt, in San Francisco.«

»Was! Diese Menschen werden doch nicht so einfältig sein und nach Californien gehen, so lange Sie da sind?«

»Das werden sie gerade thun,« erwiderte Farrell. »Sie werden denken, sich am Besten dadurch vor mir zu verbergen, daß sie die Staaten verlassen und hierher kommen, während ich, wie sie denken, in die Heimath zurückkehre. Sie erwarten, daß ich in dem Augenblicke, wo ich die Nachricht von ihrer Flucht erhalte, von dort abreise, und denken, daß, wenn sie hierher kommen, sie vor mir sicher sind, weil ich doch nicht wieder nach Californien zurückkommen würde. Aus diesem Grunde will ich gar nicht nach Hause, sondern hier bleiben, bis sie ankommen.«

Nachdem ich den Abend in Jarrell's Gesellschaft zugebracht, ermahnte ich den beleidigten Gatten, im Fall er seinem falschen Kameraden und Freund begegnete, nichts zu thun, was er später bereuete.

Dann schieden wir von einander, und ich sah ihn nicht wieder, ehe ich San Francisco verließ.

Ich blieb noch eine Woche in der Hauptstadt von Californien, und nachdem ich genug von ihren Geheimnissen und Gebrechen wahrgenommen, begann ich Vorbereitungen für meine Reise über den stillen Ocean zu treffen.

Ein sehr bedeutendes Bankhaus in London hatte in San Francisco eine Agentur errichtet, und durch diese schickte ich das ganze Gold, welches ich erworben, nach England. Nur einige wenige Unzen behielt ich zur Bestreitung meiner Reisekosten nach Australien zurück.

Es war nicht schwer, von San Francisco nach Australien Reisegelegenheit zu finden. Man hatte kürzlich Goldgruben in Neusüdwaless in Port Philip, wie Victoria damals hieß, entdeckt, und da viele Leute aus den Colonien wieder nach Australien zurückkehren wollten, so lagen viele Schiffe zur Abfahrt nach Sidney und Melbourne im Hafen von San Francisco bereit.

Keine Masse von Passagieren, bringt so viel ein, als die der Goldgräber, *welche von einem Goldlager zurückkehren*, und da die Capitaine und Schiffseigenthümer das recht wohl wissen, so wurde keine geringe Anzahl von Schiffen in dem Hafen von San Francisco segelfertig gemacht.

FÜNFTES KAPITEL. EIN UNTERSCHIED ZWISCHEN GOLDGRÄBERN.

Ich schiffte mich in der holländischen Brigg ›Ceres‹ nach Sidney ein und segelte Anfang Juni aus der Bai von San Francisco ab.

Wenn ich mich wieder auf einem holländischen Fahrzeug einschiffe, so geschieht dies sicherlich erst dann, nachdem ich die entsetzliche holländische Sprache gelernt habe. Von der ganzen Mannschaft der ›Ceres‹ verstand allein der erste Offizier englisch, und während meines Aufenthaltes auf der Brigg entdeckte ich mehr als einen guten Grund zu dem Entschluß, mich nie wieder auf einem Fahrzeug einzuschiffen, wo ich nicht die Sprache verstünde, in welcher man auf demselben kommandirte.

Die Mehrzahl der Passagiere waren ursprünglich aus den australischen Colonieen nach Californien gekommen, und kehrten jetzt, unzufrieden mit einem Lande, wo man sie nicht als gute Bürger betrachtete, in ihre Heimath zurück.

Die Schlimmsten unter ihnen hatten eine große Antipathie gegen Alles gefaßt, was amerikanisch war.

Man wird das leicht begreifen, wenn man die Thatsache in Erwägung zieht, daß viele der Bewohner der australischen Colonieen, welche nach Californien gingen, Leute von schlechtem Rufe waren. Allerdings gereicht es den Californiern zur Ehre, daß sie diese englischen Verbrecher, welche blos in der Absicht zu ihnen kamen, um zu stehlen und zu rauben, mit einer gewissen Strenge behandelten.

Damit will ich aber keineswegs gesagt haben, daß alle Goldsucher aus Australien zu dieser Kategorie gehört hätten. Ich bin mit vielen Anglo-Australiern hekannt geworden, welche von Allen geachtet wurden, die sie kannten.

Doch aber befanden sich ohne Zweifel zu Viele darunter, welche schlecht waren. Sie waren schlecht in ihrem Vaterlande gewesen, waren es in den Colonieen, in Californien, und werden schlecht bleiben, wohin sie auch gehen mögen. Sie verdienten mit Recht die Verachtung, mit welcher die Amerikaner auf sie herabblickten.

Ich achte die große Nation, der ich angehöre, zu hoch, als daß ich ihre Verbrecher gegen die Meinung der Californier über dieselben vertheidigen sollte.

Unter den Passagieren der ›Ceres‹ befanden sich vier Californier, welche ebenso ehrenwerthe, wie anständige junge Leute zu sein schienen; dennoch aber wurden sie von der Mehrzahl der Passagiere gründlich gehaßt, blos weil sie Californier und nicht englische Verbrecher aus den Colonieen waren.

Im Allgemeinen betrogen sich die Australier, wenn sie in Californien und nicht betrunken waren, wie andere Leute. Das kam jedoch nur von dem Zwang der Umstände und der Furcht vor der Strafe ihrer Missethaten her; denn kaum hatten wir das goldene Thor passirt, als sie ihre früheren, gemeinen Gewohnheiten bei'm Handeln und Sprechen wieder annahmen, und Keiner einen Satz sagen konnte, ohne dabei Bezug auf die circulirende Flüssigkeit des Körpers zu nehmen.

Anfang August kamen wir in Sicht von mehreren der zahlreichen Inselgruppen, mit denen der stille Ocean geschmückt ist.

Ungefähr um Mitternacht, während wir so langsam fuhren, daß wir nicht mehr als fünf Knoten in der Stunde zurücklegten, liefen wir gerade auf ein Felsenriff.

Jetzt entstand wilde Verwirrung, denn Jeder dachte, die Brigg würde sofort sinken. Bald aber vergewisserte man sich, daß sie auf einer Felsenspitze, die in die Balken eingedrungen war, fest saß, oder daran hing, und daß daher keine unmittelbare Gefahr des Sinkens vorhanden

sei. Glücklicherweise war das Wetter sehr schön, und die See vollkommen ruhig, denn sonst wäre die Brigg gewiß sehr bald in Stücke gegangen.

Wie gewöhnlich war das Langboot nicht in dem geeigneten Zustande, um in See gehen zu können, so daß nur noch eine kleine Schaluppe da war, welche zwölf Passagiere von den sechsundsiebenzig aufnehmen konnte, die sich außer der Schiffsmannschaft auf der Brigg befanden.

Ungefähr eine Meile von uns konnte man Land sehen, und wahrscheinlich war keine Wache an Bord ausgestellt gewesen, denn sonst hätte die Brigg nicht an das Felsenriff anrennen können.

Sobald die Ordnung wieder einigermaßen hergestellt war, und man sich unserer wirklichen Lage vergewissert hatte, begann die Mannschaft, von den Passagieren unterstützt, ein Floß zu bauen, auf welchem wir, sobald es fertig wäre, eine Landung versuchen wollten.

Bei Tagesanbruch konnten wir das Land besser betrachten, wogegen man es während der Dunkelheit nur undeutlich erkennen konnte. Es war eine kleine Insel, welche ungefähr drei Meilen im Umfang haben mochte, auf welcher Palmengruppen dicht an einander standen.

Als das Floß endlich fertig war, begann man zu landen.

Um neun Uhr waren Alle am Ufer, und dann versuchte man in die Bucht alle Vorräthe zu bringen, welche man von dem Wrack der Brigg retten konnte.

Die Männer, welche sich zuerst freiwillig dazu erboten, waren die verrufensten der Passagiere.

Sie wollten einfach um zu stehlen auf die Brigg zurückkehren. Diese Schurken erbrachen die Koffer ihrer Mitpassagiere und eigneten sich jede werthvolle Sache an, die sie unter ihren Kleidern verbergen konnten.

Als die Arbeit, die Vorräthe zu retten, wirklich begann, sah man, daß es nur noch wenig zu retten gab. Das ganze Brot, wie die meisten anderen Vorräthe waren vom Seewasser durchnäßt, und daher verdorben. Ein Faß mit Rindfleisch und eins mit Schweinefleisch war Alles, was man noch in genießbarem Zustand an das Land bringen konnte.

Ehe wir uns noch eine Stunde am Lande befanden, machten wir die unangenehme Entdeckung, daß auf der Insel kein süßes Wasser zu finden war.

Diese Nachricht brachte große Bestürzung hervor, und man begab sich wieder auf das Wrack, um zu sehen, ob nicht da noch Wasser zu finden wäre. Doch konnte man nur sehr wenig trinkbares Wasser an Bord der Brigg finden, da der größere Vorrath davon sich unten in dem Schiffsraum befand, und natürlich dort wegen des eingedrungenen Seewassers nicht zu erlangen war.

Einige Werkzeuge zum Goldsuchen und einige amerikanische Aexte hatten einen Theil der Schiffsladung ausgemacht. Jetzt holte man etliche und benutzte sie dazu, um Wasser zu suchen.

Mit Hacken und Schaufeln höhlten wir ein tiefes Loch im Mittelpunkt der Insel aus, welches zu unser Aller Freude sich auch bald mit der erwünschten Flüssigkeit füllte.

Unsere Freude war jedoch von kurzer Dauer. Wir kosteten das Wasser, und es war so salzig, wie die Wellen des Oceans. Es war Seewasser, welches mit der Fluth kam und ging.

Am nächsten Morgen ward der Capitain mit sechs Männern in der Schaluppe abgeschickt, denn wir hofften, er werde ein Schiff erreichen, welches uns aufnehmen könnte, oder an eine bewohnte Insel kommen, wo man Mittel zu unserer Rettung finden würde.

Der Capitain und seine Leute nahmen beinahe alles Wasser, welches noch vorhanden war, mit sich und ließen über siebenzig Menschen zurück, die auf das alleinige Ersatzmittel des Wassers, welches hier zu finden war, nämlich auf die Kokosmilch angewiesen waren.

In einem offenen Boote mit nur wenig Wasser und etwas gesalzenem Rindfleisch auf dem Meere zu fahren, war kein sehr ergötzliches Unternehmen; der Capitain und seine Leute schienen aber sehr erfreut zu sein, wenigstens von der Insel fortzukommen, wenn auch unter solchen Umständen. Sie zogen ihre Aussichten den unsern vor.

Obgleich die Insel klein war, so wuchsen doch so viele Früchte auf derselben, daß wir viele Wochen hätten davon leben können. Die einzige Besorgniß erfüllte uns in Bezug auf die verworfenen Strolche, aus welchen eine große Minderzahl der Passagiere bestand.

Nach dem Schiffbruch bildeten sich diese Menschen ein, daß sie sich von nun an keinerlei Zwang anzuthun brauchten. Das einzige Gefeg, welches sie anzuerkennen

geneigt schienen, war das der Gewalt, und sie waren zahlreich genug, um Grund zur Besorgniß zu geben, im Fall sie sich zu irgend einer schlechten Absicht vereinigten.

Die alten Verbrecher hegten natürlich Sympathie für einander und halfen sich, während die ehrlich gesinnten Passagiere in Bezug auf eine Zusammenrottung zu wenig Besorgniß hegten.

Die Folge davon war die, daß der Zustand der Dinge, bald in gefährliche Zuchtlosigkeit ausartete, und mit jeder Stunde ward es deutlicher, daß Die, welche leben wollten, ohne Andere zu belästigen, oder selbst belästigt zu werden, zusammen ein Bündniß gegen die Schurken schließen mußten, welche außerdem die ganze Gemeinde in's Verderben stürzen konnten.

SECHSTES KAPITEL. EINSETZUNG EINER REGIERUNG.

Die Besseren unter den Schiffbrüchigen waren nun überzeugt, daß ein Regierungssystem, und zwar ein strenges, nothwendig sei. Einige, welche die Autorität der Offiziere der Brigg, während sie sich an Bord derselben befanden, anerkannt hatten, wollten ihnen dieselbe nicht mehr einräumen, und doch war eine Autorität irgend welcher Art zu unserem Heil erforderlich.

Wir hatten viel zu thun. Das Boot war nicht da, weil der Capitain mit seinen Leuten Beistand suchte. Es konnte mit ihnen und dem Capitain verloren sein. Sogar wenn es den Leuten gelang, ein bewohntes Land zu erreichen, kamen sie doch vielleicht nie wieder zu uns zurück. Es

war nicht weise, auf diese Aussicht der Erlösung zu vertrauen. Wir mußten selbst etwas für uns thun.

Man hätte aus dem Material des Wracks ein neues Schiff bauen können; aber um dies zu thun, mußten wir erst ein Regierungssystem unter uns einführen und uns dessen Autorität unterwerfen.

Es war aber auch noch ein anderer und stärkerer Grund zu dem Wunsche vorhanden, daß eine herrschende Gewalt gegründet würde. Die Kokosnüsse wuchsen nämlich so hoch an den Bäumen, daß sie für einen Hungrigen und Durstigen ziemlich unbequem zu erreichen waren und man sie viel schneller und einfacher dadurch erlangen konnte, daß man die Bäume fällte. Da wir mit Aexten wohlversehen waren, die mir vom Wrack geholt hatten, so konnten die, welche Lust hatten, die Bäume sehr leicht fällen, und noch ehe wir drei Tage am Ufer waren, hatte man viele dieser Bäume unbarmherzig dem Boden gleich gemacht.

Wenn man aber in Betracht zog, daß wir vielleicht Wochen, ja sogar Monate auf der Insel zubringen müßten, und daß unser einziges Ersatzmittel des Wassers die Milch der Kokosnüsse war, so war deutlich einzusehen, daß man die Bäume nicht zerstören durfte.

Endlich ward eine allgemeine Versammlung gehalten, und man wählte ein Comite von fünf Personen, welche Bestimmungen treffen sollten, denen wir uns Alle unterwerfen wollten.

Am nächsten Tag begann man eine gewisse Ordnung einzuführen. Wir theilten uns in drei Parteien, deren jeder bestimmte Pflichten zugetheilt wurden.

Der einen Partei ward die Zimmermannsarbeit anvertraut. Sie sollte das Wrack auseinandernehmen und aus den Trümmern desselben ein neues Schiff bauen. Zu dieser Partei gehörte die Hälfte der kräftigen Männer auf der Insel und stand unter dem ersten Offizier der Brigg, wie auch unter dem Schiffszimmermann, der sie in ihren neuen Arbeiten unterweisen sollte.

Eine andere Partei mußte auf den Fischfang gehen, unter welchem Beruf man auch das Sammeln solcher Muscheln verstand, die man am Strande finden könnte.

Die dritte Partei, zu welcher hauptsächlich die Schwächlichen gehörten, mußte die Küche besorgen und andere leichte Dienste verrichten, während einige junge Männer, die äußerst gewandt die Kokosbäume zu erklettern verstanden, hauptsächlich das Amt hatten, Nüsse zu holen.

Eine Hauptbestimmung in unserem Gesetzbuch war die, wonach ›Jeder, der einen Kokosbaum fällen, oder so beschädigen würde, daß derselbe einginge, nach Ueberführung von der That erschossen werden sollte.‹

Die Strafe mag vielleicht nicht im Verhältniß zur That stehend erscheinen; aber wenn man bedenkt, daß unsere Existenz vielleicht von der Erhaltung dieser kostbaren Bäume abhing, so wird man zugeben, daß das Verbrechen kein geringes war.

Die Mehrzahl Derer, welche dieses Gesetz billigten, meinten das auch ernstlich, und ich glaube, daß Der, welcher dagegen gehandelt, die Todesstrafe wirklich hätte erleiden müssen.

Einige der alten Verbrecher waren sehr gegen diese Einrichtungen, aber sie wurden gezwungen, sich denselben zu unterwerfen und danach zu handeln.

Diese Männer waren bei unserer Ankunft auf der Insel die Herren derselben und schienen zu glauben, sie hätten ein Recht, sich anzueignen, was ihnen gefiele, ohne auf das allgemeine Beste Rücksicht zu nehmen.

Zweien dieser ›Sidneyvögel‹, welche noch ein Wenig schlimmer als ihre Genossen waren, sagte man noch besonders, daß sie, wenn sie sich bei der Uebertretung der von uns aufgestellten Gesetze ertappen ließen, keine Gnade zu hoffen hätten.

Ein Mann von Einfluß unter den achtbaren Passagieren hatte entdeckt, daß einer dieser Schufte mehrere Dinge besaß, die ihm an Bord der Brigg aus seinem Koffer genommen worden. Er erzwang aber nicht nur eine schnelle Rückgabe der entwendeten Gegenstände, sondern versprach in Zukunft eine Gelegenheit abzapassen, bei welcher er den Dieb dahin schicken würde, wo er nicht wieder in Gefahr käme, zu stehlen. Diese Drohung wirkte, und eine Zeit lang störte nichts den Frieden der kleinen Gemeinde.

Drei Wochen vergingen, während welcher der Bau des Schiffes so gut von Statten ging, wie man es nur erwarten konnte. Man hatte das Wrack auseinander genommen, es

an das Ufer schwimmen lassen, und mit den Trümmern schon einen leidlichen Anfang zum Bau eines neuen Fahrzeuges gemacht.

Jetzt aber begann man ernstlich zu befürchten, daß Viele von uns an Wassermangel sterben müßten. Die Kokosnüsse wurden von Tag zu Tag weniger, denn sie wuchsen nicht wieder so schnell, als man sie verzehrte, und eine strenge Untersuchung ward unter allen Passagieren vorgenommen, damit Keiner mehr als den ihm zukommenden Antheil hätte.

Dieses Amt war sehr beschwerlich, da es von den ehrlichen und achtbaren Männern verrichtet werden mußte, welche bei Weitem die kleinere Anzahl unter uns bildeten.

Zu unserer großen Freude fiel eines Nachts ein leichter Regen.

Es regnete nur sehr wenig, denn es war ein bloßer Schauer, und wir hatten große Mühe, das Wasser zu fangen. Alle Hemden, die es gab, reine wie schmutzige, wie sie eben waren, wurden auf dem Hafen ausgebreitet, und nachdem sie vom Regen durchnäßt worden, in Gefäße ausgerungen.

Wir machten alle Anstrengungen, so viel Wasser wie möglich zu fangen, und nicht ohne Erfolg, denn wir sammelten eine hinreichende Menge, so daß wir der Furcht vor Mangel auf einige Tage überhoben waren.

Einige der Männer fühlten den Mangel an Taback schmerzlich. Nur die, welche ursprünglich bei der Räumung des Wracks geholfen, besaßen diesen kostbaren Artikel, da sie sich ungenirt davon genommen, während sie Vorräthe vom Schiffe an's Land brachten. Mehrere dieser Spitzbuben waren nun so gütig, einen Theil ihres gestohlenen Tabacks zu verkaufen, und kleine Stangen, welche ungefähr ein Viertelpfund wogen, wurden gern mit zehn Dollars bezahlt.

Ein Mann, welcher sein Geld für zwei dieser Stangen bezahlte, bemerkte dabei:

»Ich kaufe diesen Taback bereits zum zweiten Male, obgleich der Preis seit dem ersten Male recht hübsch gestiegen ist. Ich kenne diese Stangen recht gut, denn sie sind mir aus meinem eignen Koffer gestohlen worden.«

Der Mann, welcher diesen Taback verkaufte, schien sich sehr über diese Worte zu belustigen und nicht wenig geschmeichelt zu fühlen. Er war stolz bei dem Gedanken, daß der Käufer ihn für keinen Dummkopf hielt.

Nach und nach gelangten Alle zu der Ueberzeugung, daß es von unserem eigenen Fahrzeug abhinge, ob wir die Insel verlassen könnten. Es war dies keine angenehme Aussicht, denn wir wußten, daß wir mit nur wenig Proviant und noch weniger Wasser in See gehen müßten. Es war gleich von Anfang an sehr zweifelhaft gewesen, ob der Capitain je zu uns zurückkehren würde.

Einige waren der Meinung, daß er das gar nicht könnte, selbst wenn er wollte, da er doch nicht die Lage der Insel wüßte, auf welche wir geschleudert worden, und

also auch keine Anweisung zur Auffindung derselben geben könnte, im Fall er auch so glücklich sein sollte, einem Schiffe zu begegnen.

Es lagen viele Wahrscheinlichkeiten zu Gunsten dieser Ansicht vor, und die Passagiere, welche dieselben theilten, zögerten nicht, damit hervorzutreten.

Wenn er wüßte, wo die Insel läge, sagten sie, warum wäre denn dann die Brigg in einer ruhigen, klaren Nacht darauf festgefahren?

Allerdings gab es auf diese Frage eine nur sehr entmuthigende Antwort.

Zu Ende der fünften Woche war unser neues Schiff ziemlich vollendet, und wir begannen fleißig Schellfische, Kokosnüsse und andere Nahrungsmittel zu sammeln, welche als Mundvorräthe bei unserer beabsichtigten Reise dienen sollten.

Das Schiff, welches wir erbaut, war zwar nicht sehr schön, aber ich zweifle nicht, daß es dem Zwecke entsprochen haben würde, zu welchem wir es bestimmt.

Doch brauchten wir zum guten Glück seine Eigenschaften nicht zu probiren, denn eben als wir es vom Stapel lassen wollten, sahen wir ein Schiff auf die Insel zusteuern.

Ehe es vor Anker ging, sah man, daß ein Boot an's Land gerudert ward, und bald darauf hatten wir die Freude, in das heitere, ehrliche Gesicht des alten holländischen Capitains zu blicken.

Er hatte uns nicht in unserer Noth verlassen, wie Einzige vermuthet hatten, und daß er die Lage der Insel kannte, bewies er dadurch, daß er das Schiff hergeführt.

Als er fortging, hatte er keinen einzigen Freund unter den Passagieren der ›Ceres‹, und nicht Einer sprach ein günstiges Wort für ihn. Jetzt aber ward er, sobald er den Fuß auf die Insel gesetzt, mit dreimaligem Hurrahruf empfangen, und die Menge, die in umgab, stritt sich darum, wer wohl der Erste wäre, der ihm seine Dankbarkeit durch einen Händedruck bewiese.

SIEBENTES KAPITEL. EINE HUNGRIGE FAHRT.

Das Schiff, welches zu unserer Erlösung kam, war ein Wallfischfahrer aus New-England, welcher hier herumgekreuzt war, um auf Pottfische Jagd zu machen. Der Capitain erbot sich, für sechshundert Dollars uns Alle nach Neuseeland zu befördern.

Diese Forderung war durchaus nicht zu hoch, sondern eine sehr mäßige, wenn man die Mühe und Kosten bedachte, da er bereits ziemlich viel Zeit durch seine Fahrt nach der Insel verloren.

Auch dauerte die Reise nach Neuseeland mehrere Wochen, während welcher Zeit wir keine geringe Menge seiner Vorräthe verzehren mußten.

Obgleich aber der Yankee capitain keineswegs viel forderte, so war es doch mehr, als der Holländer bezahlen konnte, denn er hatte das Geld ein Mal nicht.

Jetzt wurden die Passagiere aufgefordert, die Summe zusammenzuschießen, aber dagegen sträubten sich die

Meisten. Sie sagten, sie hätten die Ueberfahrt bereits bezahlt, und wollten es nicht noch ein Mal thun.

Hierauf machte der Capitain des Wallfischfahrers einen sehr vernünftigen Vorschlag. Er sagte, wenn Gründe zu dem Glauben vorhanden wären, daß man das Geld wirklich nicht zusammenbringen könnte, so müßte er uns so mitnehmen, denn er könnte doch nicht so viele Menschen auf einer so kleinen Insel zurücklassen, wo sie aus Mangel an Wasser und Nahrung umkommen müßten. Da wir aber nicht behaupten könnten, ganz mittellos zu sein, so wäre es unsere eigene Schuld, wenn er ohne uns wieder fort führe, was er gewiß thun würde, wenn man das Ueberfahrtsgeld nicht bezahlen wollte. Dann sagte er uns auch, daß wir viele Unannehmlichkeiten auf seinem Schiffe zu ertragen haben würden, weil es kein Passagierschiff sei, auch wäre es nicht mit Vorräthen für so Viele versehen.

Es war deutlich, daß man die sechshundert Dollars auf irgend eine Weise zusammenbringen mußte, und man traf sofort Anstalt, sie zu sammeln.

Viele der Passagiere erklärten, sie hätten kein Geld. Einige sagten die Wahrheit, aber die Schwierigkeit lag darin, zu ermitteln, wer Dies that, und wer nicht.

Unter Anderen, die feierlich erklärten, daß sie kein Geld besäßen, befand sich auch der Schurke, welcher Taback verkauft hatte, und zwar zu vierzig Dollars das Pfund. Dies theilte uns der Mann mit, welcher seinen Taback noch ein Mal, und zwar so theuer hatte kaufen müssen.

Diesem Burschen sagte man sehr entschieden, daß er, wenn er nicht seinen Theil an dem Ueberfahrtsgelde bezahlen wollte, auf der Insel zurückgelassen werden würde.

Diese Drohung äußerte die gewünschte Wirkung. Der Widerspenstige brachte das verlangte Geld sehr rasch zum Vorschein, und nach vielem Streit wurde endlich die Summe von sechshundert Dollars zusammengebracht.

Am nächsten Tage wurden wir an Bord des Wallfischfahrers aufgenommen, und segelten in gerader Richtung von der Insel nach dem Hafen von Auckland.

Nie habe ich eine unangenehmere Reise gemacht, als auf diesem Wallfischfahrer, und zwar war die Fahrt aus verschiedenen Gründen unangenehm.

Erstens befanden sich alle Passagiere in übler Laune und hatten daher nicht Lust, höflich oder gesellig zu sein. Die Goldsucher waren mehrere Wochen auf ihrer Reise nach einem Lande aufgehalten worden, welches sie in möglichst kurzer Zeit zu erreichen wünschten, und jetzt sollten sie in Auckland, anstatt in Sidney landen. Sie mußten also eine zweite Reise machen, ehe sie die Goldfelder Australiens erreichen konnten, von denen sie so viel Anziehendes gehört.

Nicht ein Mal ein Lüftchen begünstigte unsere Fahrt. Im Gegentheile hatten wir stets widrigen Wind, und das Schiff mußte ungefähr dreihundert Meilen segeln, während es nur fünfzig Meilen in der eigentlichen Richtung zurücklegte.

Ueberdies war der Wallfischfahrer ein ziemlich altes Schiff, welches wohl seinem Zwecke ganz gut entsprechen mochte, aber sich wenig für ungeduldige Passagiere eignete, die auf dem Wege zu einem neuen Goldfeld waren.

Das Schiff ward so viel wie möglich in den Wind gehalten, doch ging es so schräg, daß es sich nur seitwärts bewegte.

Es waren weder bequeme Schlafstellen da, noch konnten wir die wenige Speise auf bequeme Weise genießen, sondern waren gezwungen, uns im buchstäblichsten Sinne des Wortes zu behelfen, wie es ging.

Zu der Zeit, wo wir Auckland eigentlich erreicht haben sollten, hatten wir noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, und doch war sowohl das Wasser, wie der Proviant beinahe aufgezehrt.

Siebenzig bis achtzig hungrige und durstige Menschen hatten, außer der ursprünglichen Mannschaft des Wallfischfahrers, eine größere Vernichtung unter den Vorräthen angerichtet, als der Capitain berechnet, und schon in der dritten Woche nach unserer Abfahrt von der Insel bekam Jeder täglich nur noch ein Quart Wasser. Fleisch gab es schon lange nicht mehr, und einfache, wenn auch nicht sehr süße Zwiebäcke machten unsere Nahrung aus. Auch Reis konnten wir bekommen; da er jedoch ohne jede Zuthat bereitet war, so war er noch unschmackhafter, als der Zwieback.

Wir fanden diese Beköstigung sehr kärglich und beklagten uns auch darüber, ohne daß wir jedoch viel

Grund dazu gehabt hätten. Wir konnten nur unser Schicksal oder den Zufall tadeln, was auch der Capitain des Walfischfahrers stets zu sagen pflegte.

»Ich habe Euch gleich gesagt,« sagte er, »daß Ihr Euch auf eine harte Zeit gefaßt machen müßtet. Ich habe es Euch nicht angeboten, in meinem Schiff überzufahren, und somit habt Ihr aus keinen Grund, Euch zu beklagen. Ich thue mein Bestes für Euch. Ihre murrst, daß Ihr Reis essen müßt, und doch leben Millionen Menschen Jahre lang bei schwerer Arbeit davon. Ihr braucht nur wenige Tage davon zu leben, und habt Nichts dabei zu thun. Doch hoffe ich, um Euret-, wie um meinetwillen, daß dieses Leben nicht lange mehr dauern wird.«

Eben gerade weil die Murrenden *Nichts* zu thun hatten, beklagten sie sich so laut.

Um vielen der Passagiere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß Die, welche am Meisten klagten, gerade Die waren, welche nicht bezahlt hatten, um dem Capitain seine Dienste zu vergüten. Sie waren die Elendesten unter Allen, und ohne auf die Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, in denen wir lebten, machten sie es sich zur Aufgabe, Alles auf dem Walfischfahrer zu tadeln. Ich glaube, sie thaten es aus dem einfachen Grunde, weil es ein amerikanisches Schiff war.

Glücklicher Weise erreichten wir endlich Auckland, wenn auch keinen Tag zu früh, denn als wir Land erblickten, war die Geduld der Passagiere mit einander, wie auch mit dem Capitain, beinahe erschöpft. Wären wir nur wenige Stunden länger zur See gewesen, so hätten

sonderbare Scenen an Bord des Wallfischfahrers sich zutragen können, die zu beschreiben Niemand am Leben geblieben sein würde.

Ohne Zweifel sah uns der Yankeecapitain mit großer Befriedigung von seinem Schiffe gehen, obgleich er gewiß nicht ganz allein von diesem Gefühl beherrscht ward, denn alle seine Passagiere hatten gleichen Theil daran.

Ich habe nur sehr wenig von Auckland, oder vielmehr von seiner Umgebung gesehen, dieses Wenige aber gab mir eine sehr günstige Meinung von den natürlichen Hilfsquellen und Eigenschaften des Landes, und ich glaube, daß diese Colonie eine gute Heimath für englische Auswanderer ist.

Da ich für meine Person aber ein ›rollender Stein‹ war, so betrachtete ich das Land nicht mit den Augen eines Ansiedlers, und könnte daher vielleicht gegen die Colonie selbst, wie auch gegen Auswanderungslustige ungerrecht sein, wenn ich viel darüber sagen wollte.

Von kürzlichen Erfahrungen geleitet, kann ich wenigstens Eins zu Gunsten Neuseelands als Colonie anführen, welches dieselbe meiner Meinung nach über alle anderen Colonieen erhebt, nämlich, daß man sich *dort eine von London entferntere Heimath* gründen kann, als in jeder anderen Colonie, die ich kenne.

Um von Auckland in eine andere Gegend Australiens zu gelangen, mußte man weitere sechs Pfund Sterling zahlen.

Den Goldsuchern kam Das sehr sauer an, sie sagten, sie hätten doch schon zwei Mal die Ueberfahrt bezahlt; sie mußten sich jedoch in die Umstände fügen.

Was mich betrifft, so begab ich mich, nachdem ich mich einige Tage in Auckland aufgehalten, an Bord eines kleinen Schiffes, welches nach Sidney segelte, und wir erreichten diesen Hafen nach einer kurzen, angenehmen Fahrt von neun Tagen.

Es hatte gerade fünf Monate gedauert, ehe ich von San Francisco nach Sidney kam, während ich unter gewöhnlichen Umständen nicht länger als fünfzig Tage zu reisen gebraucht hätte!

ACHTES KAPITEL. DIE BESCHÜTZER DES VERWAIS'TEN.

So hatte ich denn endlich den Ort erreicht, wo ich höchst wahrscheinlich eine so lange verlorene Mutter wiedersehen sollte.

In wenigen Tagen konnte ich glücklich, und wieder bei meinen Verwandten sein. Dann konnten wir uns auf den Weg nach Liverpool begeben, wo ich Lenore wieder sehen sollte.

Ich empfand eine seltsame Freude in der Erwartung eines Wiedersehens mit meiner Mutter und meiner Schwester. Wahrscheinlich kannten sie mich nicht wieder, denn ich war ja noch ein Knabe, als ich mich von ihnen in Dublin trennte. Sie würden kaum glauben, daß der zarte, blonde, lockige, kleine ›rollende Stein‹ sich in einen großen, bärtigen Mann verwandelt haben konnte, dessen Stirn in den Stürmen der Südsee und den heißen,

tropischen Strahlen einer californischen Sonne gebräunt worden.

Ehe ich San Francisco verlassen, hatte ich mir die Adresse der Großeltern von Leary's Kind zu verschaffen gewußt, wie auch die Adresse mehrerer anderer Leute in Sidney, welche wahrscheinlich Leary gekannt, als er dort wohnte.

Ich hoffte wenigstens von einer dieser Personen solche Auskunft zu erhalten, daß sie mir bei der Auffindung meiner Verwandten nützen würde.

Mr. Davis, der Vater des unglücklichen Mädchens, welches mit Leary entlaufen, war ein ehrenwerther Colonialwaarenhändler.

Da es nicht schwer sein konnte, seinen Laden zu finden, so beschloß ich, diesem Mann meinen ersten Besuch zu machen.

Trotz meines Hasses gegen Leary fühlte ich doch eine gewisse Theilnahme für das Kind, das er zur Waise gemacht. Ich wollte mich vergewissern, ob es seinen Großeltern wohlbehalten übergeben worden, und ob diese auch das Gold, welches die californischen Goldsucher so freigebig zu seiner Unterstützung beigetragen, richtig bekommen hätten.

Den Tag nach meiner Ankunft in Sidney besuchte ich Mr. Davis.

Ich fand seinen Laden ohne Schwierigkeit, und ihn in demselben. Es war ein Mann mit ehrlichem Gesicht und mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein.

Sein Geschäft schien äußerst gut zu gehen, denn das Etablissement war sehr groß, und allem Anschein nach mit allen Vorräthen reich versehen, welche in einem derartigen Detailgeschäft nöthig sind.

Hinter dem Ladentisch standen außer Mr. Davis selbst noch zwei junge Männer. Als ich eintrat, bediente Mr. Davis eben eine Kunde.

Als ich dem alten Herrn sagte, daß ich, wenn er nicht zu sehr beschäftigt wäre, gern einige Worte mit ihm sprechen möchte, überwies er die Kunde seinem Commis und führte mich in ein Wohnzimmer, welches an den Laden stieß.

Nachdem ich auf seinen Wunsch Platz genommen, sagte ich ihm, daß ich eben von Californien, wo ich von ihm gehört hätte, gekommen wäre und ihn besuchte, um mit ihm über eine mir sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen. Ich fügte hinzu, daß die Mittheilung, die ich ihm zu machen hätte, allerdings unangenehme Erinnerungen in ihm erwecken würde, aber daß ich ihm lieber die Mittheilung machen und mich seinem Mißfallen aussetzen, als gar nicht mit ihm sprechen wollte.

Hierauf fragte mich Mr. Davis höflich nach meinem Begehre, obgleich ich aus dem Ton seiner Stimme hören konnte, daß er die Wahrheit bereits vermuthete.

»Wenn ich mich nicht irre,« sagte ich, »so haben Sie ein Kind bei sich, welches man Ihnen aus Californien hergebracht?«

»Ja,« erwiderte er, »man hat uns vor ungefähr vier Monaten ein Kind von dort gebracht. Man sagte, es sei mein

Enkel, und als solchen habe ich den Knaben auch angenommen.«

»Und haben Sie auch eine Summe empfangen, welche man Ihnen für das Kind anvertrauen wollte?« fragte ich

»Ja, und ich betrachtete Dies als einen Beweis dafür, daß das Kind wirklich mein Enkel wäre.«

Auf diese scharfsinnige Bemerkung des Krämers erzählte ich ihm ausführlich, warum ich nach Sidney gekommen wäre, und daß ich ihn besucht hätte, um wöglich von ihm Etwas über meine Mutter zu erfahren.

»Sie hätten auch nirgends als hier bessere Auskunft erhalten können,« sagte er, »denn eine Frau, Namens Mistreß Leary, welche die Frau des Mannes zu sein behauptet, den man hier unter den Namen Matthews gekannt, besucht uns fast täglich. Wenn dieselbe Ihre Mutter ist, so wird es Ihnen nicht schwer werden, dieselbe zu finden. Sie ist Schneiderin, und meine Frau kann Ihnen sagen, wo sie wohnt.«

So war denn meine Aufgabe eine viel leichtere, als ich erwartet hatte, und ich verlangte weiter Nichts, als im Besitz der Adresse zu sein und meine langverlorene Mutter zu umarmen.

»Handeln Sie nicht zu schnell,« sagte der vorsichtige Mr. Davis. »Warten Sie noch, bis Sie etwas mehr erfahren haben. Erlauben Sie, daß ich Sie erst Mehreres frage. Wissen Sie, welchen Tod Matthews gestorben ist?«

»Ja, denn ich habe ihn sterben sehen.«

»Dann wissen Sie wohl auch, warum er zum Tode verurtheilt ward?«

»Ja wohl,« erwiderte ich. »Und Sie –«

»Ich auch – ach, nur zu gewiß!« sagte Mer. Davis betrübt. »Bleiben Sie noch!« fuhr er fort, »ich habe Ihnen noch viel zu sagen, ehe sie zu der Frau gehen, die sich Matthews' Gattin nennt, und die Sie für ihre Mutter halten. Sie weiß nicht, daß Matthews todt ist. Ich wollte nicht überall bekannt werden lassen, daß meine Tochter ermordet, und daß der Mann, mit dem sie entlaufen, für diese That gehängt worden. Alle Leute hier denken, meine Tochter sei eines natürlichen Todes gestorben, und Matthews habe das Kind uns bloß geschickt, damit wir es an seiner Stelle erziehen sollten. Die Frau, die Sie für Ihre Mutter halten, glaubt Dasselbe, wie auch, daß Matthews noch lebe und bald zurückkehren werde. Sie scheint ihn mehr als ihr Leben zu lieben. Ich habe Ihnen das Alles mitgetheilt, damit Sie wissen, wie Sie zu handeln haben. Sie kommt oft zu uns, um das Kind zu sehen, weil ihr Gatte sein Vater gewesen ist. Sie ist eine seltsame Frau, denn sie scheint den kleinen Jungen wie ein eigenes Kind zu lieben, und ich zweifle nicht, daß sie nicht gern ganz allein für ihn sorgen würde, wenn wir ihn ihr lassen wollten.«

Diese Mitheilungen waren seltsam und verursachten mir den größten Schmerz. Es war deutlich daraus zu erkennen, daß meine unglückliche Mutter trotz der Erfahrungen der Vergangenheit Nichts gelernt hatte. Sie war in Bezug auf Leary immer noch so bethört, wie je, obgleich er sie wieder verlassen, nachdem sie eine Reise

von sechszehntausend Meilen zurückgelegt, um nur wieder bei ihm zu sein.

Ich besuchte hierauf Mistreß Davis und den kleinen Leary. Es war ein interessantes Kind, ein Knabe, der, wie mir es wenigstens schien, seinem Vater durchaus nicht ähnlich sah. Wäre Dies der Fall gewesen, so würde ich ihn gehaßt haben, was ich auch in Gegenwart seiner Großmutter offen erklärte. In Erwiderung auf dieses Geständniß sagte mir die alte Dame, daß Mistreß Leary und ich sehr verschiedener Meinung in Bezug auf die Aehnlichkeit des Knaben mit seinem Vater wären, denn sie hielte ihn für ein vollkommenes Abbild seines Vater, und deßwegen hätte sie das Kind so wahnsinnig lieb.

»Gott sei gedankt,« sagte die Großmutter, »daß ich wie Sie denke. Nein, das Kind sieht seinem unwürdigen Vater durchaus nicht ähnlich. Es macht mich glücklich, zu denken, daß jeder Zug in seinem Gesicht seiner Mutter, meiner lieben, unglücklichen Tochter, gleicht. Ich könnte das Kind sonst nicht lieben, so aber wüßte ich nicht, was ich ohne dasselbe thun sollte. Gott hat uns gewiß dieses kleine Geschöpf zum Ersatz für den Verlust gesendet, den wir erlitten, als wir unserer theuren Tochter beraubt wurden.«

Man konnte den Kummer der armen, unglücklichen Mutter nicht ohne Schmerz mit ansehen, und während sie das Kind noch in den Armen hielt, entfernte ich mich.

NEUNTES KAPITEL. FIN WIEDERSEHEN MIT EINER
LANGVERLORENEN MUTTER.

Mistreß Davis hatte mir die Adresse meiner Mutter gegeben, und ich suchte die Wohnung der Letztern sogleich auf.

Als ich die Straße hinabging, nach welcher man mich gewiesen, sah ich einen kleinen, aber netten Laden, mit der Firma über der Thür: ›Mistreß Leary, Putzmacherin und Schneiderin.‹

Ich war weit gereis't, um meine Mutter zu finden, und ich war eben von einer langen Reise zurückgekommen, die zu vollenden, es dreier Schiffe bedurft hatte, die durch die Verzögerung verursachte Erschlaffung meines Geistes und meine Ungeduld waren mir eine Quelle des Elendes gewesen, und dennoch war es mir jetzt, wo der Gegenstand meiner Nachforschungen gefunden war, und ich Nichts weiter zu thun brauchte, als in das Haus hineinzugehen und meine langverlorenen Verwandten zu begrüßen, seltsamerweise, als ob ich mich nicht mehr zu beeilen brauchte.

Anstatt sogleich in das Haus hineinzugehen, brachte ich daher fast eine Stunde auf der Straße zu, indem ich auf derselben auf- und abschnitt, und durchaus nicht wußte, was ich thun sollte.

Während dieser Stunde beschäftigten sich meine Gedanken sowohl mit der Vergangenheit, wie mit der Zukunft, denn ich wußte, daß in der Unterredung, die ich

mit meiner Mutter haben würde, Gegenstände eigentümlicher Art, die, ehe ich sie meiner Mutter mittheilte, von mir erst in ernste Erwägung gezogen werden mußten, zur Sprache kommen würden.

Sollte ich ihr den entehrenden Tod Leary's mittheilen, und so ihrer seltsamen Bethörung für ihn ein Ende machen? Wenn Das, was Mistreß Davis mir von ihr erzählt, sich als wahr erwies, so war es mir, als ob ich sie nicht länger als meine Mutter betrachten könnte. Ich konnte mich allerdings einigen Bedauerns nicht erwehren, als ich daran dachte, daß ich, weil sie ihre Liebe einem solchen Schuft wie Leary geschenkt, so viele Zeit verloren, so viele Mühsale erduldet, um eine Person zu suchen, die sich einer solchen unheilbaren Thorheit schuldig gemacht.

Trotzdem, daß ich so viel Zeit mit meinen Wanderungen auf der Straße verbracht hatte, konnte ich mich doch nicht für eine bestimmte Handlungsweise entscheiden. Endlich beschloß ich, mich von den Umständen leiten zu lassen, schritt auf das Haus zu und klopfte an.

Ein junges Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren öffnete die Thür.

Ich würde nicht gewußt haben, wer sie war, hätte ich nicht Verwandte zu finden gehofft; das Mädchen aber war sehr schön und sah gerade so aus, wie ich mir meine Schwester Martha vorgestellt. Meine Gedanken hatten so oft bei ihr geweilt, daß ich mir im Geiste ein Bild von ihr gemalt. Ihre blauen Augen, ihr blondes Haar, der Schnitt ihres Gesichts und die Form ihrer Züge waren stets frisch

in meinem Gedächtniß geblieben. Ich brauchte das junge Mädchen vor mir nur anzusehen, mir das Bild der kleinen Martha zu vergegenwärtigen und zu bedenken, daß eilf Jahre verflossen, seit ich sie zum letzten Male gesehen, um sofort die Gewißheit zu hegen, daß ich meine Schwester wirklich gefunden.

Ich wußte, daß sie es war, aber ich sagte Nichts, wodurch die Erkennung eine gegenseitige, hätte werden können. Ich fragte einfach nach Mistreß Leary.

Man bat mich, einzutreten und Platz zu nehmen.

Das Zimmer, in welches ich geführt ward, schien sowohl als Wohnzimmer, wie als Laden benutzt zu werden, und das Aussehen desselben im Allgemeinen verrieth mir, daß meine Mutter und Schwester hier keine sehr glänzenden Geschäfte machten. Doch hatte es zu meiner Befriedigung den Anschein, als ob sie wenigstens ihren Lebensunterhalt auf anständige Weise erwürben.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich hiermit sagen, daß meine Mutter und Schwester ihren Lebensunterhalt allem Anscheine nach durch rechtschaffenen Fleiß erwarben, und meiner Meinung nach gab es keinen triftigeren Beweis, daß sie ein Leben führten, welches Achtung abnöthigte.

Das junge Mädchen verließ, ohne eine Ahnung zu haben, wer der Besuch sein könnte, das Zimmer, um die Person zu rufen, die ich zu sprechen verlangt.

Nach wenigen Minuten trat Mistreß Leary aus dem anstoßenden Zimmer. Ich sah auf den ersten Blick, daß sie die Frau war, deren ich stets als meiner *Mutter* gedacht!

Ihr Gesicht sah älter und abgehärmter aus, die Züge aber, die so lange in meinem Gedächtniß gelebt, waren noch dieselben.

Es wäre mir unmöglich, die eigenthümlichen Bewegungen zu schildern, die sich in meiner Seele zusammendrängten, als ich meine langverlorene, unglückliche Mutter wiedersah. Ich weiß nicht, warum mich eine solche starke Bewegung ergriff. Manche werden als Grund anführen, daß ein schwacher Geist leicht durch Kleinigkeiten aufzuregen ist. Wer Das sagt, hat vielleicht Recht, die Sache hat aber auch noch eine andere Seite. Eine große Leidenschaft kann nie in einer kleinen Seele entstehen, und ich weiß, daß in diesem Augenblick ein Sturm heftiger Leidenschaften in meinem Innern tobte.

Ich versuchte zu sprechen, konnte aber nicht. Worte waren nicht ausreichend für Das, was in diesem Augenblick in mir lebte.

Nicht eher, als bis mich meine Mutter zwei Mal gefragt, was ich wünschte, erkannte ich die Nothwendigkeit, Etwas zu sagen.

Was sollte ich denn aber sagen? Sollte ich sagen, daß ich ihr Sohn sei?

Das zu thun, würde der gesunde Verstand diktirt haben; aber gerade in dieser Krisis besaß ich so zu sagen gar keinen Verstand. Meine Gedanken durchmaßten die Zeit von den Tagen meiner Kindheit bis zu dieser Stunde, und waren in solcher Verwirrung, als ob mein Gehirn förmlich durch einander gerührt würde.

Endlich gelang es mir, die Worte zu stammeln:

»Ich wollte Sie sehen.«

»Wenn Sie weiter Nichts wollen,« sagte meine Mutter, »so können Sie nun wieder gehen.«

Wie vertraut war mir der Ton ihrer Stimme! Es war mir, als ob dieselbe Jahre lang von einer Wand zur andern in dem Gewölbe meines Gedächtnisses widerhallte.

Ich machte keine Miene, ihrer so schroffen Aufforderung Folge zu leisten, sondern blickte beharrlich die Beiden an, indem meine Augen abwechselnd bald auf der Mutter, bald auf der Tochter ruhten, und zwar in einer Weise, die sehr unhöflich erscheinen mußte.

»Hören Sie,« sagte die alte Frau, »wenn Sie hier Nichts zu thun haben, warum gehen Sie denn dann nicht?«

Es lag eine Energie in ihrem Ton, die eine andere Saite in meinem Gedächtniß berührte.

»Es ist gewiß meine Mutter,« dachte ich, »und ich bin wieder zu Hause.«

Meine Seele ward von tausend Gefühlen überwältigt, und zwar von stärkeren, als mich je bewegt hatten. Ich weiß nicht, ob es Freude oder Schmerz war, denn ich war nicht im Stande, meine Gefühle zu analysiren, und habe nie vorher oder seitdem wieder ähnliche empfunden.

Das, was ich nun that, geschah unwillkürlich, denn meine Gedanken waren zu zerstreut, als daß sie mir zur Richtschnur hätten dienen können.

Ein Sopha stand in der Nähe, und indem ich mich auf dasselbe warf, versuchte ich mir die Thatsache zu vergegenwärtigen, daß seit meiner Trennung von den Meiningen, wo ich als Knabe von ihnen geschieden, eilf Jahre

verflossen waren, und daß ich bei unserm Wiedersehen kein Knabe mehr war!

»Martha!« rief meine Mutter, »geh' und hole einen Polizeidiener!«

Das junge Mädchen hatte mich lange und aufmerksam betrachtet. Sie fuhr fort, mich anzusehen, ohne auf den ihr eben gegebenen Befehl zu achten.

»Mutter,« sagte sie nach einigen Minuten, »wir haben diesen Mann schon früher gesehen; ich weiß es gewiß.«

»Haben Sie nicht? früher in Dublin gelebt, Sir?« fragte meine Mutter und drehte sich nach mir herum.

»Ja, ich habe dort gelebt, als ich noch ein Knabe war,« erwiderte ich.

»Dann muß ich mich geirrt haben,« sagte sie; »ich glaubte aber wirklich, Sie dort gesehen zu haben.«

Es lag etwas so Abgeschmacktes in dieser Bemerkung, daß ich es sogar in meiner Zerstretheit bemerkte, und gerade diese Abgeschmacktheit erweckte mich aus meiner Träumerei.

Es fiel dem jungen Mädchen plötzlich ein, daß sie selbst nur als Kind in Dublin gelebt, und daß, als sie die Stadt verließ, ein junger Mann, wie ich, allerdings nicht viel mehr als ein Knabe gewesen sein könnte.

»Vielleicht habe ich doch Recht,« sagte sie. »Ich glaube, ich habe Sie in Dublin gesehen. Mutter!« fügte sie hinzu, indem sie sich zu der alten Frau wendete, »er weiß, wer wir sind.«

Auf Martha's erste Bemerkung, mich in Dublin gesehen zu haben, blickte mich meine Mutter aufmerksam

an. Sie hatte mir oft gesagt, daß, wenn ich ein Mann geworden sein würde, ich wie mein Vater aussehen würde, und vielleicht erweckten meine Gesichtszüge in ihr einige Erinnerungen an die Vergangenheit.

Sie kam auf mich zu und sagte mit leiser, inniger Stimme:

»Sagen Sie mir, wer Sie sind!«

Ich stand auf, während ich an allen Gliedern zitterte.

»Sagen Sie mir, wer Sie sind! Wie heißen Sie?« rief sie aus, und ward fast eben so aufgeregt, wie ich.

Ich konnte nicht länger eine Erklärung zurückhalten und antwortete daher:

»Ich bin der ›rollende Stein!«

Wäre ich klein und schwächlich gewesen, so wäre ich durch die Umarmungen meiner Mutter und Schwester zerdrückt und erstickt worden, so stürmisch waren Beide in dem Ausdruck ihrer Ueberraschung und Freude!

Sobald sich unsere Aufregung einigermaßen gemildert hatte und wir vernünftig werden konnten, fragte ich nach meinem Bruder William.

»Ich ließ ihn als Lehrling bei einem Sattler in Liverpool zurück,« erwiderte meine Mutter.

»Wo ist er denn aber jetzt?« fragte ich; »Das war doch vor langer Zeit.«

Meine Mutter fing an zu weinen, und Martha antwortete an ihrer Stelle:

»William entlief seinem Meister, und wir haben seitdem nie wieder Etwas von ihm gehört.«

Ich verlangte hierauf zu wissen, was man gethan, um ihn wiederzufinden. Man sagte mir, meine Mutter habe mehrere Male an den Sattler geschrieben und von diesem erfahren, daß er Alles versucht habe, Etwas von seinem entlaufenen Lehrling zu hören, aber alle seine Bemühungen seien erfolglos geblieben.

Es schien, als ob meine Mutter es nie gern sähe, daß man von William spräche, denn es verursachte ihr Kummer, ihn in Liverpool zurückgelassen zu haben.

Ich tröstete sie damit, daß ich ihr sagte, ich besäße viel Geld und würde einen öffentlichen Aufruf an William erlassen. Wir würden ihn finden, und Alle wieder so glücklich zusammenleben, wie wir es vor langen Jahren gethan.

In meinem ganzen Leben war ich nicht glücklicher, als an diesem Abend. Die Zukunft erschien so hoffnungsvoll.

Zwar mußte ich noch viel thun, ehe meine Pläne vollständig verwirklicht waren. Der Mensch findet aber ein Mal ohne Thätigkeit keine Befriedung. Wir müssen stets ein Ziel verfolgen, sonst ist das Leben werthlos.

Ich mußte aber auch noch für Etwas leben. Ich hatte noch eine Aufgabe zu erfüllen, die viel Zeit und Mühe erforderte. Ich mußte noch Lenoren gewinnen!

ZEHNTES KAPITEL. MEINE SCHWESTER HAT EIN GEHEIMNISS.

Am nächsten Tage hatte ich eine lange Unterredung mit meiner Mutter in Bezug auf Das, was wir in Zukunft thun sollten.

Das Resultat dieser Unterredung war, daß ich den Vorschlag machte, sogleich nach Liverpool zurückzukehren.

»Nein! nein!« sagte meine Mutter mit einem Eifer, der mich in Erstaunen setzte, »ich kann daran nicht denken. Ich muß die Rückkehr meines Gatten abwarten.«

»Deines Gatten!«

»Ja, ja, Mr. Leary's. Er ist nach Californien gegangen, aber ich habe Grund zu glauben, daß er bald wieder zurückkommen wird.«

»Jetzt, wo Du ihn ein Mal erwähnt hast,« sagte ich, »kannst Du mir auch Alles von ihm erzählen, und wie er Dich seit meiner Trennung von Dir behandelt hat.«

»Er ist stets sehr freundlich gegen mich gewesen,« antwortete meine Mutter, »wirklich sehr freundlich, Er hat sich nach den Goldgräbereien in Californien begeben, wo es ihm ohne Zweifel sehr gut geht, und von wo er mit vielem Gelde wiederkommen wird.«

»Man sagte mir aber in Dublin, daß er Dich dort verlassen hätte,« sagte ich. »War denn Das so freundlich von ihm?«

»Es ist wahr, er verließ mich, aber das Geschäft ging so schlecht, und er mußte fort. Ich zweifle nicht, daß es ihm nachher sehr leid that.«

»Dann bist Du ihm hierher gefolgt und hast wieder bei ihm gelebt?«

»Ja, und wir waren sehr glücklich.«

»Mr. Davis, den Du doch auch kennst, hat mir aber gesagt, daß Leary Dich auch hier wieder verlassen und

mit einer Andern nach Californien gegangen sei. Ist Das wahr?«

»Ja, er ging nach Californien,« antwortete meine bethörte Mutter, »und ich glaube, Miß Davis ging mit ihm; aber ich tadele sie mehr als ihn, denn ich glaube ganz gewiß, daß sie ihn verführt hat, denn sonst würde er nicht mit ihr gegangen sein. Doch will ich weiter Nichts gegen sie sagen, denn ich habe gehört, daß sie todt ist, das arme Ding!«

»Da Du aber weißt, daß er Dich bereits zwei Mal im Stich gelassen, warum glaubst Du dann, daß er wieder zu Dir zurückkehren werde?«

»Weil ich weiß, *daß er mich liebt!* Er war immer so freundlich und liebevoll. Die Person, die ihn verführt hat, lebt jetzt nicht mehr, und ich weiß, daß er zu mir zurückkehren wird.«

»O, meine arme, vertrauende, thörichte Mutter!«

Ich murmelte diese Worte blos, und sie hörte dieselben nicht.

»Außerdem,« fuhr sie fort, »findet man auch jetzt hier in Australien Gold. Viele der Goldsucher kommen wieder nach Hause. Ich bin überzeugt, daß er unter ihnen sein wird. Zwar ist er etwas ungezügelt für seine Jahre, aber er wird es nicht immer sein. Er wird zu seiner Gattin zurückkehren, und wir werden wieder glücklich sein.«

»Mutter! Willst Du hiermit sagen, daß Du Dich weigerst, mit mir nach England zurückzukehren?«

»Rowland, mein Sohn,« sagte sie vorwurfsvoll, »wie kannst Du denn verlangen, daß ich hier fortgehe, wenn

ich Dir sage, daß ich jeden Tag die Rückkehr meines Mannes erwarte? Bleibe, bis er kommt, und dann wollen wir Alle zusammen gehen.«

Es wäre Thorheit gewesen, meiner Mutter noch Etwas über den Gegenstand zu sagen. Nach diesem Vorschlag mußte es unnütz sein, ihr noch länger Vorstellungen zu machen.

Der Gedanke, daß ich eine lange Reise auf einem Schiffe mit Leary zusammen machen sollte, war, selbst wenn sich dieser Mann noch im Reiche der Lebendigen befunden hätte, zu abgeschmackt, als daß man denselben hegen und seine Seelenruhe dabei hätte bewahren können.

Ich fühlte mich versucht, ihr zu sagen, daß Mr. Leary den Lohn für seine verbrecherische Laufbahn, oder wenigstens einen Theil derselben erhalten; allein als ich an ihre in Bezug auf diesen Mann bereits gemachten Erfahrungen dachte, fürchtete ich, daß eine solche Mittheilung für ihr Gemüth gefährlich werden könnte.

Von Martha erfuhr ich, was mir schon bekannt gewesen, nämlich, daß unsere Mutter stets willig und bereit gewesen sei, diesem verbrecherischen Schurken nicht nur ihr Glück, sondern auch das ihrer Kinder zu opfern. Meine Schwester erzählte mir, daß, als sie Liverpool erreicht und erfahren hätten, daß Leary nach Sidney gegangen wäre, meine Mutter beschlossen hätte, ihm sogleich zu folgen, und daß sie William nur in Liverpool zurückgelassen, weil sie gedacht, daß sie, wenn sie ohne ihn käme, besser von dem Elenden, den sie ihren Gatten nannte, aufgenommen werden würde.

Als sie nach Sidney gekommen, erfuhren sie, daß Leary hier unter dem Namen Matthews lebe. Zuerst wollte er mit seiner Dubliner Frau Nichts zu schaffen haben; als er aber erfahren, daß sie ungefähr fünfzehn Pfund besäße, die sie von ihrem Geschäftsnachfolger in Dublin erhalten, änderte er seinen Entschluß und wohnte so lange bei ihr, bis er jeden Penny in Trunk und Ausschweifungen verpraßt.

»Bis er nach Californien ging,« sagte Martha, »pflegte er jeden Tag zu kommen und eine Weile bei der Mutter zu bleiben, sobald er dadurch einen Schilling zu gewinnen glaubte. Dann aber sahen wir ihn nicht mehr. O Rowland! Ich habe viel gelitten, seit Du uns verlassen. Viele Tage lang habe ich keinen Bissen gegessen, damit wir nur Geld für Leary sparen konnten. O, ich hoffe, daß wir ihn nie wiedersehen!«

»Das wird auch nicht geschehen,« sagte ich. »Er ist dahin gegangen, wo er unsere arme Mutter nicht mehr quälen kann; er ist todt.«

Martha pflegte stets dem Impuls ihres Gemüths zu folgen, und in ihrer Aufregung über diese Nachricht rief sie aus:

»Gott sei gedankt! Doch nein!« fuhr sie fort, als ob sie ihre Worte bereute, »Das meine ich nicht, aber wenn er todt ist, so ist Das gut für die Mutter, denn er wird sie nun nie mehr betrüben.«

Hierauf erzählte ich meiner Schwester alle Einzelheiten von Leary's Tod. Sie stimmte mit mir darüber überein,

daß man unserer Mutter nicht ohne Gefahr diese Nachricht mittheilen könne.

»Ich glaube nicht,« sagte Martha, »daß je eine Frau auf dieser Welt einen Mann so geliebt hat, wie unsere Mutter Mr. Leary liebt. Ich bin überzeugt, Rowland, daß es ihr Tod wäre, wenn sie erführe, was Du mir eben erzählt hast.«

»Wir müssen es ihr aber doch auf irgend eine Weise beibringen,« sagte ich. »Sie muß erfahren, daß er todt ist, denn ich weiß, daß sie nicht einwilligen wird, Sidney zu verlassen, so lange sie ihn noch am Leben glaubt. Wir können nicht nach England zurückkehren und sie hier lassen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie nicht mit uns geht, so lange sie glaubt, daß noch die geringste Aussicht auf Leary's Rückkehr vorhanden ist. Wir müssen ihr sagen, daß er todt ist, und es auf die Folgen ankommen lassen.«

Meine Schwester erwiderte Nichts auf meinen Vorschlag, und während ich sprach, war es mir, als ob meine Worte, anstatt ihr willkommen zu sein, eine unangenehme Wirkung auf sie ausübten.

Nach dem Ausdruck ihrer Gesichtszüge zu urtheilen, glaubte ich nicht, daß es Furcht vor irgend einer Mittheilung sei, die ich meiner Mutter machen könnte, obgleich ich mir nicht denken konnte, was wohl die Ursache dieses unangenehmen Einflusses sein könnte.

So oft ich von unserer Rückkehr nach Europa gesprochen, bemerkte ich, daß meine Schwester durchaus nicht

mit diesem Vorschlag zufrieden, sondern das Gegentheil zu sein schien.

Ich konnte gar nicht begreifen, wie sie Einwendungen gegen einen Plan machen konnte, der doch unser Aller Wohl bezwecken sollte.

Es lag etwas Geheimnißvolles in ihrem ganzen Benehmen, worüber ich bald eine Aufklärung erhalten sollte, die mir eben so unerwartet, als schmerzlich war.

EILFTES KAPITEL. MEINE MUTTER WIRD WAHNSINNIG.

Ich wollte gern sogleich nach Liverpool absegeln und meine Mutter und Schwester mit mir nehmen. Von dem Geld, welches ich aus San Francisco mitgenommen, besaß ich noch eine hinreichende Summe, um diesen Plan ausführen zu können; blieb ich aber noch länger in Sidney, so reichte diese Summe dann nicht aus.

Ich war entschlossen, meine Verwandten auf keinen Fall in der Colonie zurückzulassen, und am nächsten Tage hatte ich eine lange Unterredung mit Martha, wie wir wohl unsere Mutter zur Rückkehr nach England bewegen könnten.

Ich hielt es für das Beste, wenn man ihr sagte, daß Leary todt sei, und ihr einfach das Verbrechen erzählte, welches er begangen, wie auch die Art seines Todes.

Gewiß konnte sie, wenn sie dies Alles erfuhr, nicht länger blind für seine Ruchlosigkeit sein, sondern mußte die Thorheit ihres eigenen Betragens einsehen und die Vergangenheit in einer Zukunft zu vergessen suchen, die sie glücklich mit ihren Kindern verleben sollte.

So dachte ich. Zu meinem Erstaunen schien Martha diesem Verfahren entgegen zu sein, obgleich sie keine sehr bestimmten Gründe für ihr Sträuben dagegen angab.

»Warum wollen wir nicht zufrieden sein und hier wohnen bleiben, Rowland?« sagte sie. »Australien ist ein schönes Land, und Tausende kommen jährlich aus England hierher. Wenn wir in England wären, würden wir uns gewiß hierher zurückwünschen. Warum wollen wir denn dann nicht bleiben, wo wir sind?«

Vielleicht hielt meine Schwester diesen Beweisgrund für einen sehr vernünftigen, und suchte dadurch auf mich einzuwirken. Er blieb auch in der That nicht ohne Wirkung auf mich, obschon in einer andern, als der beabsichtigten Weise. Vielleicht hinderte mich mein Wunsch, zu Lenoren zurückzukehren, die Wahrheit, die darin lag, anzuerkennen.

Ich verließ Martha, unentschieden, was ich thun sollte, und sehr unzufrieden mit dem Resultate unserer Unterredung. Dieselbe hatte ein unbestimmtes Gefühl des Schmerzes in mir erweckt. Ich konnte mir nicht denken, warum meine Schwester so ungern die Colonie verlassen wollte, wie es augenscheinlich der Fall war.

Ich wünschte Alles zu thun, was in meinen Kräften stand, um meine wiedergefundenen Verwandten glücklich zu machen. Ich konnte nicht daran denken, sie wieder schutzlos und in Armuth zu verlassen, und doch konnte ich nicht ein Mal um ihretwillen der einzigen Hoffnung, Lenoren wiederzusehen, entsagen. Ich kehrte

wieder in das Hotel zurück, wo ich wohnte. Meine Gedanken waren durchaus keine angenehmen Gesellschafter, und ich ergriff eine Zeitung in der Hoffnung, darin einige Zerstreung zu finden. Fast der erste Artikel, der mir in die Augen fiel, war der folgende:

»*Eine neue Greuelthat in Californien. – Ermordung eines englischen Unterthans.* – Wir haben eben zuverlässige Nachrichten über eine neue Schandthat erhalten, die in Californien an einem der Unglücklichen verübt worden, die ihre Heimath hier verlassen, um sich nach dem Lande des Blutvergießens und Verbrechens zu begeben. Aus der Nachricht, die wir erhalten haben, geht hervor, daß eine Frau ermordet worden war, oder gemordet worden sein soll, und zwar in den Goldgräbereien von Sonora. Die amerikanische Bevölkerung des Ortes, von ihren Vorurtheilen gegen englische Colonisten aus Australien und von ihrer Liebe zu der Lynchjustiz, welche ihnen ein großes Vergnügen zu sein scheint, getrieben, ergriff den ersten besten Mann der Colonie, und knüpfte ihn an dem ersten besten Baume auf!

»Wir hören, das unglückliche Opfer dieser Schandthat sei ein Mr. Matthews, ein sehr ehrenwerther Mann aus dieser Stadt gewesen. Wir appelliren an die Regierung des Mutterlandes und fordern sie auf, die Unterthanen Ihrer Majestät vor diesen fortwährenden Greuelthaten des gesetzlosen amerikanischen Pöbels zu schützen. Man möge von der Regierung der Vereinigten Staaten verlangen, daß die Verüber dieses Verbrechens bestraft werden. Daß so viele der treuen Unterthanen Ihrer Majestät von

dem blinden, wüthenden Yankeepöbel gemordet worden sind, ist genug, um jeden wahren Engländer vor Scham über eine Regierung erröthen zu machen, welche so Etwas zuläßt.

»Es ist noch ein Umstand mit der oben erwähnten Schandthat verknüpft, der sehr bezeichnend für den Charakter ist, und den jeder Engländer mit Abscheu erfahren wird. Als man dem unglücklichen Opfer den Strick um den Hals legte, trat ein junger Mann vor und sagte, dieser Verurtheilte sei sein Vater! Derselbe Schurke gab dem Pöbel das Zeichen, auf welches man das unglückliche Opfer vom Leben zum Tode beförderte! Ein solches charakteristisches Stück amerikanischen Witzes ward natürlich von dem sinnlosen Pöbel mit schallendem Gelächter aufgenommen. Noch weitere Bemerkungen über das Geschehene zu machen, ist unnöthig.«

Da ich diesen Artikel als literarische Curiosität betrachtete, so kaufte ich eine Nummer der Zeitung, in welcher er stand, und durch deren Aufbewahrung es mir möglich geworden ist, den Artikel hier seinem ganzen Umfange nach mitzutheilen.

Als ich diese kostbare Darstellung der Sache las, ward mir sehr deutlich, daß Leary's Tod meiner Mutter nun nicht lange mehr unbekannt bleiben könnte, und daß es daher besser wäre, wenn man ihr diese Kunde auf zarte Weise mittheilte. Es mußte geschehen, entweder durch Martha, oder mich, und zwar sogleich.

Ich kehrte nach der Wohnung meiner Mutter zurück und kam eben Zeit genug, um Zeuge einer Scene großer

Anfregung zu werden. Meine Mutter hatte eben in der Zeitung von Sidney den oben angeführten Artikel gelesen, und ich kann den Zustand, in welchen sie dadurch gerieth, nur mit den Worten schildern, daß sie wahnsinnig, eine rasende Irrsinnige war!

Viele Frauen würden bei'm Empfang ähnlicher Nachrichten ohnmächtig geworden sein. Etwas kaltes Wasser oder Hirschhorngestank würde ihnen das Bewußtsein wiedergegeben, und ihr Schmerz nach einiger Zeit nachgelassen haben. Der Gram meiner Mutter aber war nicht von so vergänglicher Natur. Die Liebe zu Matthew Leary erfüllte ihre ganze Seele, und diese erhielt eine tödtliche Wunde, als sie das Schicksal erfuhr, welches unerwartet, obschon gerecht, den Elenden ereilt.

»Rowland!« schrie sie, als ich in das Haus trat. »Er ist todt! Er ist gemordet worden. Er ist unschuldig von pöbelhaften Schurken in Californien gehängt worden.«

Ich versuchte Das zu thun, was man bisweilen den ›Stier bei den Hörnern fassen‹ nennt.

»Ja, Du hast Recht, Mutter,« sagte ich. »Wenn Du Leary meinst, so ward er unschuldig gehängt, denn die Männer, welche die That vollzogen, machten sich keines Unrechts schuldig. Matthew Leary verdiente das Schicksal, welches ihn ereilte.«

Der Verstand meiner Mutter schien durch ihren Kummer geschärft worden zu sein, denn sie erinnerte sich jedes Wortes des Artikels, den sie gelesen.

»Rowland!« schrie sie, »Du bist eben aus Californien gekommen. Du hast bei seinem Mord geholfen. Ha! Du

warst es, der ihn in der Todesstunde beschimpfte, indem Du ihn Vater nanntest. O Gott! Du warst es!«

Der Gedanke, daß ich Leary dadurch beschimpft haben sollte, daß ich ihn Vater genannt, war mir die wunderbarste und originellste Idee, die je in einem menschlichen Geiste entstanden.

»Ha!« fuhr meine Mutter fort und zischte die Worte hervor, »Du hast das Wort zu den Andern gesprochen, das Wort, welches ihm den Tod brachte! Du bist ein Mörder! Du bist nicht mein Sohn! Ich fluche Dir! Nimm meinen Fluch und hebe Dich hinweg! Nein, noch nicht! Warte, bis ich mit Dir fertig bin!«

Indem sie Dies sagte, stürzte sie auf mich zu, und ehe ich ihr noch entschlüpfen konnte, riß sie mir eine Hand voll Haare aus dem Kopf.

Als sie endlich verhindert ward, weiter auf mich einzudringen, begann sie ihr eigenes Haar auszuraufen, während sie dabei tobte und ras'te.

Sie ward endlich so heftig, daß man sie binden mußte, und der Anordnung eines Arztes gemäß, welchen man schnell geholt, begab ich mich fort und ließ die arme Martha in Thränen bei einer Wahnsinnigen zurück, die wir so unglücklich waren, Mutter zu nennen.

Wie lang kamen mir die Stunden dieser gräßlichen Nacht vor! Ich verbrachte dieselben mit folternden Gedanken, die sogar Strafe genug für Leary gewesen sein würden, wenn man überhaupt von diesem hätte erwarten können, daß er im Stande gewesen wäre, diese Strafe zu fühlen.

Ich konnte, während ich mich schlaflos auf meinem Lager herumwarf, an nichts Anderes denken.

Es hatte Dies wenigstens eine gute Wirkung. Ich ward nämlich dadurch veranlaßt, mich zu fragen, warum ich nicht wie Leary eine Seele besäße, die keinen Schmerz empfinden könnte? Was war die Ursache der Qualen, die ich litt? Ich war jung und gesund; warum war ich denn nicht glücklich? Weil meine Mutter vor Gram über den Tod eines Verruchten wahnsinnig geworden war? Gewiß konnte Das nicht die Ursache des Elendes sein, welches ich selbst litt. Meine Mutter hatte sich einer großen Verblendung schuldig gemacht und erntete den Lohn dafür. Warum sollte aber auch ich mich deßhalb so von meinen Gedanken quälen lassen?

»Deine Schwester ist aber auch unglücklich,« flüsterte ein Dämon in meinem Innern; »wie kannst Du da glücklich sein?«

»Es sind stets Tausende außer ihr unglücklich, und werden es stets sein,« antwortete der Verstand. »Laß Die glücklich sein, die es sein können. Der Thor, der sich elend fühlt, weil es Andere sind, wird stets im Elend bleiben und verdient es auch.«

Der selbstsüchtige Verstand rieth mir aber vergebens, denn Trübsal war über meine Seele gekommen und ließ sich nicht verscheuchen.

ZWÖLFTES KAPITEL. EIN TRAUIGES ENDE.

Am nächsten Morgen gestattete mir der Arzt nicht, zu meiner Mutter zu gehen.

Er sagte, ihr Leben hänge davon ab, daß man sie nicht aufrege, und er hätte genug gehört, um zu wissen, daß ihr Nichts mehr schaden würde, als mein Anblick. Er fürchtete, daß sie einen Anfall von Gehirnfieber bekommen könnte, der wahrscheinlich verhängnißvoll für sie enden würde.

Ich sah Martha und sprach einige wenige Minuten mit ihr. Meine arme Schwester hatte auch eine schlaflose Nacht verbracht und war, wie ich, in großer Betrübniß.

Ihr Kummer war sogar größer, als der meinige, denn sie hatte nie von ihrer Mutter getrennt gelebt, wie ich.

Die Befürchtungen des Arztes verwirklichten sich nur zu bald. Ehe der Tag zu Ende ging, sagte er, daß seine Patientin eine gefährliche Gehirnentzündung bekommen habe, und Dies ist eine Krankheit, die in Neusüdwaales nicht lange mit ihren Opfern spielt.

In dieser Nacht hörten die Leiden meiner Mutter, hoffe ich, für immer auf.

Trotz Allem, was geschehen war, fühlte ich aufrichtigen Schmerz über ihren Verlust. Jahrelang hatte ich eine außerordentliche Freude davon erwartet, meine Verwandten wiederzufinden und ihnen eine angenehme Heimath bieten zu können. Endlich hatte ich nun meine Mutter gefunden, aber nur um neuen Schmerz zu empfinden und sie als Leiche zu sehen!

Wenn diese Erzählung eine erdichtete wäre, so würde ich dieselbe vielleicht anders gestaltet haben. Ich würde erzählt haben, wie alle meine langgehegten Erwartungen glücklich in Erfüllung gegangen wären. Wenn wir

ein erdichtetes Werk schaffen, so können wir sogar dem Schicksal befehlen, unsere Wünsche zu erfüllen; in einer Erzählung wirklicher Abenteuer aber müssen wir das Schicksal schildern, wie es wirklich gegen uns gehandelt, wie sehr Dies auch unsern Begriffen von dramatischer Gerechtigkeit zuwider sein mag.

Es giebt Augenblicke, besonders in Zeiten des Kummers, wo selbst der Ungläubigste der Slave des Aberglaubens werden kann. Dies war mit mir in dieser Krisis der Fall, wo der Schmerz über den Verlust meiner Mutter auf mir lastete. Ich begann mir einzubilden, daß meine Gegenwart jedem Bekannten oder Freunde, mit dem ich zufällig in Berührung kam, den Tod brächte.

Ich erinnerte mich Hiram's Schicksal bei unserer Forschungsreise in Californien, wie auch des traurigen Endes des unglücklichen Richard Guinane.

Mein aufrichtigster Freund, Stormy Jack, war eines gewaltsamen Todes gestorben, gleich nachdem er mich wiedergefunden, und jetzt, wo ich eben meine Mutter wiedergefunden, mußte ich ihrem Sarge zum Grabe folgen!

Bald nachdem wir unsere Mutter begraben, berathschlagte ich mit Martha, was wir nun thun wollten. Ich wünschte noch immer nach Liverpool zurückkehren und natürlich meine Schwester mitzunehmen. Ich schlug ihr daher vor, weiter keine Zeit zu verlieren, sondern sogleich abzureisen.

»Es thut mir leid, daß es Dir hier in der Colonie nicht gefällt,« sagte sie. »Ich weiß, daß es Dir gefallen würde, wenn Du noch ein Wenig länger hier bleiben wolltest. Dann würdest Du nie mehr wünschen, zurückzukehren.«

»Halte mich doch nicht für so thöricht,« erwiderte ich, »und glaube nicht, daß ich hierher gekommen sei, um hier zu bleiben. Ich kam einer Angelegenheit wegen her, die jetzt erledigt ist, und warum soll ich denn länger bleiben, wenn mich die Pflicht wo anders bin ruft?«

»Rowland, mein Bruder!« rief Martha und fing an zu weinen. »Warum willst Du fort und mich verlassen?«

»Ich will Dich gar nicht verlassen, Martha,« sagte ich. »Ich wünsche im Gegentheil, daß Du mit mir gehst. Ich bin jetzt kein mitteloser Abenteurer und würde Dich nicht bitten, mit nach Liverpool zu gehen, wenn ich Dir dort nicht eine Heimath bieten könnte. Diese biete ich Dir an, Schwester. Willst Du sie annehmen?«

»Rowland! Rowland!« rief Martha aus, »verlaß mich nicht! Du bist vielleicht der einzige Verwandte, den ich auf der Welt habe. O, Du wirst mich doch nicht verlassen!«

»Still, Martha,« sagte ich, »antworte mir nicht wieder in dieser Weise, denn sonst trennen wir uns sofort, und vielleicht für immer. Hast Du mich nicht verstanden? Ich bat Dich, mit mir nach Liverpool zu gehen, und Du antwortest mit der Bitte, Dich nicht zu verlassen. Sage, daß Du mit mir gehen willst, oder laß mich den Grund wissen, warum Du nicht willst.«

»Ich mag nicht nach Liverpool gehen,« erwiderte sie. »Ich mag Sidney nicht verlassen. Ich habe hier schon mehrere Jahre gewohnt. Es ist meine Heimath, und ich mag sie nicht verlassen, ich *kann sie nicht* verlassen, Rowland!«

Ogleich diese Antwort durchaus seine befriedigende war, so sah ich doch ein, daß ich wahrscheinlich keine andere bekommen würde und daher damit zufrieden sein müßte. Ich fragte weiter nicht; die Sache war zu schmerzlich.

Ich argwöhnte, daß die Gründe meiner Schwester, Sidney nicht verlassen zu wollen, mit den Gründen verwandt wären, die meine Mutter verhindert, mit mir zu gehen. Höchst wahrscheinlich hatte meine arme Schwester auch einen Mr. Leary, auf den sie wartete, und zu welchem sie eine eben so thörichte Zuneigung hegte.

Es war Dies ein sehr unangenehmer Gedanke, der den ganzen Egoismus meiner Natur erweckte. Ich fragte mich, warum ich nicht lieber *mein* Glück als das Anderer suchen, und dafür mehr als bloße Täuschung ernten sollte.

Vielleicht hatte Selbstsucht mich über den stillen Ocean getrieben, um meine Verwandten zu suchen. Ich glaube, daß dem so war, denn ich dachte allerdings, daß ich mein eigenes Glück nur dadurch sichern könnte, daß ich die Meinigen fände und mich bemühte, sie glücklich zu machen. Da meine Anstrengungen aber nur Täuschung erzielt hatten, warum sollte ich sie dann fortsetzen?

Meine Schwester war alt genug, daß man sie sich selbst überlassen konnte, auf welche Weise sie auch ihr Glück suchen mochte. Sie hatte das Recht, in der Colonie zu bleiben, wenn sie gern wollte.

Ich wußte, daß ihr Bemühen mich von Lenoren fern zu halten, erfolglos sein würde, und konnte ihr daher auch das Recht zugestehen, in der Colonie zu bleiben. Ihr Beweggrund, in Sidney zu bleiben, konnte ja eben so triftig wie der sein, aus welchem ich nach Liverpool zurückkehren wollte.

Ich empfand die volle Zuneigung eines Bruders für Martha, und doch konnte ich mich entschließen, sie zu verlassen. Gelang es mir, ihre Einwendungen zu überwinden, oder sie auf irgend eine Weise zu zwingen, mich zu begleiten, so konnte vielleicht ein Unglück daraus entstehen, an welchem ich dann Schuld war.

Es war zu dieser Zeit viel vorhanden, was mich zu einem längern Aufenthalte in der Colonie hätte bewegen können. Täglich entdeckte man erstaunliche Mengen von Gold in Victoria, und die Goldgruben von Neusüdwaales belohnten reich Alle, welche darin arbeiteten.

Ueberdies hatte mich das freie, romantische Leben der Goldjäger in gewissem Maaße bezaubert, und ich fühlte mich stark versucht, mein Glück noch ein Mal auf den Goldfeldern zu versuchen.

Dennoch aber besaß Liverpool einen größeren Reiz für mich. Ich war zu lange von Lenoren getrennt gewesen und mußte wieder zu ihr zurückkehren. Der Wunsch, Geld zu gewinnen, oder meinen Verwandten zu helfen,

konnte mich nicht mehr zurückhalten. Ich mußte erfahren, ob die Zukunft eines Kampfes werth sei, ob Lenore mein Lohn sein würde.

In sagte meiner Schwester, daß ich sie nicht weiter drängen würde, mich zu begleiten, sondern daß ich allein gehen und sie mit den besten Wünschen für ihr zukünftiges Wohl verlassen würde. Ich verlangte nicht ein Mal von ihr, mir die wahren Gründe, warum sie Sidney nicht verlassen wollte, anzugeben, denn ich wollte, daß wir uns in Freundschaft von einander trennen. Ich bemerkte nur, daß wir für einander nicht mehr verloren sein, sondern daß wir einen regelmäßigen Briefwechsel führen wollten. Ich forderte sie bei'm Abschied mit eindringlichen Worten auf, sich stets zu erinnern, daß sie einen Bruder hätte, an den sie sich wenden könnte, im Fall ihr unerklärliches Benehmen ihr je Kummer brächte.

Meine Schwester schien sehr von meinen Abschiedsworten gerührt zu sein, und ich erkannte, daß ihr Beweggrund, zurückzubleiben, ein ungewöhnlich gewichtiger sein mußte. Ich beschloß, ehe ich ging, sie wenigstens vor der Gefahr unmittelbaren Mangels zu schützen.

Eine anscheinend ehrenwerthe Frau suchte Jemanden mit etwas Geld, der in ein eben solches Geschäft bei ihr eintreten könnte, wie meine Mutter und Martha betrieben.

Ich konnte meiner Schwester die von der Frau verlangte Summe geben und noch ehe ich fortging, hatte ich die Freude, Martha in diesem Geschäft und in einer behaglichen Häuslichkeit thätig zu sehen.

Es hielt mich nun Nichts mehr in Sidney zurück, und Nichts, wie ich liebend dachte, war mehr zwischen mir und Lenoren, als der Ocean!

DREIZEHNTES KAPITEL. NACHRICHTEN VON LENORE.

Ein großes Klipperschiff war eben im Begriff, nach Liverpool abzusegeln, und ich besuchte es, um zu sehen, welche Annehmlichkeiten es dem Reisenden wohl bieten würde.

Ich beschloß, mit diesem Schiff zu reisen, und zwar zweiter Kajüte. Ehe ich es verließ, kam ich in Berührung mit dem Steward oder Proviantmeister, und war erstaunt, in ihm einen alten Bekannten zu finden.

Ich war angenehm überrascht, denn es war Mason, der frühere Proviantmeister der Lenore, der dem Leser bereits als einer der Männer bekannt ist, die Mistreß Hyland und deren Tochter wieder mit mie aussöhnten. Mason freute sich, mich wiederzusehen, und wir plauderten von alten Zeiten.

Er erzählte mir, daß er, seit er Liverpool verlassen, von Adkins gehört habe. Derselbe sei erster Offizier eines amerikanischen Schiffes, und habe sich den Ruf eines großen Raufbolds erworben.

Ich sagte Mason hierauf, daß ich selbst von Adkins gehört hätte, und zwar zu einer spätern Zeit; ich hätte ihn sogar in Californien selbst gesehen, wo ich ein Zeuge seines Todes gewesen wäre, den er gerade gefunden, als er wieder ein Mal seinem Hange zur Renommisterei gefröhnt.

Mason und Adkins waren nie Freunde gewesen, als sie noch zusammen auf einem Schiffe waren, und ich wußte, daß der alte Proviantmeister meine Mittheilungen über Adkins nicht unfreundlich aufnehmen würde. Ich irrte mich darin auch nicht.

»Sie erinnern sich wohl noch Mistreß Hyland's und der Tochter?« fragte Mason im Laufe des Gesprächs. »Was denke ich nur? Natürlich erinnern Sie sich der beiden Damen, denn das Haus des Capitains in Liverpool war ja fast Ihre Heimath.«

»Gewiß,« antwortete ich; »ich kann sie nie vergessen.« Diese Worte waren völlig wahr.

»Mistreß Hyland lebt jetzt in London,« fuhr der Proviantmeister fort. »Sie wohnt bei ihrer Tochter, welche verheirathet ist.«

»Was!« rief ich aus, »Lenore Hyland – verheirathet?«

»Ja. Haben Sie es denn nicht gehört? Sie heirathete den Capitain eines australischen Kauffahrers, der sie nebst ihrer Mutter nach der Hochzeit mit nach London nahm.«

»Wissen Sie gewiß – daß – daß – Sie sich nicht irren?« fragte ich, nach Athem ringend.

»Ja, ich weiß es gewiß,« erwiderte Mason. »Was ist denn da weiter? Sie scheinen sich nicht darüber zu freuen.«

»O, es ist Nichts – Nichts. Aber welchen Grund haben Sie, zu glauben, daß sie verheirathet ist?« fragte ich und versuchte gleichgültig zu erscheinen.

»Ich habe es nur gehört. Außerdem habe ich sie aber auch in dem Hause des Capitains in London gesehen, wo ich Etwas zu thun hatte. Ich wollte mit dem Capitain eine Reise machen.«

»Wissen Sie denn aber gewiß, daß die Person, welche Sie sahen, Lenore, die Tochter des Capitain Hyland, war?«

»Ja wohl. Wie sollte ich mich denn geirrt haben? Sie wissen doch, daß ich mehrmals bei dem Capitain war und sie gesehen habe, abgesehen von dem Auftritt, Den wir mit Adkins hatten, als wir Alle zusammen in Liverpool waren. Ich konnte mich nicht irren, denn ich habe mit ihr in ihrem Hause gesprochen, als ich in London war. Schon vor zwei Jahren hatte sie den Capitain des australischen Kauffahrteischiffes geheirathet, der alt genug ist, um ihr Vater sein zu können.«

Welchen Grund hatte ich, Mason's Worte zu bezweifeln? Keinen.

Ich begab mich mit einem krankhaften Gefühl des Schmerzes an's Ufer, und wünschte eben so frei von den Sorgen dieses Lebens zu sein, wie die Mutter, die ich kürzlich in's Grab gesenkt.

Wie finster erschien mir die Welt!

Die Sonne schien nicht länger zu scheinen, um Licht zu spenden, sondern nur, um die Gluth meines Schmerzes zu steigern.

Das Licht, welches meine Handlungen so schön und gut geleitet, war plötzlich verloschen, und ich war allein in einer Nacht des Kammers, die so finster war, wie ich

sie verdient haben würde, wenn ich an Lenorens Stelle das Böse geliebt hätte.

Was hatte ich gethan, um von diesem, dem größten Unglück, welches das Schicksal über uns verhängen kann, getroffen zu werden?

Wo war der Lohn dafür, daß ich Seele und Körper durch jahrelange Arbeit ermüdet, daß ich mit dem gewissenhaften und standhaften Eifer gearbeitet, der, wie die Weisen uns sagen, gewinnen muß? Was hatte *ich* denn gewonnen? Nichts, als unsterbliches Weh.

Von jetzt an konnte ich nur noch wirklich der ›rollende Stein‹ sein; denn der einzige Magnet, der mich an irgend einen Ort, oder an irgend Etwas, ja sogar an das Leben gefesselt haben würde, war für mich nicht mehr vorhanden.

Die Welt schien mir nicht mehr dieselbe zu sein, in der ich bis jetzt umhergestreift war. Es war mir, als ob ich aus einem Bereich männlichen Kampfes tief, tief in ein finsternes, ödes Land gerathen wäre, um hier freundlos, unbeachtet und ungeliebt umherzuwandern, um vergebens Etwas, ich wußte selbst nicht was, zu suchen, und ohne die Hoffnung oder auch nur den Wunsch, es je zu finden!

Ich konnte Lenore keine Schuld beimessen. Sie hatte mir gegenüber keine Treue gebrochen, denn wir hatten uns noch keine gelobt. Ich hatte ihr ja nicht ein Mal meine Liebe gestanden.

Hätte sie mir versprochen, meine Rückkehr abzuwarten, hätte sie je Liebe für mich bekannt, so hätten vielleicht Zorn oder Verachtung wegen ihrer Untreue mich von meinen schrecklichen Gedanken erlös't.

Aber auch sogar diese Trostesquelle war mir versagt. Es gab Nichts, wofür ich sie hätte tadeln können, Nichts, was mir hätte helfen können, die hoffnungslose Leidenschaft zu ersticken, die noch in meiner Seele brannte.

Ich war ein Thor gewesen, ein so stolzes Gebäude der Hoffnung auf einem so losen und launenhaften Boden zu erbauen.

Es war zusammengestürzt, und jede meiner Geisteskräfte schien unter den Trümmern zermalmt zu sein.

Ich konnte nur noch auf Eine Weise glücklich werden. Ich befand mich in einem Lande, wo Goldfelder von außergewöhnlichem Reichthum entdeckt worden waren, und ich wußte, daß keine Beschäftigung des Menschen die Gedanken mehr auf die Gegenwart zu concentriren zwingt und dieselben von der Vergangenheit abzieht, als Goldsuchen.

Gesellt Euch zu einem Zuge nach den Goldfeldern, Alle, die Ihr geistesmatt und von Kummer danieder gebeugt seid, und die Vergangenheit wird bald unbeachtet unter der Aufregung der Gegenwart dahin sinken.

Ich wußte, daß mir Das am Nöthigsten war, und von dem Augenblicke an, wo ich von Mason die unwillkommenen Nachrichten erhielt, verzichtete ich auch nur auf den Gedanken einer Rückkehr nach Liverpool.

In sagte meiner Schwester Nichts von diesem plötzlichen Wechsel meiner Pläne, sondern bat sie, nicht eher zu schreiben, als bis sie von mir gehört haben würde, sagte ihr Lebewohl und ließ sie sehr betrübt über meine Abreise zurück.

Vierundzwanzig Stunden später verließ ich auf einem Dampfschiff, das nach Melbourne ging, den Hafen von Sidney.

VIERZEHNTE KAPITEL. DIE GOLDGRÄBEREIEN VON VICTORIA.

Meine Fahrt von Sidney nach Melbourne legte ich auf dem ›Shamrock‹ zurück, und nachdem ich in Port Philip gelandet war, versuchte ich mich von Allem, was mich nach andern Ländern ziehen könnte, frei zu glauben.

Ich bemühte mich, in mir wieder einen Jüngling zu sehen, der Alles gewinnen muß und Nichts zu verlieren hat.

Die Scenen in der neugegründeten Colonie begünstigten meine Anstrengungen, und nach einiger Zeit begann ich wieder für Vieles, was um mich herum geschah, Theilnahme zu fühlen.

Es ging nicht gut anders, da sehr viel von Dem, was ich in Melbourne sah, meine Aufmerksamkeit auf höchst unangenehme Weise auf sich zog.

Nie hatte ich unter einer so großen Bevölkerung gelebt, die hinsichtlich des geselligen Lebens auf noch so niederer Stufe stand, die Schaaren von Männern und

Frauen, die man viehisch betrunken in den Straßen taumeln sah, die Menge Personen beiderlei Geschlechtes, welche schwarze Augen und andere Spuren von gegenseitigen ›Mißverständnissen‹ an sich trugen, die abscheulichen, profanen Ausdrücke, welche aus den Schenken herausschallten, wenn man daran vorüberging, kurz Alles, was dem Auge oder Ohr des Fremden begegnete, verkündigte ihm auf nicht unverständliche Weise, daß Melbourne der Aufenthaltsort tiefgesunkener Menschen sein müßte. Hier habe ich zum ersten Male in meinem Leben gesehen, wie Männer sich ungehindert an die Speisetafel eines Hotels setzten, obschon sie total betrunken waren.

Bei Vielem, was nur mit Abscheu anzusehen war, gab es auch manches belustigende Schauspiel. Viele der Männer, die man auf den Straßen gehen sah, oder denen man in den Trinkstuben der Wirthshäuser begegnete, trugen große Reitpeitschen oder glänzende Sporen, und hatten doch nie auf einem Pferd gegessen!

Die Hotelbesitzer von Melbourne kümmerten sich nicht um die Gebräuche anständiger Leute, die eben in die Colonie gekommen waren, sondern zogen die Gunst der Goldgräber vor, die bei ihnen die Ergebnisse ihrer Arbeit in Säcken voll Goldstaub zu deponiren pflegten, und betrunken blieben, bis man ihnen sagte, daß sie nur noch fünf Pfund von der niedergelegten Summe besäßen, was gerade genug war, um sie nach den Goldgruben zurückzubringen!

Ich spreche hier nicht von dem Melbourne der Gegenwart, sondern von dem Melbourne vor zehn Jahren. Jetzt

ist es eine schöne Stadt, wo theilweise alle Produkte der Welt für einen vernünftigen Preis zu erlangen sind. Die meisten der Bewohner des Melbourne von 1853 haben sich, weil sie sich so leicht Gold verschaffen konnten, durch Trunk und Ausschweifungen getödtet, und eine Bevölkerung ehrenwertherer Bürger aus dem Mutterlande lebt jetzt dort an ihrer Stelle.

Ich hielt mich nur kurze Zeit in diesem Gomorra der Colonieen auf. Von Abscheu gegen die Stadt und Alles, was sich darin befand, erfüllt, begab ich mich wenige Tage nach meiner Ankunft nach den Goldgruben von M'Ivor.

Ich reis'te in Gesellschaft mehrerer anderer Personen, welche sich ebenfalls dahin begaben, und wir hatten einen Wagen und ein Pferd gemiethet, um unser Gepäck und Handwerkszeug zu transportiren.

Einer meiner Reisegefährten war am Abend vor unserer Abreise von Melbourne betrunken, und konnte daher am Morgen, als wir abreisen wollten, kein Frühstück genießen. Er hatte nachlässiger Weise vergessen, sich mit Proviant für die Reise zu versehen, und war genöthigt, in den Wirthshäusern, die am Wege lagen, seine Mahlzeiten einzunehmen.

Ehe der Tag noch zu Ende war, war er sehr hungrig geworden, wollte aber auch Nichts von den Andern zu essen annehmen.

»Nein, ich danke,« pflegte er zu sagen, wenn man ihn bat, Etwas anzunehmen. »Ich will warten. Wir werden noch vor Abend an einem Kaffeehaus anhalten, und ich

werde dem Manne, dem es gehört, eine gute Lehre geben. Ich werde Alles aufessen, was er hat. Auf mein Wort! Ich will ihm eine Lehre geben, wer er auch sein mag. Er wird nicht wieder ein Kaffeehaus haben wollen.«

Diese sonderbare Drohung wiederholte er mehrmals am Tage, und wir erwarteten Alle, am Abend eine wunderbare Leistung im Aufessen von Mundvorräthen mit anzusehen.

Endlich erreichten wir das Kaffeehaus, wo wir die Nacht über zu bleiben beabsichtigten, und bestellten unser Essen. Als man uns bat, Platz zu nehmen, thaten wir es, und man legte uns eine Hammelkeule hin, von der, wie man an ihrem zerstückelten Zustand deutlich sehen konnte, mehrere hungrige Menschen bereits gegessen hatten.

Ein in heißer Asche gebackenes Brot, welches man in den Colonieen einen ›Damper‹ nannte, Thee, in welchem etwas Zucker aufgelös't worden war, etwas Salz und eine große Flasche voll schmutzigen Essigs waren die Begleiter der Hammelkeule. Ich hatte mich bereits zu vielen solchen Mahlzeiten niedergesetzt, und war daher durchaus nicht in meinen Erwartungen getäuscht. Der Mann aber, der den ganzen Tag über Nichts gegessen hatte, schien anders über die Sache zu denken. Der Gewohnheit gemäß, mußte er seine vier Schillinge voraus bezahlen, ehe er sich an den Tisch setzte, und als er sah, was er für sein Geld bekommen sollte, schien er sehr ärgerlich zu sein.

»Auf mein Wort!« rief er, »ich sagte, daß ich dem Wirth eine Lehre geben wollte, aber auf mein Wort! er hat mir

eine gegeben. Ich habe mich hungrig an den Tisch gesetzt, werde aber, wenn ich aufstehe, dem Hungertode nahe sein.«

Keiner von uns konnte die Wahrheit Dessen bezweifeln, was unser Reisegefährte in so naiver Weise ausdrückte.

Nachdem wir die Goldgruben von M'Ivor erreicht, begann ich mit einem meiner Reisegefährten auf gemeinschaftliche Rechnung zu arbeiten.

Wir kauften ein Zelt und Werkzeuge, und begannen sogleich Gold zu suchen.

In den Goldgräbereien von M'Ivor war die Lynchjustiz sehr nöthig, wie Dies überhaupt in ganz Victoria, während der ersten drei Jahre, nachdem man Gold entdeckt hatte, der Fall war.

Die, welche die ehrenhaftesten Colonisten sein wollten, mochten nicht, daß eine englische Colonie durch die Lynchjustiz, die dem englischen Ohr ein wahres Schreckenswort war, geschändet würde, und ließen die Colonie lieber von zehn Mal so viel Räubereien und Diebstählen schänden, als je in Californien ausgeübt wurden, welches sie das Land des Blutvergießens und der Verbrechen zu nennen liebten.

In Californien war es nie nöthig, daß die Goldsucher ihre Werkzeuge über Nacht mit nach Hause nahmen. Sie konnten dieselben in ihrer Grube liegen lassen und überzeugt sein, sie am nächsten Morgen wiederzufinden. Dagegen las ich in einer Nummer des ›Argus‹ von Melbourne vom 5. November 1852 zweihundertundsechundsechzig

Anzeigen, in denen man Belohnungen für die Wiederver-
schaffung gestohlenen Eigenthums versprach! Dennoch
schreiben die ›Times‹ von London über dieselben Colo-
nieen Folgendes:

»Es ist erfreulich zu hören, daß die englische Liebe zu
Gesetz und Gemeinsinn daselbst vorherrschen.«

Da die meisten Diebstähle sich auf Artikel beschränk-
ten, die es nicht werth waren, daß man das Geld einer
Anzeige ihres Verlustes dafür ausgab, so kann sich der
Leser den Zustand des gesellschaftlichen Lebens in Victo-
ria zu dieser Zeit vorstellen, und wie weit ›die englische
Liebe zu Gesetz und der Gemeinsinn vorherrschte!‹

Es war nur eine der vielen Lügen, welche die gewissen-
losen Herausgeber dieses Blattes verbreiteten, und we-
gen welcher sie eines Tages hoffentlich zur Rechenschaft
gezogen werden.

Nur Wenige von Denen, die in den Goldgruben Verbre-
chen begingen, wurden je vor ein Gericht gestellt, oder
auf irgend eine Weise wegen ihrer Missethaten zur Re-
chenschaft gezogen. Bisweilen schickte man Gefangene
nach Melbourne, damit sie dort verhört würden; aber da
Niemand sich eine Ausgabe von dreißig bis vierzig Pfund
machen, hundert Meilen weit reisen, und drei bis vier
Wochen kostbare Zeit damit verlieren wollte, daß man
den Gefangenen nachreis'te, so war das Resultat gewöhn-
lich eine Freisprechung.

Während ich mich in M'Ivor aufhielt, schlich sich ein
Dieb in mein Zelt, als ich abwesend war, und stahl mir
ein Fernglas, welches mir Capitain Hyland gegeben, wie

auch mehrere andere kleine Artikel, die ich lange und weit mit mir herumgetragen, und die mir folglich sehr lieb waren.

Später erhielt ich das Fernglas durch die Hilfe der Polizei zurück, und hätte wahrscheinlich auch den Dieb überführen und bestrafen lassen können, wenn ich meine ausgiebige Goldgrube hätte verlassen, eine lange Reise nach Melbourne unternehmen und ungefähr vierzig Pfund ausgeben wollen, um gegen den Dieb zu zeugen.

Da ich aber alles Dies nicht *pro bono publico* thun wollte, so blieb der Verbrecher ungestraft.

Als ich des Aufenthalts in M'Ivor müde war, begab ich mich nach Fryer's Creek. Dort traf ich einen Gefährten aus Californien, Namens Edmund Lee, mit dem ich zusammen arbeitete. Da wir aber nur wenig Erfolg hatten, so gingen wir weiter nach Jones' Creek, welches fünfunddreißig Meilen von Fryer's Creek lag.

An diesem Abend sah ich mehr Betrunkene, als während eines ganzen Jahres in Californien, wo doch der Verkauf berauschender Getränke erlaubt, während er in den Goldfeldern von Victoria durch ein Gesetz verboten war. Es waren allerdings vierhundert Berittene und andere Polizeier zu dieser Zeit in Castlemain, um »englische Gesetze und englische Ordnung aufrecht zu erhalten«, und Die, welche berauschende Getränke verkauften, mußten eine Geldstrafe von fünfzig Pfund zahlen, oder wurden eingesteckt, oder mußten auch beide Strafen leiden.

Ein einziges Laster allein, welches in Californien ein sehr vorherrschendes war, bemerkte man auf den Goldfeldern von Victoria nicht, es gab nämlich hier keine Spielhäuser.

Nachdem wir Castlemain verlassen, marschirten wir ungefähr fünfundzwanzig englische Meilen und verbrachten die ganze Nacht in ›Simpson's Station‹.

Man sagte mir, daß hier sechzehntausend Schafe weideten.

Ehe wir diese Station erreichten, kamen wir an einer vorüber, wo die Schafe von einer Krankheit geplagt wurden, die der Räude ähnlich war. Todte Thiere lagen überall herum, und die, welche noch lebten, konnten kaum noch die wenige Wolle schleppen, die an ihrer himmelblauen Haut hing.

Am Sonntag, dem 14. August 1853, erreichten wir die Goldgräbereien von Jones' Creek, wo wir ungefähr zehntausend Menschen, aber keinen Ort fanden, an dem wir uns eine Mahlzeit oder eine Wohnung für die Nacht verschaffen konnten.

Damit der Leser sich einen Begriff von den Mühseligkeiten machen könne, welchen die Goldsucher damals oft ausgesetzt waren, will ich unsere Lebensweise in Jones' Creek beschreiben.

Zuerst kauften wir einige wollene Decken, und mit diesen, einigen Stangen und Stricken bauten wir uns eine Art Zelt. In keinem der Laden konnten wir einen Topf finden, in welchem wir hätten Fleisch kochen können, so

daß wir es auf einen Stock spießen und über dem Feuer braten mußten. Bisweilen konnten wir Brot kaufen, das aus Bendigo kam, und welches wir den Laib von drei und einem halben Pfund mit sechs Schillingen bezahlen mußten! Wenn wir keins bekommen konnten, mußten wir Mehl kaufen, es zu Teig kneten und in der Asche rösten.

Es gab keinen Vergnügungsort in Jones' Creek, und eine starke Polizeiwache stationirte hier, um den Verkauf geistiger Getränke zu verhindern, oder um vielmehr Die, welche solche Getränke verkauften, festzunehmen, wie auch um darauf zu sehen, daß jeder Goldsucher mit der vorschriftmäßigen ›Lizenz‹ versehen war.

Das kostbare Metall fand sich sehr ungleich vertheilt vor, und während Viele sich ein Vermögen erwarben, kamen Andere zu Nichts.

Man fand daß Gold in ›Nuggets‹ oder Klumpen, wo es in ›Pockets‹ von Schieferfelsen lag, und man konnte kein Gold gewinnen, so lange man nicht diese ›Pockets‹ oder Taschen erforscht hatte.

Am Tage nach unserer Ankunft suchten wir, mein Gefährte und ich, uns zwei Goldgruben aus. Da wir aber nicht Beide sie behalten konnten, so wählten wir uns eine, und gaben die andere mehreren Männern, mit denen wir etwas bekannt geworden.

Die oberste Erde von den beiden Stücken Landes ward entfernt, aber kein Körnchen Gold war in unserer Grube zu finden, während vierundzwanzig Pfund in der Grube,

die wir weggegeben hatten, ohne Wäsche gefunden wurden.

Lee blieb mit mir drei Wochen in Jones' Creek. Wir arbeiteten Beide tüchtig, gewannen aber Nichts. Dann gingen wir nach Fryer's Creek zurück, wo unsere früheren Gefährten noch arbeiteten.

Auf unserm Rückweg machten wir an einem Orte Halt, wo wir eine Mahlzeit einnehmen wollten, und wo mehrere Männer mit einem Karren voll Vorräthen, die sie in eine der Goldgräbereien bringen wollten, auch Halt gemacht hatten, um zu Mittag zu essen.

Wir hatten uns Zucker mitzunehmen vergessen, und wollten gern Etwas davon zu unserm Kaffee kaufen. Die Männer mit dem Karren wollten keinen verkaufen, aber wir wollten um jeden Preis welchen haben.

»Wir wollen Euch eine kleine Schale voll Zucker ablassen,« sagte der Eine, »aber Ihr müßt uns zehn Schillinge dafür geben.«

»Ja wohl,« sagte mein Begleiter, Edmund Lee; »es ist eigentlich, wenn man die Verhältnisse bedenkt, billig genug.«

Der Mann gab uns den Zucker und wollte dann das Geld nicht nehmen. Er war nicht so geizig, wie wir gedacht hatten. Er hatte geglaubt, uns dadurch, daß er den Preis verzehnfachte, abzuschrecken, ohne daß er sich von Dem zu trennen brauchte, was er bald selbst brauchen könnte.

Am Abend des zweiten Tages unserer Reise, ungefähr gegen neun Uhr, erreichten wir die Ufer von Campbell's

Creek, welches ungefähr vier Meilen von dem Ort unserer Bestimmung entfernt war.

Es hatte den ganzen Tag geregnet, und der Strom war so angeschwollen, daß wir nicht mit Sicherheit in der Finsterniß über denselben setzen konnten.

Der Regen fiel immer noch, und wir breiteten unsere feuchten Decken auf die Erde. Vergebens beteten wir um Schlaf, der aber während der ganzen langen, schrecklichen Nacht nicht in unsere Augen kam.

Am nächsten Morgen standen wir zeitig auf, müder, als wir uns niedergelegt hatten, und nachdem wir den Strom durchwateten, gingen wir weiter nach Fryer's Creek, wo wir nach mehreren Stunden anlangten.

Wir hatten seit dem Mittag des vorigen Tages Nichts genossen, und unsere Gefährten mußten glauben, wir hätten während unserer ganzen Abwesenheit Nichts gegessen, mit solchem Heißhunger fielen wir über unser Frühstück her.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DER GESTOHLENE GOLDKLUMPEN.

Ich arbeitete in einer Grube in German Gully, Fryer's Creek, in Gemeinschaft mit noch zwei Männern, die ich sehr wenig kannte, und mit denen ich, außer in den Arbeitsstunden, kaum verkehrte.

Der Eine war verheirathet und wohnte mit seiner Frau und seiner Familie in einem großen Zelt. Der Andere wohnte dicht neben dem Zelte seines Kameraden in einem sehr kleinen Zelt. Obgleich nun diese Beiden mir

fremd waren, so kannten sie sich doch gegenseitig sehr gut, oder hatten doch auf alle Fälle schon mehrere Monate lang zusammen gearbeitet. Sie ließen mich mit arbeiten, um eine Grube behalten zu können, die für zwei Personen zu groß war. Wir Drei, die wir so zeitweilig zusammen arbeiteten, waren nicht ›regelmäßige Kameraden‹, wie man in den Goldgräbereien sagt, obgleich meine beiden Mitarbeiter zu einander in diesem Verhältniß standen.

Die Grube war ausgiebiger, als sie erwartet hatten, und ich erkannte aus ihrem Benehmen, daß sie es bereueten, mich als Mitarbeiter aufgenommen zu haben.

Es dauerte ungefähr drei Wochen, ehe wir unsere Aufgabe beendeten, worauf dann das gefundene Gold in drei gleiche Theile getheilt ward, und Jeser seinen Antheil an der Ausbeute bekam. Dann wurden die mit der Arbeit verbundenen Kosten in Abzug gebracht, und die gemeinschaftliche Arbeit hatte ihr Ende erreicht, so daß ein Jeder gehen konnte, wohin er wollte.

Am darauffolgenden Morgen erhob ich mich sehr früh, aber so früh es auch noch war, so bemerkte ich doch, daß das kleine Zelt, welches dem unverheiratheten Mann gehörte, nicht mehr an seinem Platze stand. Ich dachte, der Eigenthümer hätte es vielleicht an einem anderen Platze errichtet, aber ich sah es nirgends.

Nun dachte ich mir, daß der Mann fortgegangen sein müsse.

Es war mir auch ganz einerlei, ob er fortgegangen wäre oder nicht. Wenn ich etwas wünschte, so war es die

Gewißheit, daß er wirklich fort wäre, denn er war ein Mann, dessen Platz beliebter war, als seine Gesellschaft. Trotzdem war ich über sein Verschwinden erstaunt, erstens, weil er nichts von seiner Absicht gesagt, uns auf diese unceremoniöse Weise zu verlassen, und zweitens, weil ich nicht dachte, daß er seinen Kameraden eher verlassen würde, als bis ein Zank sie trennte. Da ich aber keinen Streit gehört, und es hätte keiner entstehen können, ohne daß ich es gehört hätte, so war mir die Abwesenheit des Mannes ein Räthsel.

Darüber klärte mich jedoch sein Kamerad bald auf, welcher, wie ich vermuthet, eben deßwegen in mein Zelt kam.

»Habt Ihr bemerkt, daß Tom fort ist?« fragte er.

»Ja,« erwiderte ich, »ich sehe, daß sein Zelt weggenommen worden ist, und dachte mir, daß er fort wäre.«

»Als ich heute Morgen erwachte,« fuhr der Ehemann fort, »und sah, daß er über Nacht verschwunden war, gerieth ich in das größte Erstaunen.«

»Wirklich?«

»Ich achtete Tom sehr, und glaubte, daß er mich gleichfalls achtete. Ich dachte, wir würden so lange zusammen arbeiten, als wir in den Goldgräbereien blieben, und daß er fortgegangen war, ohne ein Wort zu sagen, dies verduzte mich. Meine Frau war jedoch durchaus nicht erstaunt, als ich ihr sagte, daß Tom fort wäre. Sie sagte, sie hätte es erwartet und wunderte sich nur, daß er den Muth gehabt hätte, so lange zu bleiben. Ich fragte, was

sie meinte, und zur Antwort zeigte sie mir diesen Klumpen.«

Als der Mann das gesagt hatte, zog er einen Klumpen Goldes aus der Tasche, der ungefähr achtzehn Unzen wog, und hielt mir denselben hin.

»Was hat denn aber dieser Goldklumpen damit zu thun, daß Euer Kamerad Euch verlassen hat?« fragte ich.

»Dieselbe Frage richtete ich an meine Frau,« sagte der Mann.

»Und welche Antwort gab sie darauf?«

»Sie sagte, daß sie, nachdem wir eine Woche in der Goldgrube gearbeitet hätten, eines Tages Brot gebacken hätte. Als sie das letzte Mehl, das sie gehabt, verbraucht, sah sie, daß noch eine Hand voll nöthig war, um das Brot auf der Außenseite zu bestreuen, damit es nicht in dem Napf anlebe. Da sie die Hände im Teig hatte, so wollte sie nicht in einen Laden gehen, sondern ging hinüber in Tom's Zelt, um etwas Mehl aus seinem Sack zu holen. Das war weiter nichts, denn wir kannten ihn so gut, daß wir wußten, er werde es nicht weiter übel nehmen. Meine Frau war schon oft in seinem Zelt gewesen, um Verschiedenes zu leihen, und Tom wußte es und hatte das stets ganz in Ordnung gefunden. Nun, an dem Tage, von welchem ich hier spreche, ging sie in sein Zelt, um das Mehl zu holen, und als sie die Hand in den Sack steckte, fand sie diesen Goldklumpen hier. Begreift Ihr immer noch nicht? Es ist so deutlich, wie nur sonst etwas. Tom hatte den Goldklumpen gefunden, während er allein in der Grube arbeitete, und wollte es behalten, ohne irgend

Einen von uns etwas davon wissen zu lassen. Er wollte uns unsern Theil an dem Golde nehmen. Er ist ein verdammter Dieb geworden.«

»So scheint es allerdings,« sagte ich.

»Ich weiß es,« sagte Tom's alter Kamerad nachdrücklich. »Ich weiß es, denn er hat stets mit mir zusammen gearbeitet, so lange er in den Goldgräbereien gewesen ist, und er kann den Goldklumpen nirgends anders herbekommen haben. Außerdem beweist auch der Umstand, daß er das Gold in dem Mehlsack versteckt hat, daß er nicht auf ehrliche Weise dazu gekommen ist. Er hat nie die Absicht gehabt, uns etwas davon wissen zu lassen. Meine Frau ist sehr klug, und begriff das Alles in demselben Augenblick, wo sie den Goldklumpen sah. Sie steckte denselben auch nicht wieder in den Sack, sondern brachte ihn mit zu uns. Als Tom ihn vermißte, was er an demselben Tage gethan haben muß, sagte er kein Wort zu uns über seinen Verlust. Er fürchtete sich, etwas davon zu erwähnen, weil er wußte, daß ich ihn fragen würde, ich wie er dazu gekommen wäre, und warum er nicht früher etwas davon erwähnt hätte. Das an sich allein beweis't, daß er den Klumpen aus unserer Grube gestohlen.«

Ohne Zweifel hatte der Mann und seine ›kluge‹ Frau Recht in ihren Vermuthungen, die eine befriedigende Erklärung dafür waren, daß Tom sich so seltsam benommen und uns um Mitternacht verlassen hatte. Er hatte über den Verlust des Goldklumpens geschwiegen, weil er nicht gewiß wußte, auf welche Weise er verschwunden und wohin er gekommen war. Er hatte uns auch nicht

unmittelbar nach der Entdeckung seines Verlustes verlassen, weil die Goldgrube zu ausgiebig war, als daß er einer solchen Kleinigkeit wegen hätte fortgehen sollen. Durch den Versuch, uns zu bestehlen, hatte er seinen Antheil an dem Fund, zu welchem er berechtigt gewesen wäre, verloren, während seine Befürchtungen, Zweifel und andere unangenehme Gedanken, die aus der Verübung seiner Untreue entstanden, ihn empfindlicher bestraft haben mußten, als der Verlust des Goldklumpens. Er konnte nicht gut auf sich selbst zu sprechen sein, als er still sein kleines Zelt auseinander nahm und mitten in der Nacht nach anderen Goldgräbereien schlich, wo man ihn vielleicht nicht kannte. Ich habe oft possirliche Illustrationen zu dem alten Sprüchwort ›Ehrlich währt am Längsten‹ angesehen, aber keine war deutlicher oder besser, als Ton's erfolgloser Versuch, den Goldklumpen zu entwenden.«

Es giebt vielleicht keine Beschäftigung, wobei den Menschen bessere Gelegenheit geboten wird, ihre Gefährten zu bestehlen, als das Goldsuchen. Und doch glaube ich, daß derartige Beispiele wie Beraubung eines Kameraden sehr selten auf den Goldfeldern vorkommen. Während meines langen Aufenthaltes in den Goldgräbereien, sowohl in Californien, wie in Australien, weiß ich nur von zwei solchen Fällen.

Der Mann, welcher mir den in Tom's Zelt gefundenen Goldklumpen brachte, war, wie die Mehrzahl der Goldsucher, ehrlich. Dies bewies schon seine Enthüllung des

Geheimnisses, in Folge welcher er das Geld mit mir theilen mußte, das er mir auch gleich anbot.

Ich nahm jedoch sein großmüthiges Anerbieten nicht an, sondern gestattete ihm, das ganze Gold zu behalten, oder ich schenkte es vielmehr seiner ›sehr klugen Frau‹, die gewiß auch verdient hatte, einen Antheil an dem Golde zu bekommen.

SECHSZEHNTE KAPITEL. EIN FURCHTBARER SCHRECK.

Nach dem ich meine Forschungen in Fryer's Creek beendet, begab ich mich in Gesellschaft meiner ›regelmäßigen Kameraden‹ nach Ballarat, wo, wie man damals sagte, ›ganze Goldschmiedläden‹ entdeckt worden waren.

Man fand das Gold auf diesem Felde in ›Adern‹, die ungefähr hundertundsechzig Fuß unter der Oberfläche des Bodens lagen.

Diese Adern oder Gänge waren gewöhnlich nur für eine Grube breit genug, und konnte Niemand eine solche erlangen oder behaupten, ohne erst einen Kampf darum zu bestehen.

Es gelang mir und meinen Kameraden, eine Grube auf ›Sinclair's Hügel‹ zu erhalten, und während wir darin arbeiteten, hatten wir fünf wirkliche Treffen mit Eindringlingen, wobei mein Freund Edmund Lee Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen, und bei einer Menge bewundernder Zuschauer wegen der Tapferkeit seiner Fäuste großen Beifall erntete.

Ich bin oft an Orten gewesen, wo mein Leben in Gefahr schwebte, und wo meine Furcht bis auf's Aeußerste gesteigert ward; aber nie habe ich einen größeren Schrecken gehabt, als während meiner Arbeit an der Goldgrube auf Sinclair's Hügel.

Wir teuften den Schacht ab, und ich befand mich in demselben, in einer Tiefe von hundertundzwanzig Fuß. Einer meiner Kameraden hatte seinen Wachsleinwandrock, um ihn los zu werden, über die Winde geworfen. Der so leicht hingeworfene Rock glitt ab und kam mit raschelndem, dröhnendem Geräusch, welches mir fast wie Donnerklang, den Schacht hinunter.

Ich blickte in die Höhe. Ueber mir war Alles finster, und ich glaubte, der Schacht stürze vor einem Punkte an ein, der ungefähr sechzig Fuß hoch über mir lag, wo wir eine Schicht nassen Sand durchbohrt hatten.

Endlich erreichte der lärmende Rock den Boden, und ich blieb unverletzt; aber ich war so erschrocken, daß ich nicht eher weiter arbeiten konnte, als bis ich hinaufgegangen war, ein Glas Branntwein getrunken und einige Züge aus meiner Pfeife gethan hatte.

Das Geschäft des Goldsuchens ist in den Goldgruben von Victoria mit bedeutenden Gefahren verbunden, und Die, welche demselben obliegen, sollten nicht bloß mäßige, sondern auch etwas sachkundige Männer sein. Da Jeder auf den Goldfeldern sein eigener Herr ist und nur von seinem freien Willen geleitet wird, so giebt es natürlich Viele, die sorglos und oft in trunkenem Zustande

arbeiten. Es ereigneten, oder ereigneten sich damals fast täglich Unfälle.

Wenn einem Betrunkenen ein Unfall zustieß, so ritt gewöhnlich der Betrunkene selbst nicht darunter, sondern sein Kamerad, dem ein Wassereimer oder ein anderes schweres Geräth aus einer Höhe von hundert Fuß auf den Kopf herabgeworfen ward.

Die Goldgräber sind im Ganzen genommen äußerst gleichgültig gegen jede Gefahr, und zu träg, dieselbe zu vermeiden. Oft arbeiten sie in einem Schacht fort, von dem sie wissen, daß er bald einstürzen wird, sie hoffen aber, daß dies während der Nacht oder während des Mittagessens geschehen wird. So lange noch eine Möglichkeit zum Entkommen da ist, sagt ihnen die Oeffnung, daß ›Alles noch in Ordnung ist‹, worin sie sich nur zu oft täuschen.

Während ich der Beschäftigung des Goldsuchens oblag, bei sich mir häufig Gelegenheit, den Satz zu prüfen, auf den sich Tabackraucher oft berufen, nämlich daß das ›Kraut‹ ein wirksames Mittel gegen Furcht ist. Verschiedene Male habe ich mich unter der Erde befunden, wo ich mich in Gefahr glaubte, und bin so lange von einer Furcht, die mich in wahre Todesangst versetzte, geplagt worden, bis ich meine Pfeife anzündete, worauf alle Befürchtungen sogleich buchstäblich in Rauch aufzugehen schienen.

Es liegt etwas in dem Genuß des Tabacks, was in keinem der natürlichen oder unnatürlichen Bücher über Physik, welche ich gelesen, erwähnt oder erklärt wird.

Das Rauchen wird im Allgemeinen von Denen gemißbilligt, die nicht rauchen. Es giebt aber gewiß Zeiten, in denen sich Derjenige, welcher raucht, besser befindet, als wenn er es nicht thäte, obgleich bei'm unmäßigen Gebrauch des Tabacks dieser Genuß wie alle anderen irdischen Genüsse in einen Fluch verkehrt werden kann.

Meine Leser werden denken, daß eine Abhandlung, über den Taback nur wenig mit den Abenteuern eines ›rollenden Steines‹ zu thun haben könne. Warum aber sollten sie etwas dagegen haben, meine Meinungen über die Dinge im Allgemeinen zu hören, da diese Abenteuer gerade durch diese meine Absichten veranlaßt oder beherrscht worden sind? Ich bin auf die kleinsten Einheiten meiner Erfahrungen in Goldsucherangelegenheiten mit dem Glauben eingegangen, daß kein vernünftiger Leser dieselben für uninteressant halten wird, und immer noch von demselben Glauben geleitet, beabsichtige ich, auch etwas näher auf den Gegenstand einzugehen.

Bei meinem Goldsuchen habe ich oft bemerkt, welchen Einfluß der Geist auf den Körper ausübt.

Wenn man Sand wäscht, der nur wenig Gold enthält, so wird der Körper bald müde, und zwar so, daß die Arbeit zur Plage wird. Wäscht man dagegen Sand, der ›reich‹ ist, so kann man sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang energisch anstrengen, ohne sich am Ende einer so langen Arbeitszeit müde zu fühlen.

Bei'm Goldsuchen wie bei den meisten anderen Beschäftigungen giebt es gewisse Kniffe, durch welche die Menschen Andere, und bisweilen auch sich täuschen. Oft

wird Gold sehr geschickt in Bruchstücke von Quarzfelsen eingelegt, um den Verkauf von Antheilen an einer Grube zu erleichtern.

Ich machte die Bekanntschaft mehrerer Goldsucher, die auf tiefe Weise getäuscht worden waren und die den Betrug gemerkt, als die Betrüger bereits entflohen waren. Dagegen sah ich einmal, wie ein Goldsucher sich weigerte, einen Antheil an einer Grube, worin man ›herrliche Proben‹ gefunden, zu kaufen, weil er fürchtete, daß man ihn in irgend einer Weise betrügen wollte. Einen Monat darauf sah ich, wie er für denselben Antheil gerade zwanzig Mal so viel gab, als man zuerst von ihm verlangt hatte.

Ich erinnere mich einer Gesellschaft ›Tasmanier‹, oder Australier, die eine große Strecke Landes auf einem Goldfelde in Bendigo aufgegeben hatten. Die reichste Erde wuschen sie, sobald sie dieselbe ausgegraben, und die übrige warfen sie auf einen großen Haufen und nannten sie ›Schmutz zum Waschen Nummer 2.‹

Von dieser Erde wußten sie, daß sie kaum der Mühe des Waschens lohnen würde, und da sie eben von einem neuen ›Zug‹ nach einem einige Meilen entfernten Ort gehört, so beschlossen sie, ihren ›Schmutz zum Waschen Nummer 2‹ zu verkaufen.

In der Nähe der Goldgruben wohnte eine Art Doctor, der auf verschiedene Weise im Geschäft des Goldsuchens speculirte. Zu diesem Individuum begaben sich die Tasmanier und sagten ihm, daß sie Privatnachrichten

von den neuentdeckten Fundgruben erhalten und augenblicklich sich hinbegeben müßten, da sie sich sonst kein Vermögen erwerben könnten. Deßwegen wünschten sie ihren ›Schmutz zum Waschen‹, der wenigstens zwei Unzen Gold auf die Ladung enthielte, zu verkaufen; da sie aber in die neuen Goldgruben müßten, so wollten sie nicht um den Preis knickern, sondern zwölf Unzen für den ganzen Haufen haben, der ihrer Meinung nach ungefähr dreißig Ladungen enthielte.

Der Doctor versprach, den nächsten Morgen hinunterzukommen und sich die Erde anzusehen. Am Abend begaben sich die Tasmanier zu einem Bekannten, welcher dem Doctor unbekannt war, und baten ihn, dem nächsten Morgen bei ihrem Schmutzhaufen herumzugehen und eine Waschschüssel mitzunehmen. Dann schärften sie ihm weiter ein, daß er, im Fall er gebeten würde, eine Schüssel Schmutz zu waschen, eine Handvoll von dem Theil des Haufens nehmen sollte, wo er einige weiße Fleckchen Quarz bemerkte.

Am nächsten Morgen kam der Doctor, wie er es versprochen, wollte aber nicht eher einen Handel abschließen, als bis man erst etwas Schmutz gewaschen, und er danach die Ausbeute ungefähr bemessen könnte.

»Dagegen haben wir nichts einzuwenden,« sagte der eine der Eigenthümer des Schmutzhaufens vertrauensvoll.

»O, durchaus nicht, Doctor,« fügte ein Zweiter hinzu.

»Da geht ein Mann mit einer Waschschüssel,« bemerkte ein Dritter. »Wie wäre es, wenn Sie sich einigen Schmutz von ihm prüfen ließen?«

Der der Gesellschaft anscheinend unbekannt Mann ward herbeigerufen. Man sagte ihm, daß der Schmutz verkauft werden sollte, und daß der Käufer eine Probe von einer Person gewaschen haben wollte, die nicht an dem Verkauf betheilig sei. Dann fragte man ihn, ob er etwas dagegen hätte, eine Schüssel oder zwei voll Erde zu waschen.

Natürlich hatte er durchaus nichts dagegen.

»Nehmt ein Wenig überall,« sagte einer der Eigentümer, »und dann wird sich zeigen, was die Masse im Durchschnitt giebt.«

Der Verbündete that, was man von ihm verlangte, und erhielt eine Probe, aus der man erkennen konnte, daß der Schmutz wahrscheinlich auf die Ladung etwa vier Unzen Gold enthielt.

Der Doctor beeilte sich, den Goldsuchern die geforderte Summe zu bezahlen, und ward in weniger als zehn Minuten Eigenthümer des Erdhaufens.

Der Schmutz war, wie die Goldsucher es nennen, »gesalzen« gewesen, und wie sich nachher erwies, gewann der speculirende Doctor nicht einmal so viel Gold daraus, um die Kosten des Waschens bezahlen zu können.

In Ballarat hatten meine Gefährten und ich Erfolg in unseren Versuchen, Gold zu gewinnen, und doch gefiel uns der Ort nicht. Nur sehr wenige Goldsucher sind mit dem Ort zufrieden, wo sie zufällig sind. Gerüchte von

ausgiebigeren Goldgruben fliegen überall in der Luft herum, und diesen Gerüchten schenkt man nur zu leicht glauben.

In der letzten Hälfte des Jahres 1853 erreichte die Goldgräbereien von Victoria das Gerücht, daß man sehr reiche Gruben in Peru entdeckt habe.

Jetzt hat man guten Grund zu dem Glauben, daß diese Gerüchte in Melbourne ihren Ursprung hatten, daß sie von Schiffsagenten und Schiffsherren, die ihre Schiffe nach Callao schicken und gern Passagiere mitnehmen wollten, oder vielmehr das Geld brauchten, das diese Passagiere bezahlen mußten, verbreitet und in Umlauf gebracht wurden.

Man zeigte Privatbriefe, die aus Peru sein sollten, und in denen glühende Beschreibungen von dem Goldreichtum, der in den Barrankas der Anden funkeln sollte, enthalten waren.

Die Zeitungen der Colonieen thaten alles Mögliche, um die im Entstehen begriffene Aufregung zu ersticken. Obgleich aber ihr Bemühen nicht ganz erfolglos war, so konnten sie es dennoch nicht verhindern, daß viele Hunderte zum Opfer der Betrügerei der schlechten Menschen wurden, die damals den Schiffsverkehr von Melbourne in den Händen hatten.

Die Mehrzahl Derjenigen, welche verlockt wurden, nach Peru zu gehen, waren Amerilaner, Canadier und Franzosen, wahrscheinlich weil es ihnen in Australien mehr als den Colonisten selbst mißfiel.

Unter den Opfern des ›Callaofiebers‹ habe ich auch mich, wie meine Gefährten Edmund Lee und einen Anderen zu nennen. Da wir Alle Drei zu einfältig waren, um eine Betrügerei zu argwöhnen, oder zu bereitwillig der Versuchung nachzugeben, so reis'ten wir nach Melbourne und fuhren von da über den großen stillen Ocean.

SIEBZEHNTE KAPITEL. DAS GOLDFIEBER VON CALLAO.

Es konnte nicht leicht eine uninteressantere Reise geben, als die, welche wir nach Callao machten. Es befanden sich ungefähr hundertundfünfzig Passagiere an Bord, von denen die Meisten junge, wilde Abenteurer waren.

Der Herr des Schiffes war so vernünftig, es nicht zu versuchen, uns verhungern zu lassen. Wenn er es gethan hätte, so würde er dadurch eine unangenehme Popularität erlangt haben. Wir hatten aber keinen Grund, uns in Bezug auf unsere Nahrung zu beklagen.

Die Hauptbelustigung auf dem Schiffe war Spielen, aber man that es sehr ruhig, und es kamen keine Streitigkeiten vor, die zu einem ernstem Unglück geführt hätten. Wir hatten blos keine besondere Aufregung irgend welcher Art, und deßwegen habe ich die Reise uninteressant genannt. Trotzdem war es keine unangenehme. Ich zögere nicht, zu behaupten, daß diese lange Reise vor ihrem Ende eine Hölle auf einem Schiffe geworden wäre, wenn alle die Goldsucher, die sich an Bord desselben befanden, dem reinen australischen Typus angehört hätten.

Als wir endlich Callao erreichten, wurden wir einfach ausgelacht, daß wir Victoria verlassen hatten. Wir hatten

ein Goldland verlassen und eine weite Seereise gemacht, um zu entdecken, daß wir geprellt worden waren.

Niemand aber schien in seinen Erwartungen getäuscht zu sein. Ein Jeder sagte, »Das dachte ich mir!« Ich habe mir vielleicht dasselbe gesagt, ich weiß jedoch nicht, ob ich es gethan habe, oder nicht; aber ich gebe jetzt zu, daß ich mich für betrogen hielt, und ich glaube, daß Jeder der Passagiere etwas wie ich fühlte, nämlich die starke Neigung, entweder sich selbst, oder einem Andern das Leben zu nehmen, weil man auf so abscheuliche Weise hintergangen worden.

Den Reden der Betrogenen nach zu urtheilen, würde man kaum geglaubt haben, daß sie getäuscht worden. Viele behaupteten, daß es ihnen in den Colonieen mißfallen habe, und daß sie nur nach Peru gekommen wären, um das berühmte Land zu sehen, welches sie so lange zu sehen gewünscht.

Andere sagten, daß sie die Goldfelder Victoria's verlassen, um eine Seereise zur Stärkung ihrer Kräfte zu unternehmen, und daß sie zurückkehren und mit mehr Energie denn je das Geschäft des Goldsuchens wieder aufnehmen wollten.

Die Meisten der Amerikaner erklärten, daß sie im Begriff ständen, über die Landenge von Panama nach Hause zu reisen.

Keiner wollte anerkennen, daß man ihn zum Narren gehalten. Ein Jeder war seiner eigenen Erklärung zufolge nach Callao in irgend einer weisen Absicht gekommen, die er den Anderen auseinander, zu setzen sich bemühte, trotz der einleuchtenden Schwierigkeit, für seine Geschichte Glauben zu finden.

Ungefähr die Hälfte der Opfer dieser Betrügerei wurden auch Opfer der bösen Fieber in Peru. Einige begaben sich an die Küste Californiens, Andere wirklich über den Isthmus von Panama nach Hause, während nur Wenige nach Australien zurückkehrten.

In Callao trennte ich mich von meinem Freunde Edmund Lee, der einer Derjenigen war, die über Panama nach den Vereinigten Staaten gingen. Er kehrte in eine glückliche Heimath zurück, wo er Personen – und Deren waren viele – wiedersehen sollte, die sich über seine Rückkehr freuten.

Für mich gab es keine solche Heimath. Ich stand allein in der Welt, ein ›rollender Stein‹, den Niemand liebte, um den sich Niemand kümmerte, und hatte außer der Stelle, worauf ich stand, keinen Ort den ich Heimath nennen konnte.

Lee war ein junger Mann, der sich die Achtung Aller erwarb, die mit ihm in Berührung kamen, wenigstens Aller, deren Achtung irgend einen Werth besaß.

Ich trennte mich sehr betrübt von ihm. Ehe wir uns Lebewohl sagten, nahmen wir uns vor, einander zu schreiben, und ich habe seitdem zu verschiedenen Malen von

ihm gehört. Er lebt jetzt in Lowell im Staate Massachusetts.

Auf dem ersten Schiff, welches nach Melbourne ging, bezahlte ich die Ueberfahrt und beschloß, nach den Goldfeldern Australiens zurückzukehren.

Vor drei Wochen war dasselbe Schiff mit betrogenen Goldsuchern von Melbourne gekommen, und jetzt erpreßte der Capitain abermals Geld von den Hintergangenen, indem er sie wieder in die Colonieen zurückbrachte!

An Bord befand sich ein junger Mann, der als Passagier nach Peru gekommen war. Er hatte kein Geld, um die Rückreise zu bezahlen, und da er Seemann war, hatte er Dienste unter der Mannschaft des Schiffes genommen. Wir segelten spät am Nachmittag ab, und es dauerte ziemlich lange, ehe wir zu dem Hafen hinaus kamen. Ungefähr um zehn Uhr stand der junge Mann am Steuerrad, während der Capitain sehr rauh und barsch mit ihm sprach. Man sagte, daß der Schiffsherr betrunken sei, und daß er mit dem jungen Mann nicht nur auf diese Weise redete, sondern ihn auch ohne die geringste Ursache schlug. Vielleicht wird man nie die volle Wahrheit hierüber erfahren. Die Nacht war finster, und Alles, was man gewiß wußte, war das, daß der junge Seemann sein Messer zog, den Capitain in den Leib stieß und dann über Bord in das Meer sprang.

Da der Capitain augenscheinlich eine tödtliche Wunde empfangen hatte, so ward das Schiff gewendet und nach seinem Ankerplatz im Hafen zurückgesteuert. Man trug den Capitain in seine Kajüte hinunter, und drei bis

vier Stunden lang fluchte er und drohte, den Seemann zu tödten, der ihn entstochen. Er war bewußtlos, und es war daher unmöglich, ihm begreiflich zu machen, daß der junge Mann über Bord gesprungen sei und sich höchst wahrscheinlich jetzt fünfzig Klaftern tief in dem Meere befände.

An Bord befanden sich die Gattin und zwei Kinder des Capitains, und das Geräusch, welches diese und er durch sein Toben verursachten, ließ keine Seele, weder unter den Passagieren, noch unter der Schiffsmannschaft zur Ruhe kommen. Um sechs Uhr früh hatte der Verwundete sein Leben ausgehaucht.

Nach drei Tagen schickten die Schiffsagenten einen anderen Capitain an Bord, und wir segelten wieder nach Melbourne.

Von dem Mörder hörten wir weder, ehe wir den Hafen verließen, noch jemals später etwas. Als er über Bord sprang, sah man auf vielen Schiffen im Hafen Licht brennen, und Einige glaubten, daß er entweder ein Schiff, oder das Ufer erreicht hätte. Doch war es sehr unwahrscheinlich, daß er sich gerettet habe. Die Schiffe sowohl, als das Ufer waren zu weit entfernt, als daß er sie hätte durch Schwimmen erreichen können. Wahrscheinlich ging er dem Capitain in die unbekannte Welt voran, aus der Niemand wiederkehrt.

Sehr wenige, sowohl unter den Passagieren, als unter der Schiffsmannschaft tadelten den jungen Seemann wegen seiner That. Der Capitain stand in dem Rufe eines Menschenquälers, und daß er seine Tyrannei schon so

früh auf der Reise, und besonders an dem jungen Mann am Steuerrad begonnen hatte, der doch, während er dort stand, hätte unbelästigt bleiben sollen, bewies, daß, wenn er das Commando weiter behalten, unsere Reise über den stillen Ocean durchaus keinen ›stillen‹ Charakter getragen haben würde.

Der neue Capitain hatte einen ganz anderen Charakter als der frühere. Er ward bald der Liebling Aller, und unsere Reise nach Melbourne, wo wir ohne einen weiteren Unfall oder ein weiteres Hinderniß anlangten, war eine schnelle und angenehme.

Als ich meinen Fuß zum zweiten Mal auf australischen Boden setzte, fand ich die Stadt Melbourne sehr verändert, und zwar, zu meiner Freude, zu ihrem Vortheil.

Man hatte den Versuch gemacht, die Straßen rein zu halten. Man hatte alte Gebäude niedergerissen, und neue an ihrer Stelle aufgeführt. Die Bürger waren auch besser gekleidet und sahen menschlichen Wesen ähnlicher, wie sie sich auch jetzt eher als solche benahmen.

In den Gasthäusern erhielten die Gäste genießbare Speisen und wurden auch mit etwas Höflichkeit behandelt. Die Anzahl der Leute, die früher zu glauben schienen, daß ein Hotelbesitzer eine höhere Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnähme, als der Gouverneur selbst, hatte sich bedeutend vermindert und war zu einer entschiedenen Minderzahl herabgesunken.

Man brauchte sich nicht länger zu fürchten, allein in der Nacht auf der Straße zu gehen, und man hatte nicht mehr wie früher nöthig, eine bewaffnete Escorte mit aus

dem Hotel zu nehmen, um sich vor Räubern, zu schützen, wenn man sich nach Hause oder an einen Vergnügungsort begab.

Wenn man Betrunkene auf den Gassen fand, so waren sie in Gefahr, auf eine Tragbahre gelegt und von der Polizei abgeführt zu werden.

Das verbrecherische Element war bedeutend im Sinken begriffen, und die profane Sprache, welche die Londoner Betrüger mitgebracht, herrschte nicht mehr in so abscheulicher, verbreiteter Weise.

Die Erzählung meiner Reise von Melbourne nach Callao und wieder zurück habe ich sehr kurz gefaßt, und zwar aus doppelten Gründen. Erstens, weil mir beide Male nichts Interessantes begegnete, und zweitens, weil ich mich schäme, auf so lächerliche Weise getäuscht worden zu sein, und folglich nicht gern lange bei den Einzelheiten dieser todtgeborenen Expedition verweile.

ACHTZEHNTE KAPITEL. DER YARRA-YARRA.

Bald nach meiner Rückkehr von Callao begleitete ich zwei Bekannte auf einem Jagdausflug nach dem Yarra-Yarra,

Die Ufer dieses Flusses haben eine schöne Umgebung, so schön, wie eben Wellen spiegelklaren Wassers, von schönen Gebilden des Pflanzenlebens umgeben, sie machen können.

Man kann Vergnügen an einem Jagdausflug in Australien finden, wenn er auch nicht gerade darin besteht, daß man viel Wild erlegt.

Am Morgen und Abend, wenn der Schatten eines Menschen weit über den Rasen sich ausbreitet, und wenn man die freie belebende Luft dieses sonnigen Kimas einathmet, wirkt eine erheiternde Kraft auf die Stimmung, die man eben hat, und man empfindet eine Art freudiger Gewißheit des Besitzes von Jugend, Gesundheit und Glück. Wenn man die Abendluft von Australien einathmet, so wird man mit Hoffnung erfüllt. Wenn die Verzweiflung über die Seele eines Menschen kommen sollte, dem das Schicksal nicht hold gewesen, so würde das in den Mittagsstunden geschehen; aber sogar zu dieser Zeit wird der Philosoph ruhige Zufriedenheit darin finden, unter dem Schatten einer Eiche zu liegen, und den Rauch des Tabadskrautes von sich zu blasen.

Einer meiner Jagdgefährten hatte zufällig einen Bekannten, der ungefähr zwanzig Meilen stromaufwärts wohnte, und der ihn oft gebeten, ihn auf seiner ›Station‹ zu besuchen.

Unser Kamerad hatte sich entschlossen, die Einladung anzunehmen, und uns Beide mitgenommen, obgleich wir uns nicht sehr beeilten, den Ort unserer Bestimmung zu erreichen, so lange wir auf dem Wege Unterhaltung fanden.

Die Ansiedler, welche in ihren ›Stationen‹ entfernt von großen Städten oder Goldsuchergemeinden wohnen, sind ihrer Gastfreundschaft wegen berühmt. Sie führen gewöhnlich ein einsames Leben, und deßwegen sind Besucher, mit denen sie sich unterhalten, und die ihnen die

neuesten Nachrichten aus der Welt der menschlichen Gesellschaft mittheilen können, stets willkommen.

Sowohl das Klima, wie die Sitten Australiens machen Gäste ihrem Wirth weniger lästig, als fast in jedem andern Erdtheil.

Der Reisende bringt gewöhnlich seine Decken, die er zusammengerollt bei sich trägt, selbst mit, und wenn er sich in der freien Luft in dieselben hüllt, so zieht er sie dem besten Bett vor, welches ihm sein Wirth bereiten könnte.

Alles, was wir von dem Bekannten unseres Kameraden verlangten, war seine Gesellschaft und gute Nahrung, mit welcher letzterer die australischen Ansiedler bis zum Ueberfluß gesegnet sind.

Da wir aus einer Vergnügungspartie nicht eine Arbeit machen wollten, so hatten wir ein altes Pferd gekauft und auf dieses unsere Decken, wie auch die wenigen Nahrungsmittel gepackt, die wir brauchten, ehe wir die Wohnung des Ansiedlers erreichten.

Wir hätten die Reise in einem einzigen Tagen vollenden können; aber zwanzig Meilen in zwölf Stunden zurückzulegen, kam uns fast wie Arbeit vor, so daß wir am ersten Abend, seit wir Melbourne verlassen, erst die Hälfte des Wegs gegangen waren. Wir waren langsam hingeschleudert, und hatten wenigstens drei bis vier Stunden unter dem Schatten der Bäume, die am Wege wuchsen, zugebracht.

Diese Art zu reisen schien dem alten Pferd ebensogut zu gefallen, wie seinen Herren. Es war ein Thier, welches

seine besten Tage gesehen hatte, und schien jede Bewegung zu hassen, die einen hohen Grad von Eile erforderte. Wie die meisten Thiere seines Geschlechts in den Colonieen, war es an einem Orte ebenso zu Hause wie an dem andern, und wo man auch rastete, schien es zu denken, daß man zu seiner besonderen Bequemlichkeit Halt machte.

Wir machten auch keine Anstrengung, es aus seiner Täuschung zu reißen. Es hatte schwere zeiten gesehen, und wir waren wahrscheinlich die besten Herren, denen es je gehört.

Am zweiten Morgen, kurz nachdem wir unsere Wanderung wieder angetreten, bemerkten wir in einiger Entfernung rechts von unserem Wege einige Hügel, die mit ziemlich hohen Bäumen bewachsen waren. Wir bogen von dem geraden Weg ab, um zu sehen, ob wir nicht ein Känguruh, oder ein anderes harmloses Thier finden könnten, welches ein glückliches Leben führte, dem man ein Ziel setzen könnte.

Dieses Unternehmen war erfolgreich, nicht für uns, sondern für die Känguruhs, denn es gelang uns nicht, auch nur einem dieser Thiere ein Leid zuzufügen.

Wir erblickten zwei bis drei in einiger Entfernung, trotzdem aber, daß wir mehrere Stunden lang in den langen Baumreihen herumstrichen, gelang es uns doch nicht, eins zu schießen.

Wir kehrten an das Flußufer zurück, gerade noch zur rechten Zeit, um unser Bivouac einzurichten, ehe die

Nacht uns überraschte, nachdem wir den ganzen Tag ungefähr vier Meilen in der Richtung zurückgelegt, die wir einzuschlagen beabsichtigten.

»Ich bin des Jagens etwas überdrüssig geworden,« sagte der eine meiner Gefährten, Namens Vane. »Ich schlage vor, daß wir morgen den geraden Weg nach der Ansiedelung beibehalten und sehen, welche Unterhaltung wir dort finden.«

Dieser Vorschlag ging mit einer Mehrheit von drei Personen durch. Dem Pferde gestattete man, da es gleichgültig gegen die Sache war, neutral zu bleiben.

»Was für Unterhaltung werden wir denn im Hause Eures Freundes finden?« fragte Vane unseren andern Begleiter, der der Bekannte des Ansiedlers war, den wir eben besuchen wollten.

»Nun, ich glaube, wir können auf die Jagd gehen,« erwiderte der Gefragte, der stets sehr höflich auf den Namen ›Cannon‹ antwortete.

»Nein, ich danke schön!« rief Vane. »Wir haben heute genug vom Jagen gehabt. Ich mag nichts wieder davon wissen.«

»In der Ansiedelung wird man uns aber mit Pferden versehen,« sagte Cannon, »und wenn wir ein Känguruh erblicken, so können wir das Thier niederhetzen.«

»Ah, das ist etwas Anderes,« sagte Vane, »und es soll mich nicht reuen, es einen Tag lang zu versuchen. Ist denn aber keine andere Unterhaltung bei Eurem Freunde zu finden?«

»Wenigstens keine, von der ich etwas wüßte, Ihr müßt denn der hübschen Tochter meines Freundes den Hof machen wollen.«

»Ah, das würde wirklich eine Unterhaltung sein,« rief Vane aus, dem diese Mittheilung augenscheinlich ein Wenig munter zu machen schien,

»Ist sie hübsch?« fragte er.

»Ja, sogar wunderhübsch. Aber merkt Euch, meine Freunde, ernste Courmacherei gestatte ich nicht.«

»Darüber braucht Ihr Euch nicht zu beunruhigen,« erwiderte Vane. »In Liebesangelegenheiten mache ich niemals Ernst. Thut Ihr es?« fragte er indem er sich zu mir wendete.

»Ja wohl, und zwar selten,« erwiderte ich, indem ich an Lenore dachte.

»Dann werdet Ihr nie etwas erreichen,« sagte Vane.

Ich mühte mich eine halbe Stunde lang vergeblich damit ab, die Philosophie dieser Bemerkung zu begreifen, worauf ich einschlief.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach der Wohnung des Ansiedlers fort, und waren ungefähr drei Meilen gegangen, als wir an eine Ebene kamen, die gänzlich frei von Bäumen war. Auf dieser Ebene befanden sich ungefähr hundert Pferde. Sie standen bewegungslos, mit aufgerichteten Köpfen und weitgeöffneten Nüstern da, bis wir uns ihnen etwa auf fünfzig Schritt genähert hatten. Dann drehten sie sich um und jagten in größter Eile davon.

In diesem Augenblickging eine plötzliche Veränderung mit unserem alten Gaule vor. Wir hatten das Thier die letzten paar Meilen mit großer Mühe vor uns her getrieben; als es aber seine Kameraden die Flucht ergreifen sah, warf es plötzlich den Kopf in die Höhe, und indem es entweder der Heerde zurief, daß es käme, oder uns, daß es ginge, jagte es auf sie zu. Ehe wir es bei'm Zügel fassen konnten, war es schon nicht mehr zu erreichen, und es lief so schnell, daß es aussah, als ob es bald an der Spitze der Heerde stehen würde.

Wir hatten geglaubt, daß unsere Mähre einer ›ernsten Familie‹ der Pferde angehörte, und daß die natürliche Gesetztheit ihres Charakters durch Jahre der Mühe und Entbehrung vermehrt worden. Nie hatten wir uns mehr getäuscht, als jetzt, wo wir sahen, wie uns das Thier auf diese Weise verließ. Ein erst zwei Jahre altes Pferd hätte nicht flotter davonjagen können.

Cannon und Vane eilten ihm nach; da ich aber in Bezug auf die Pferde der Colonieen mehr Erfahrung als meine Gefährten besaß, so sagte ich so wohl dem Thier wie unseren zusammengerollten Decken Lebewohl, und indem ich mich unter einem Baume ausstreckte, beschloß ich die Rückkehr meiner Freunde abzuwarten.

So wartete ich denn. Eine Stunde verging, noch eine, eine dritte, und immer noch kamen meine Gefährten nicht zurück.

»Ich bin ein rechter Narr, hier zu warten,« dachte ich. »Die Wohnung des Ansiedlers kann nicht mehr als fünf Meilen entfernt sein, und wahrscheinlich sind Cannon

und Vane gleich dahin gegangen. Ohne Zweifel gehört die Heerde Pferde zu der Ansiedelung, und meine Gefährten sind den Thieren nach Hause gefolgt.«

Von diesen Vermuthungen beeinflusst, erhob ich mich und setzte den Marsch, der auf so unerwartete Weise unterbrochen worden war, weiter fort.

NEUNZEHNTE KAPITEL. JESSIE.

Mein Weg führte mich am Ufer eines Flusses hin. Es war der Yarra-Yarra.

Während ich entlang wanderte, erkannte ich, daß ich bei alledem kein Thor gewesen, weil ich so lange auf meine Begleiter gewartet. Meine lange, ruhige Träumerei im Schatten eines Baumes hatte mich erfrischt. Ich war der brennenden Sonnengluth entflohen, und konnte nun den Ort meiner Bestimmung in den kühlem Abendstunden erreichen.

Ich wünschte nicht vor Cannon in die Ansiedelung zu kommen, denn er sollte mich daselbst vorstellen.

Meine einsame Reise war eine durchaus angenehme. Die hellen Wasser des Yarra-Yarra's flossen neben mir, während ein sanftes Lüftchen, welches seufzend durch die Pfeffermünzbäume drang, meine Stirn fächelte.

Nachdem ich, wie ich dachte, ungefähr vier Meilen zurückgelegt und nur das Rufen des kreischenden Kakadu's und die schreckliche, menschliche Stimme des sogenannten lachenden Esels gehört, ward ich plötzlich und angenehm durch das Bellen eines Hundes überrascht. Das Thier konnte nicht weit von mir entfernt sein und mußte

sich in derselben Richtung, die ich ein geschlagen, also stromaufwärts befinden.

»Die Ansiedelung kann nicht mehr weit sein,« dachte ich, und begierig, sie bald, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, eilte ich vorwärts. Ich hatte kaum einen Schritt gethan, als ich durch einen erschütternden Schrei erschreckt ward. Es war eine menschliche Stimme, die Stimme einer Frau. Die Person, welche den Schrei ausgestoßen, mußte in der Nähe sein und war vielleicht nur durch einige Büsche verborgen.

Ich stürzte vorwärts, und durch die Büsche auf einen freien Platz. Da sah ich ein junges Mädchen, welches eben im Begriff war, ins Wasser zu springen.

Mein plötzliches Erscheinen schien eine Aenderung ihres Entschlusses hervorzubringen. Indem sie sich plötzlich nach mir umdrehte, zeigte sie auf den Fluß und rief dabei: »Retten Sie das Kind! O, retten Sie es.«

Als ich in der bezeichneten Richtung den Fluß hinabsah, sah ich etwas wie ein Kind, ein kleines Mädchen auf der Oberfläche des Wassers kämpfen. Halb von ihrem weiten Kleide getragen, trieb sie stromabwärts. Im nächsten Augenblick war ich in dem Wasser und hielt das Kind in meinen Armen.

Das Flußufer war eine ziemliche Strecke zu hoch und steil, als daß ich es hätte erklimmen können. Nachdem ich mehrere vergebliche Versuche gemacht, gab ich es auf, und indem ich mich und das Kind durch eine schwimmende Bewegung über dem Wasser erhielt, ließ ich um den Strom ein Stück hinunter treiben, bis ich eine

Stelle erreichte, wo es mir möglich war, an das Ufer zu klettern.

Das junge Mädchen am Ufer hatte alles Mögliche gethan, um mir bei'm Herausklettern zu helfen; aber da ich fürchtete, daß sie in dem aufgeregten Zustande, in dem sie sich zu befinden schien, selbst hineinfallen könnte, so bat ich sie, von ihren Anstrengungen abzustehen.

Als ich darauf verzichtete, das steile Ufer zu erklettern, schien sie zu glauben, daß ich aus Verzweiflung gethan, und daß ich sowohl als das Kind unwiederbringlich verloren sei.

Sie begann wieder zu schreien, während in ihren Bewegungen sich der Entschluß aussprach, uns in das Wasser zu folgen. Ich glaube auch, daß sie es gethan haben würde, hätte ich in demselben Augenblicke nicht eine Stelle erreicht, wo das Ufer sich senkte, und wo es mir endlich gelang, festen Fuß auf dem trockenen Lande zu fassen. Im nächsten Augenblick legte ich ihr das Kind in die Arme.

Eine Zeit lang, nachdem ich an's Land gestiegen, war die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens gänzlich mit dem kleinen Geschöpf beschäftigt, das ich gerettet, und ohne befürchten zu müssen, daß meine musternden Blicke bemerkt werden würden, hatte ich eine gute Gelegenheit, das junge Mädchen zu beobachten.

Als sie so vor mir stand und liebevoll ihre kleine Gefährtin liebkos'te, dachte ich, daß nur noch Eine auf Erden so lieblich sein könnte, nämlich Lenore.

Sie schien ungefähr sechzehn Jahre alt zu sein. Ich hatte oft von ›goldenem Haar‹ gehört, und den Ausdruck für eine lächerliche Redensart gehalten. Das konnte ich jedoch nicht mehr, als ich das Haar dieser australischen Jungfrau betrachtete. Seine Farbe war aber weniger merkwürdig, als seine Fülle. Es schien mehr zu sein, als die zarte Gestalt zu tragen vermochte.

Ich konnte nicht sagen, welche Farbe die Augen des Mädchens hatten, aber ich sah, daß sie einen weichen, strahlenden Glanz besaßen, welcher einer hervorbrechenden Herbstsonne glich.

Als sie sich überzeugt hatte, daß das Kind keinen Schaden genommen, begann sie mir für den Dienst zu danken, den ich ihr dadurch geleistet, ›daß ich das Leben ihrer Schwester gerettet.‹

Ich unterbrach ihre Dankergüsse, indem ich mich erbot, sie nach Hause zu begleiten. Das Kind schien nach dem ausgestandenen Schrecken kaum stehen zu können, und ich schlug vor, es tragen zu wollen. Mein Vorschlag ward angenommen, und wir gingen stromaufwärts.

Ein Thier, welches man in den Colonieen, einen ›Känguruhund‹ nennt, ging voran, und auf dieses Thier lenkte das junge Mädchen meine Aufmerksamkeit.

»Rosa lief vor mir her,« sagte sie, »und spielte mit dem Hunde. Er war es, der sie in's Wasser stieß. Ich fürchte, daß unsere Mutter uns nicht erlauben wird, wieder allein herauszugehen, obgleich ich sehr gern am Yarra-Yarra herumschweife. Wir haben nicht weit zu gehen,« fügte sie hinzu, »das Haus steht hinter dem Hügel, der

dort vor uns liegt. Es ist nicht mehr ganz eine Meile entfernt.«

Ich freute mich, das zu hören, denn Rosa war ungefähr fünf Jahre alt, und ich hatte an ihr eine Last zu tragen, mit welcher ich nicht gern eine weite Entfernung zurückzulegen wünschte.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich meine Flinte vergessen hatte. Ich hatte sie hingeworfen, als ich in den Fluß sprang, und dachte erst jetzt wieder daran, nachdem wir den Ort lange verlassen. Als ich mich aber nach meiner Begleiterin herumwendete, sah ich, daß sie meine Flinte in der Hand trug.

Während unseres Heimweges stellte ich fortwährend Vergleiche zwischen meiner Begleiterin und Lenoren an, diese Vergleiche waren stumm und unwillkürlich. Jessie und Lenore waren die beiden lieblichsten Wesen, die ich je gesehen, und doch waren sie einander durchaus nicht ähnlich. Lenore war brünett, zurückhaltend und besaß eine gewisse Würde, obgleich der Ausdruck ihrer Züge und der sanfte Glanz ihres Auges verriethen, daß ihre Seele eine Fülle warmer, poetischer Phantasie besaß, die sich nie in Worte kleiden ließ.

Das junge Mädchen, welches neben mir herschritt, war blond und gesprächig. Sie redete fast fortwährend, und ich erkannte deutlich, daß jeder Gedanke ihrer Seele auch in Worten Ausdruck finden mußte.

Ehe wir die Ansiedelung erreicht hatten, wußte ich die einfache Geschichte von Jessie's Leben. Sie war die Tochter von Mr. H—, Cannon's Freund, nach dessen Wohnung wir uns begeben wollten.

Sie war die, mit welcher Cannon seinen Freund Vane geneckt, als er ihm sagte, daß er sich damit unterhalten sollte, ihr den Hof zu machen. Cannon hatte nie in seinem Leben ein wahreres Wort gesprochen, als da er sagte, daß sie »außerordentlich hübsch« wäre. Wenn die Beschreibung überhaupt unrichtig sein konnte, so war sie es deßhalb, weil sie zu wenig sagte. Jessie war mehr als hübsch, sie war schön.

Ich hatte erfahren, daß sie Jessie hieß, daß ihr Leben in der Ansiedelung ein sehr einsames sei, wo das Erscheinen eines Fremden, wer er auch sein möchte, ein ungewöhnliches Ereigniß wäre, und daß sie sehr erfreut gewesen, als ein Bekannter ihres Vaters geschrieben, daß er ihn mit zweien seiner Freunde besuchen würde.

»Dieser Bekannte ist wohl Mr. Cannon?« fragte ich.

»Ja, und Sie einer seiner Freunde, die mit ihm kommen wollten,« erwiderte sie mit ächt weiblichem Instinkt, der sofort den richtigen Schluß zieht. »O, wir werden so glücklich sein, Sie bei uns zu sehen!«

Wir hatten immer noch eine Weile zu gehen, aber obgleich Rosa keine leichte Last war, so kam mir doch die Entfernung wie gar keine vor.

Ehe wir Jessie's Heimath erreicht hatten, schien sie schon eine alte Bekannte zu sein. Ich war der festen Ueberzeugung, daß mein Besuch bei ihrem Vater ein angenehmer sein würde.

Als wir das Haus erreichten, entspann sich eine aufregende Scene, zu welcher der Unfall der kleinen Rosa den Anlaß gab.

Jessie schien sich vorgenommen zu haben, mich zum Helden des Tages zu machen, und ich mußte verschwenderische Dankergüsse von ihren Eltern anhören, blos, weil ich ein Kind aus dem Wasser gezogen, eine That, die ein Newfoundlandler Hund ebenso geschickt ausgeführt haben würde.

Die kleine Rosa war der Liebling der Familie, und der Dank der Eltern für meine That stand im Verhältniß zu der Liebe, die man für das Kind empfand.

Nachdem es Allen gelungen war, mich in eine sehr unbehagliche Stimmung zu versetzen, mußte ich noch den Unsinn meiner Reisegefährten, Vane und Cannon anhören, die beinahe vor einer Stunde in der Ansiedlung eingetroffen waren. Ihr Scherz drehte sich darum, daß ich in dem Vergnügen, der schönen Jessie den Hof zu machen, ihnen den Rang abgelaufen habe.

Es war meinen Gefährten nicht gelungen, unser Pferd einzuholen. Es war weit in den ›Busch‹ hineingegangen, und hatte seine Ladung mitgenommen.

Wir sahen weder Pferd noch Gepäck je wieder.

ZWANZIGSTES KAPITEL. AUSTRALISCHE VERGNÜGUNGEN.

Der Eigenthümer der Ansiedelung, Mr. H—, lag den verwandten Beschäftigungen eines Viehmästers und Schafzüchters ob, und dem ganzen Anstrich seines Hauses nach zu urtheilen, hatte er diese vereinten Beschäftigungen zu seinem Vortheil zu betreiben verstanden. Er war ein einfacher, gutmüthiger Mann, ungefähr fünfzig Jahre alt, und da er schon seit länger als zwanzig Jahren Colonist war, so verstand er es, unseren Besuch in seinem Hause so angenehm für uns zu machen, wie die Verhältnisse es gestatteten.

Den Tag nach unserer Ankunft weihte man uns in die Geheimnisse einer ›Känguruhjagd‹ ein. Bei unserer Verfolgung eines alten männlichen Känguruh mußten wir ihm drei Meilen weit durch den Busch nachjagen, und Vane, der ein guter Jäger war, nannte diese Jagd eine aufregendere, als jede Fuchsjagd, der er je in dem ›alten Lande‹ beigewohnt. Wenn man bei dem Verenden eines Fuchses zugegen ist, so ist dies eine sehr aufregende Scene, aber diese ist schaal, wenn man sie mit dem Ende einer Känguruhjagd vergleicht. Wenn ein altes männliches Känguruh zum Stehen gebracht und es zu dem Schluß gekommen ist, daß es nun weit genug gesprungen ist, so kommt dann erst der eigentliche Kampf.

Das Thier lehnt sich mit dem Rücken an einen Baum, und leistet weiteren Angriffen sehr entschiedenen Widerstand. Es hebt einen seiner Hinterfüße in die Höhe, und

läßt ihn mit einem plötzlichen Schlag wieder fallen, während es sich die ganze Zeit in aufrechter Stellung auf den andern stützt. Der Schlag verursacht nicht eine plötzliche Anschwellung, wie der Tritt eines Pferdes, aber das Känguruh reißt mit seinen langen, scharfen Krallen einem Hund, oder jedem anderen Angreifer, der unkluger Weise in seine Nähe kommt, die Haut vom Leibe.

Vane und Cannon wußten, daß ich ein Seemann gewesen war. Sie erwarteten daher, sich über mich belustigen zu können, wenn Sie mich mit einem Pferde, über den unebenen Boden und durch die dicht aneinander stehenden Bäume eines australischen ›Busches‹ steuern sähen.

Sie wußten aber nicht, daß ich zwei Jahre als Dragoner der Vereinigten Staaten im Sattel gesessen, und daß ich über Haufen von Todten und Verwundeten, über verkrüppelte Pferde und zerbrochene Wagen weggeritten war, wie auch, daß ich tausende von Meilen in den einsamen Ebenen und durch die dichten Wälder Amerika's zu Pferde zurückgelegt hatte.

Sie waren daher ein Wenig erstaunt, als sie meine Reiterkünste sahen, und Vane schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß einige wenige Jahre Uebung mich zu einem ebenso guten Reiter machen würden, als wie er selbst sei.

Wir kehrten mit einem Wildpretsacke, in dem zwei todte Känguruhs sich befanden, nach Hause zurück, und am nächsten Tag zu Mittag ward uns der Genuß einer ›Känguruhtailsuppe‹ zu Theil.

Am folgenden Tag gingen wir auf den Fischfang im Yarra-Yarra.

Wir fingen eine Menge Fische, aber sie waren so klein, daß sie zu angeln uns mehr wie ein Vergnügen für Kinder, als wie für Männer vorkam, so daß wir desselben sehr bald überdrüssig wurden.

An jedem Tage, wenn wir nach der Ansiedelung zurückkehrten, genossen wir die Gesellschaft der schönen Jessie.

Wie ich bereits gesagt, konnte diese junge Dame eine äußerst interessante Unterhaltung führen, obgleich sie ihre Erziehung nur von der Natur erhalten. Sie konnte eine Conversation mit uns allen Dreien zugleich führen, und mit Jedem über einen anderen Gegenstand sprechen.

Ich glaube, daß Vane sich sofort in sie verliebte, als er sie gesehen, und aus seinem ganzen Benehmen konnte man sehen, daß er beabsichtigte, dem Befehl oder der Bitte seines Freundes, der ihn hier eingeführt, nicht zu willfahren.

Ich verstand von Liebesangelegenheiten sehr wenig, aber etwas flüsterte mir zu, daß, wenn Vane eine ernste Zuneigung zu Jessie H— fassen sollte, dies ihm nur Täuschung und Kummer bringen würde. Etwas sagte mir, daß sie seine Liebe nicht erwidern würde, wie zärtlich diese auch sein möchte.

Zu gleicher Zeit bemerkte ich, daß Jessie für mich eingenommen war. Ich versuchte nicht, den Grund hiervon zu entdecken. Vielleicht lag derselbe darin, daß ich mit

ihr unter Umständen bekannt geworden, die oft die Liebe eines Weibes gewinnen. Sie bewunderte vielleicht auch meine Persönlichkeit. Warum sollte sie nicht? Ich war jung, und man hatte mir oft gesagt, daß ich ein hübsches Aeußere besäße. Warum sollte sich Jessie H— nicht ebenso gut wie jedes andere Mädchen in mich verlieben? Während ich so nachdachte, flüsterte mir mein Gewissen zu, daß ich wohlthun würde, mich von Mr. H—'s Familie zu trennen und wieder nach Melbourne zu begeben.

Das that ich jedoch nicht, und zwar aus folgendem Grunde. Jessie war so bezaubernd lieblich, und ihre Unterhaltung so anziehend, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen. Zu verschiedenen Malen hatte ich mir vorgenommen, meinen neuen Bekannten Lebewohl zu sagen, aber ich führte meine Vorsätze nicht aus. Ich blieb auf der Ansiedelung von Jessie's bezaubernder Nähe festgehalten.

Unsere Vergnügungen waren verschiedener Art. An einem Tage pflegten wir z. B. einen Volksstamm der schwarzen Eingeborenen, die oben am Flusse wohnten, zu besuchen, wo uns erstaunliche Schauspiele ihrer Sitten und Gebräuche, besonders ihre Leistungen mit Boomerang und Speer vorgeführt wurden.

Die Morgen verbrachten wir auf der Känguruhjagd, und unsere Abende in der Gesellschaft der schönen Jessie.

Eines Tages machten wir einen Ausflug zu Pferde nach einer Ansiedelung, die ungefähr fünfzehn Meilen von der

Mr. H—'s entfernt war. Wir beabsichtigten, dem Eigentümer eine große Heerde jungen Rindviehs in eine Hürde treiben zu helfen, wo sie mit dem Brenneisen gezeichnet werden sollten.

Die Thiere waren fast noch wild, und wir hatten den ganzen Tag tüchtig zu thun, um sie in die Umzäunung zu jagen. Die Viehzüchter, welche dieser Ceremonie beiwohnten, zeigten große Reiterkünste. Ich ward durch dieses Schauspiel an ein ähnliches erinnert, welches ich in Californien auf den großen Viehzüchtereien, den ›Ganaderias‹, gesehen. Wir waren wieder zu Hause, ehe das Diner eingenommen ward, und am Abend befand ich mich wieder in Jessie's Gesellschaft.

Es ward mir nicht schwer, ihre Gedanken zu lesen. Sie waren leicht zu errathen, da sie nicht versuchte, das zu verbergen, was Andere vielleicht geheim zu halten gewünscht hätten. Ehe ich noch eine Woche in ihrer Gesellschaft gewesen, konnte ich mir mit der vollen Gewißheit schmeicheln, daß die wärmste Liebe eines liebenden Mädchens mein sei, oder mein werden könnte.

Es giebt Wenige, die nicht bisweilen von dem Pfad des Rechts abwichen, sogar gegen besseres Wissen und Wollen. Indem ich noch länger in Mr. H—s Hause blieb, während ich doch überzeugt war, daß das Glück einer anderen Person von meiner Entfernung abhing, handelte ich vielleicht, wie viele Andere gehandelt haben würden, aber ich wußte, daß ich unrecht handelte. Dieses Verfahren brachte die Strafe mit sich, wie jede Sünde zu thun pflegt.

Jessie liebte mich, dessen war ich jetzt gewiß. Verschiedene Umstände hatten vereint dieses Unglück über sie gebracht. Dankbar dafür, daß ich das Kind gerettet, kamen mir ihre Eltern auf eine Weise entgegen, als ob sie mich mit nicht genug Auszeichnung behandeln könnten. Die kleine Rosa selbst hielt mich für den merkwürdigsten Mann der Welt und sprach mit ihrer Schwester fortwährend von mir.

Es war für ein Mädchen, wie Jessie, ganz natürlich, Jemanden zu lieben, und sie war nur mit wenig Personen zusammengekommen, unter denen sie eine Wahl treffen konnte. Es war nichts Seltsames dabei, daß ihre jugendliche Liebe sich auf mich concentrirte. Mein Gewissen sagte mir, daß ich ihre Gegenwart sofort fliehen gesollt hätte; aber der Zauber derselben war größer, als mein Pflichtgefühl, und ich blieb jeden Tag mehr von diesem Zauber gefesselt.

Warum war es denn unrecht von mir, in Jessie H—'s Nähe zu verweilen? Lenore Hyland hatte mich verlassen, und warum sollte ich nicht eine Andere lieben? Wo konnte ich ein schöneres, wahreres, der Liebe würdigeres und liebenderes Wesen zu finden hoffen, als Jessie? Die Aufgabe, sie lieben zu lernen, schien jeden Tag weniger schwer zu werden, und warum sollte ich der wachsenden Liebe ein plötzliches Ende machen?

Diese Betrachtungen erforderten die reiflichste Ueberlegung. Diese wurde ihnen auch zu Theil, wenigstens dachte ich es; aber die Gedanken eines Mannes, der unter dem bezaubernden Einfluß weiblicher Schönheit steht,

werden selten von der Weisheit geleitet. Gewiß war dies wenigstens mit den meinigen nicht der Fall, denn sonst hätte ich die Hoffnungen und das Glück meines Lebens mir nicht durch Lenorens Verlust entwenden lassen.

VIERTER BAND.

ERSTES KAPITEL. ›LIEBE NUR EINE!‹

›Was soll ich thun?‹ Dies war die Frage, welche fast stündlich in mir aufstieg. Sie verlangte energisch, beantwortet zu werden.

Ich liebte Lenore Hyland; ich fühlte, daß ich Dies stets würde, so lange ich lebte. Da dem so war, durfte ich dann mit Recht die Liebe eines unverdorbenen Mädchens wie Jessie H— zu erlangen, mich bemühen? War es ehrenhaft von mir, aus dem Vorfall Nutzen zu ziehen, welcher ohne Zweifel mir ihre erste Neigung gewonnen? Ihr Herz gewinnen, und sie dann verlassen, hieß ihr denselben Schmerz bereiten, den ich durch Lenorens Verlust litt.

Lenore war mir immer noch theurer, als mein Leben, und ich hatte mir seit ihrem Verlust nur deßwegen nicht das Leben genommen, weil ich es für ein Verbrechen ansah, eher zu sterben, als bis eine höhere Macht mich abriefe. Und doch, sollte ich auch je wieder nach Liverpool zurückkehren und Lenoren als Wittwe wiederfinden, so konnte ich mich, selbst wenn sie es wünschte, dennoch niemals mit ihr vermählen.

›Sie kann nie die Meine werden,‹ dachte ich. ›Sie hat mich nie geliebt, denn sonst würde sie auf meine Rückkehr gewartet haben. Warum soll ich denn dann nicht Jessie lieben und sie zu meiner Gattin machen?‹

Es giebt Viele, welche diese Alternative angenommen haben würden, ohne irgend ein Unrecht darin zu finden.

Ich that es jedoch. Ich wußte, daß ich Jessie nie so lieben konnte, wie ich Lenoren geliebt, der ich treu blieb, obgleich sie mich um eines Andern willen verlassen. Dieses Gefühl der Treue von meiner Seite mag eine Thorheit gewesen sein, die in gewissem Grade kaum durch meiner Mutter Bethörung für Leary übertroffen werden konnte; aber wenn man auch weiß, daß eine gewisse Handlungsweise thöricht ist, so läßt man sich doch oft dadurch nicht hindern, dieselbe zu verfolgen.

»Soll ich Jessie heirathen und zufrieden, ja vielleicht glücklich werden? Oder soll ich ledig und dem ich Gedächtniß der verlorenen Lenore treu bleiben, und die zwecklose, unruhige, elende Existenz, die ich durchgemacht, fortsetzen?«

Lang und heftig war der Kampf in meiner Seele, ehe ich mich für die Antworten auf diese von mir selbst gethanen Fragen entscheiden konnte. Ich wußte, daß ich Jessie lieben könnte, aber nie so, wie ich es sollte.

»War es dann recht von mir, mich mit ihr zu vermählen?«

Ich beantwortete diese Frage durch eine zweite:

»Würde ich wohl eine Frau zu haben wünschen, die einen Andern liebte und mir gegenüber eine Liebe heuchelte, die sie nicht empfand?«

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß auf diese Frage augenblicklich ein Nein folgte. Dieselbe bestimmte mich auch, mich von Jessie H— zu trennen, und zwar sogleich. Noch länger in ihrer Gesellschaft zu weilen, ja auch nur noch einen Tag unter dem Dach ihres Vaters zu bleiben,

wäre ein Verbrechen gewesen, welches ich mir nie hätte verzeihen können. Morgen wollte ich daher nach Melbourne aufbrechen.

Ich war an dem Flußufer hingegangen, als diese Gedanken und dieser endliche Entschluß durch meine Seele gingen. Ich drehte mich um, weil ich nach dem Hause zurückgehen wollte, als ich Jessie in der Nähe umherschweifen sah. Sie näherte sich mir, wie durch Zufall.

»Miß H—,« sagte ich, »ich bin im Begriff, Abschied von Ihnen zu nehmen.«

»Sie wollen mich verlassen!« rief sie mit zitternder Stimme.

»Ja, ich muß morgen früh nach Melbourne.«

Sie schwieg einige Secunden, und ich sah, daß die Farbe von ihren Wangen wich.

»Es thut mir sehr leid,« sagte sie endlich, »sehr leid, Das zu hören.«

»Das thut Ihnen leid?« wiederholte ich, kaum wissend, was ich sagte; »warum sollte Sie denn Das betrüben?«

Ich hätte sie nicht so fragen sollen. Kaum hatte ich es gethan, so bemerkte ich den Fehler, den ich begangen,

Sie erwiderte Nichts auf meine Frage, sondern setzte sich am Ufer nieder und stützte den Kopf in die Hand. Ein unverkennbarer Ausdruck des Kammers hatte sich über ihr Gesicht gebreitet, und ich sah, wie sich ihre Augen schnell mit Thränen füllten.

»Liebt mich dieses Mädchen wirklich? Und könnte ich sie eben so aufrichtig wieder lieben?«

Ich weiß nicht, wie diese beiden stillen Fragen beantwortet wurden. Ich weiß nur, daß ich, anstatt mich darüber zu freuen, daß ich Jessie's Liebe gewonnen, mich bei dem Gedanken daran elend fühlte.

Ich richtete Zessie auf und ließ ihr Haupt an meiner Schulter ruhen.

»Miß H—,« sagte ich, »wie ist es denn möglich, daß Sie so viel Bewegung an den Tag legen, da Sie sich ja nur von einem Freunde trennen?«

»Ah!« erwiderte sie, »ich habe Sie allerdings als meinen Freund betrachtet, aber als einen solchen, wie ich ihn nie gekannt. Mein Leben ist ein einsames gewesen. Wie Sie wissen, sind wir hier von aller Welt abgeschlossen. Wir können nur mit Wenigen Freundschaft halten. Die Ihrige ist mir wie eine unbekannte Freude des Lebens gewesen. Sie sind mein einziger Gedanke gewesen, von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie gesehen.«

»Sie müssen mich zu vergessen suchen – Sie müssen vergessen, daß wir uns je gesehen, und ich will Sie zu vergessen suchen. Ich *darf* mich Ihrer nur als Freundin erinnern!«

Eine Secunde lang blickte sie mich schweigend an und fragte dann zitternd:

»Sie lieben wohl eine Andere?«

»Ja, wenn auch ohne Hoffnung. Ich liebe Eine, die nie mein werden kann, Eine, die ich vielleicht nie wiedersehe. Wir waren Spielkameraden, als wir noch Kinder waren. Ich glaubte, sie liebte mich, aber sie that es nicht: sie hat sich mit einem Andern vermählt.«

»Wie seltsam! Mir kommt Das unmöglich vor!«

Die ungekünstelte Unschuld dieser Bemerkungen bewies die Reinheit der Seele, aus der sie hervorgegangen.

»Und doch,« fuhr sie fort, »können Sie für eine Person, die so gehandelt, noch Liebe fühlen?«

»Ach ja; dies ist eben mein unglückliches Schicksal.«

»O, Sir, wenn Sie das Herz kennten, welches Sie verschmähen, – seine Wahrheit, seine Ergebung und Treue, dann würden Sie mich nie verlassen, sondern hier bleiben und glücklich sein! Sie würden mich lieben lernen. Sie könnten ein Herz, welches Sie liebt, bis an's Ende seiner Tage lieben wird, nicht hassen!«

Auf diese Worte konnte ich Nichts erwidern. So lieblich sie Andern geklungen haben würden, so lauschte ich denselben doch nur mit Schmerz. Ich wußte kaum, was ich sagen oder thun sollte, und ward erst meiner peinlichen Verlegenheit enthoben, als wir wieder am Hause anlangten.

Ich liebte Lenoren als Das, was sie gewesen, und betrachtete sie jetzt als verloren – als todt, aber dennoch beschloß ich, ihr treu zu bleiben. Meine Liebe war keine umherschweifende Laune, die eine Heimath fand, wo die Verhältnisse ihr eine bieten mochten. Ich konnte nur Eine lieben.

Jessie H— war schön, unschuldig, liebevoll; aber alle diese Eigenschaften vermochten nicht meine Liebe zu Lenoren zu besiegen, und meine Ehre gebot mir, so schnell wie möglich Jessie zu entfliehen.

Kurz nach unserm Eintritt in das Haus zog sie sich in ihr Zimmer zurück, und ich sah sie den ganzen Abend nicht wieder.

Ehe ich mich schlafen legte, nahm ich Abschied von Mr. und Mistreß H—, und sagte ihnen, daß ich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch fort müßte.

Meine Kameraden, Vane und Cannon, erklärten, daß sie durchaus nicht Willens seien, mich zu begleiten, und stellten alle möglichen Gründe auf, um mir von einer so plötzlichen Reise abzureden; aber sie verschwendeten ihre Vorstellungen vergeblich an mich. Ich hatte ein Mal den Entschluß gefaßt, und Nichts hätte mich davon abzubringen vermocht. Als sie sich davon überzeugten, willigten sie endlich ein, mit mir zu gehen.

Mr. und Mistreß H— drängten mich nicht sehr, dazubleiben, und ich glaube, ihre stumme Beredtsamkeit ließ sich durch die Voraussetzung erklären, daß dieselbe ihren Entstehungsgrund in der Rücksicht für das Glück ihrer Tochter hatte.

Wir verließen die Ansiedelung zu einer frühen Morgenstunde, ehe noch ein Glied der Familie – einige der Dienstleute ausgenommen – munter war.

Diese Art und Weise, fortzugehen, mag unhöflich erscheinen, und würde es an vielen Orten der Erde auch sein. In Australien ist Dies aber nichts Ungewöhnliches, denn man pflegt hier eine Reise stets zeitig am Tage anzutreten.

Auf meinem Rückweg nach Melbourne war mir an Vane's und Cannon's Gesellschaft nicht viel gelegen. Ich

hätte dieselbe viel lieber entbehren mögen, denn ich wünschte allein zu sein. Ich wollte gern Gelegenheit zu ernster Ueberlegung haben, eine Gelegenheit, mich die Reise sie mir gewährt haben würde. Der Umgang mit Jessie H— hatte viele Erinnerungen in meiner Seele geweckt. Sie hatte meine leidenschaftliche Liebe zu Lenoren von Neuem entzündet, und meinen Kummer über die Vergangenheit, und meine Verzweiflung über die Zukunft gesteigert.

Da ich sehr schnell ging, so blieben meine Gefährten hinter mir zurück, bis ich sie endlich ganz aus dem Gesicht verlor.

Ehe es noch Mittag war, hatte ich Melbourne erreicht. Ich bereute jetzt, diese Stadt je verlassen und eine Reise unternommen zu haben, die nur damit geendet, daß die Unzufriedenheit, die sich nur zu fest in meinem Herzen eingenistet, nur noch fester Wurzel gefaßt hatte.

ZWEITES KAPITEL. UNPASSENDE BEKANNTSCHAFTEN.

Wieder war ich ohne Heimath, ohne Beschäftigung, ohne Pläne für die Zukunft. Mein Geist war unentschieden, und es hing von einem geringen Umstand ab, welchen Weg ich wohl jetzt einschlagen sollte.

Eine solche Lage ist stets unangenehm. Ich kannte Dies, weil ich mich nur zu oft in derselben befunden und schon an die unangenehmen Gedanken gewöhnt war, die damit verknüpft sind.

Ich wollte gern zu einem Entschluß darüber kommen, was ich wohl thun sollte. Welche Beschäftigung sollte

ich ergreifen? Welchen Erdtheil sollte ich jetzt besuchen? Warum war ich überhaupt nach Melbourne zurückgekehrt? Sollte ich noch mehr Geld erwerben, oder das erworbene durchbringen? Diese und tausend andere Fragen folgten einander in meiner Seele, aber auf keine konnte ich eine vernünftige Antwort geben.

Während ich mich in diesem Zustande von Unentschiedenheit befand, verlor ich beinahe meine Selbstachtung. Es war viel Verführung zu einem ausschweifenden Leben vorhanden, aber nicht viel, was mich davon zurückhielt. In meiner Seele waren nicht mehr dieselben Beweggründe thätig, die mich sonst geleitet, und die mich vor schlechten Handlungen bewahrt haben würden. Was konnte ich denn dadurch gewinnen, daß ich mich stets so gut benahm, wie es mir nur möglich war? Seitdem ich meine Heimath verlassen, war ich stets bemüht gewesen, mich so brav und gut zu halten, als meine beschränkte Einsicht es mir gestattete. Was hatte ich denn aber dadurch gewonnen? Nichts, außer vielleicht etwas Eitelkeit. War Dies aber wohl die Anstrengungen werth, die ich gemacht, um der Versuchung zu widerstehen?

Da ich nur wenig Anderes zu thun hatte, so verbrachte ich die Zeit damit, mir die Frage zu überlegen. Das Resultat war: Billigung des Wegs, den ich eingeschlagen, und der feste Entschluß, auf demselben weiter zu wandeln.

Ein wenig Eitelkeit ist vielleicht im Ganzen genommen nicht etwas so Schlechtes. Wenn ein Mensch nicht die gute Meinung Anderer gewinnen kann, so sollte er sich wenigstens bemühen, sich selbst achten zu können, und

Dies ist nicht möglich, wenn er sich nicht brav hält. Wenn auch das Glück nicht so gegen mich gehandelt, wie ich es gewünscht, so war Dies doch kein Grund, warum ich mir Fortuna zum Beispiel nehmen und ihre Unfreundlichkeit nachahmen sollte. Ein Unglücklicher wird nur zu oft von seinen Freunden verlassen, aber Dies ist für ihn kein Grund, sich gegen sich selbst zu kehren und sein eigener Feind zu werden. Ich beschloß, nicht in so bornirter Weise zu handeln. Ich besaß dazu zu viel Selbstachtung, Eitelkeit oder Stolz. Man mag dieses Gefühl nennen, wie man will, so leistete es mir zu jener Zeit sehr gute Dienste, denn Dies allein, und nichts Anderes hielt mich ab, ein ausschweifendes Leben zu beginnen. Meine Gefährten, Vane und Cannon, waren lehrreiche Beispiele von Männern, welche ohne feste Grundsätze und bestimmte Entschlüsse handeln. Beide waren in ihrer Heimath etwas zügellos gewesen, und nicht sowohl auf eigenen Antrieb, sondern vielmehr auf den ihrer Verwandten und Freunde ausgewandert. Sie waren wirklich *fortgeschickt* worden, weil man hoffte, daß die Drangsale des Ansiedlerlebens sie ›bändigen‹ und ›zahn machen‹ würden.

Ich habe Tausende von jungen anständigen Männern gekannt, die auf gleiche Weise auswandern mußten und die, mit Empfehlungsbriefen bewaffnet, in dem Glauben nach den Colonieen kamen, daß man ihrer hier sehr bedürfte. Sie sahen sich jedoch sehr getäuscht, wenigstens war Dies bei den Meisten der Fall, die Leute, die man in Australien verlangt, müssen sich anständig zu benehmen wissen, und dabei Verstand und Lust zur Arbeit besitzen.

Flotten jungen Leuten, welche man bloß fortschickt, um sie los zu werden, fehlen gewöhnlich diese Haupteigenschaften, denn sonst würden sie auch in der Heimath Beschäftigung gefunden haben.

Ohne Lust zur Arbeit kamen sie in die Colonieen, hatten eine zu hohe Meinung von sich selbst, und eine zu niedrige von den Andern. Obgleich sie wußten, daß in England tüchtigere Leute, als sie waren, zurückblieben, so hofften sie doch vertrauensvoll, in Australien die erste Stellung einzunehmen.

Einige dieser jungen Herren sind nun so vernünftig, ihren Irrthum bald einzusehen, und Viele wenden sich dann zur Arbeit mit einer Lust, die ihnen nur zur Ehre gereicht. Meine Gefährten aber, Cannon und Vane, gehörten nicht zu dieser Klasse. Keiner vermochte sich zu entschließen, irgend Etwas zu thun, was ›Mühe‹ erforderte, und mit allen ihren Empfehlungsbriefen, gestützt auf den Einfluß der Freunde, denen sie empfohlen worden, war es ihnen doch unmöglich, Das zu erringen, was sie zu erringen vermuthet, nämlich bequeme, einträgliche Anstellungen im Staatsdienst.

Ihrer Ansicht nach taugte das Regierungssystem Nichts, und daran trug das Gouvernement der Colonieen und die Bevölkerung die Schuld. Sie konnten nicht begreifen, daß Die, welche dazu berufen sind, eine neugegründete Colonie zu regieren und die Maschinerie des gesellschaftlichen Lebens zusammenzusetzen, auch Kenntnisse besitzen müssen, und daß Männer, welche in ihrer Heimath

sich als unfähig erwiesen haben, ein nützliches Amt auszufüllen, noch weit unnützer in einem Lande sind, wo man die größten Fähigkeiten fordert.

Beide waren so unglücklich gewesen, Freunde zu haben, die, während sie sich scheinbar gut gegen sie behahten, in Wirklichkeit grausam an ihnen handelten. Sie waren in Müßiggang aufgewachsen und waren der Ansicht, daß Arbeit gemein und eines Gentleman unwürdig sei. Mit diesen Grundsätzen waren sie in die weite Welt hinausgestoßen worden, wo sie den Kampf des Lebens ungeschult und unbewaffnet kämpfen sollten. Eben so wenig besaßen sie Muth genug, um gegen die widrigen Verhältnisse anzukämpfen, in denen sie jetzt lebten, und sie schienen zu denken, daß sie ihr Unglück am Besten bekämpften, wenn sie sich in ein ausschweifendes Leben stürzten.

Ich suchte sie zu überreden, mit mir nach den Goldgruben zu gehen und ihr Glück dort durch ehrliche und ehrenhafte Arbeit zu machen zu suchen, aber Beide verwarfen meinen Rath, ja Vane spottete sogar darüber. Sie wollten ihre weichen Hände nicht dadurch besudeln, daß sie dieselben in Berührung mit der schmutzigen Erde brächten. Sie hatten zu solcher niedriger Arbeit eben so wenig Lust, wie ich zu vielen Gewohnheiten, denen sie fröhnten, und die meiner Ansicht nach weit niedriger waren, als Goldsuchen.

Sie waren zu Gentlemen erzogen worden, ich nicht. Ihre Gewohnheiten waren nicht meine Gewohnheiten,

und als mir Dies klar ward, beschloß ich, die Bekanntschaft mit Vane und Cannon abzubrechen. Beide waren von Natur nicht schlecht, aber sie besaßen Fehler, die ihren Grund in einer mangelhaften Erziehung hatten, und die ihre Gesellschaft nicht wünschenswerth machten, besonders in einem Ort wie Melbourne.

Beide waren angenehme Gesellschafter, und in vielen Beziehungen würden sie mir gefallen haben, aber da sie versuchten, ein Jahr lang in Melbourne zu leben, ohne zu arbeiten, so sah ich ein, daß sie nicht passende Kameraden für mich sein würden.

Um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß sie Dies selbst nicht ahnten, besonders Cannon. Eines Tages war er so ehrlich, zu gestehen, daß er fürchtete, er könne nicht länger das Leben eines ehrenhaften Gentleman führen.

»Warum denn?« fragte ich. »Können Sie denn seine Arbeit bekommen?«

»Nein,« antwortete er mit Hohn, »ich mag für Niemanden die Rinder oder Schafe hüten. Ich muß auf andere Weise leben, mag diese nun ehrenhaft sein oder nicht.«

»Was können Sie denn?« fragte ich.

»Davon habe ich keine Idee. Ich weiß nur, Stone, daß ich Sie anpumpen werde, wenn Sie nicht die Bekanntschaft mit mir abbrechen wollen.«

»Und wenn Sie nun nicht mehr von Ihren Bekannten leben können, was werden Sie denn dann thun?«

»Dann muß ich Billardmarqueur werden. – Meine Freunde sagen, sie hätten mich hergeschickt, damit ich

mein Glück machen sollte, aber ich glaube, sie haben es nur gethan, um alle weitere Plage mit mir los zu werden. Sie haben ihren Zweck auch erreicht, denn ich glaube nicht, daß ich je wieder so viel Geld zusammenbringe, wie ich brauche, um nach England zurückkehren zu können, obgleich ich es verteufelt gern möchte.«

»Warum wollen Sie denn aber dahin gehen, wo man Sie nicht haben will? Warum wollen Sie nicht arbeiten und durch Ihre eigene Anstrengung unabhängig werden?«

»Ah, mein Freund, Sie vergessen, daß wir nicht dazu erzogen worden sind. Sie haben vernünftige Aeltern oder Vormünder gehabt, die Etwas gethan haben, um Sie für dergleichen vorzubereiten, während ich in einer thörichten Weise von Denen erzogen worden bin, die es versucht haben, mich glauben zu machen, ich sei klüger als Andere. Was Ihnen leicht vorkommt, ist mir ganz unmöglich. Sie sind in einer Welt erzogen worden, die Sie Weisheit gelehrt, während ich in einer Familie aufgewachsen bin, die nur einen Narren aus mir gemacht hat. Mich hat man glauben gelehrt, daß ein Mann Alles seinen Ahnen zu danken haben soll, und Sie, daß er nur sich selbst Alles schuldig sein muß. Daher ist es vergebens, über die Sache zu sprechen, denn wir können nie in unsern Ansichten übereinstimmen.

Ich sah ein, daß es Nichts nützte, Cannon zu drängen, Etwas in den Colonieen zu arbeiten, so lange er keinen Gewinn seiner Anstrengungen sah.

Gerade zu dieser Zeit war ich selbst ein Wenig geneigt, einer ähnlichen Anschauungsweise zu huldigen. Ich hatte gehofft und gearbeitet, um so vollkommen zu werden, wie es nur einem menschlichen Wesen in meinen Verhältnissen möglich war. Was hatte ich denn aber gewonnen? Nichts. Welchen Gewinn konnte ich erwarten? Keinen. Von diesen Gedanken beeinflusst, schwankte ich eine Zeit lang, ob ich nach den Goldgräbereien zurückkehren sollte, oder nicht. Das Leben war, im Ganzen genommen, dort nur eine Aufregung. Glück war es nicht.

Zu verschiedenen Malen packte mich die Versuchung, zu Jessie zurückzukehren und zu sehen, ob ich bei ihr mein Glück finden könnte. In meinem Streben, diese Versuchung zu überwinden, handelte ich vielleicht ähnlich wie Vane und Cannon, denn ich weigerte mich, Fortuna's Gunstbezeugungen anzunehmen, wo sie doch so leicht zu gewinnen waren.

Vane und Cannon lebten in einer im Wachthum begriffenen Colonie, wo sie sich durch Arbeit leicht eine hohe Stellung hätten erringen können, und dennoch wollten sie sich nicht anstrengen. Ich spielte eine ähnliche Rolle, denn ich strebte, wie ich glücklich, oder auf alle Fälle nicht unglücklich leben könnte, und doch verschmähte ich die Gelegenheit, die mir Fortuna so bereitwillig bot. Ich wollte das Glück nur unter bestimmten Bedingungen annehmen, und meine Hartnäckigkeit war nicht so sehr von der verschieden, welche den Hauptfehler meiner Gefährten ausmachte.

Nie kam ich mir mehr wie ein ›rollender Stein‹ vor, als während dieses Aufenthaltes in Melbourne. Ich stand jedoch in dieser Beziehung nicht vereinzelt da, denn in der Stadt gab es Tausende, die überall gewesen und bereit waren, sofort wieder das Weite zu suchen.

DRITTES KAPITEL. FORTSETZUNG VON FARRELL'S GESCHICHTE.

Endlich kam ich zu dem Entschluß, Melbourne, zu verlassen, und nachdem ich von Vane und Cannon geschieden, begab ich mich allein nach Geelong, welches am Wege nach den Goldgruben von Ballarat lag. Es war dies mein erster Besuch in Geelong und ein kurzer, aber trotzdem kam ich zu dem Schluß, daß, wenn die Bewohner von Geelong in den beiden vergangenen Jahren so schnell in der Kultur fortgeschritten waren, wie die Bewohner von Melbourne, sie früher in einem furchtbar verwilderten Zustande gelebt haben müßten; denn ich fand den socialen, moralischen und intellectuellen Zustand des Ortes wo möglich noch niedriger, als den, welcher mich bei meinem ersten Besuch in Melbourne mit Abscheu erfüllt – und Das will viel sagen.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner von Geelong schien im Trinken zu bestehen, und hierin waren sie äußerst fleißig. Fast ein Jeder, mit dem ich in Berührung kam, gebrauchte höchst unpassende Worte und war oder schien wenigstens verderbter, unwissender und gemeiner zu sein, als Menschen, die in England dem gemeinsten Pöbel angehören.

Von Geelong begab ich mich weiter nach Ballarat, welches ungefähr achtundvierzig Meilen entfernt war. Ich fuhr in einem vierspännigen Wagen und hatte für meinen Platz die bescheidene Summe von sechs Sovereigns zu bezahlen.

Nachdem ich angekommen, schlug ich mein Zelt wieder auf dem bekanntesten, reichsten Goldfelde auf.

Die Goldsucher waren von dem damaligen Staatsanwalt von Victoria ›glückliche Vagabunden‹ genannt worden. Vielleicht hatte er Recht, aber welchen Namen man ihnen auch beilegen mochte, so freute ich mich, wieder in ihrer Gesellschaft zu sein, und war bereit, ihre Mühen, Hoffnungen und Täuschungen zu theilen.

Es liegt Etwas in der Goldsucherei, was das menschliche Gemüth aufregt und es für die übrigen Beschäftigungen des menschlichen Lebens untüchtig macht, und doch paßt dieser Beruf selbst genau für den Seelenzustand, den er hervorbringt.

In dieser Beziehung gleicht er unglücklicher Weise vielleicht nur zu sehr dem Handwerk des Spielers,

Keine andere Beschäftigung hätte besser für meinen Seelenzustand gepaßt. Ich hatte keine Hoffnungen zu verwirklichen, kein anderes Ziel zu verfolgen, als die Vergangenheit zu vergessen und meine Gedanken abzuhalten, in die Zukunft zu schweifen.

Da dem so war, so freute ich mich, wieder ein glücklicher Vagabund zu sein, und mich wieder inmitten der stets wechselnden, aufregenden Scenen zu befinden, die man in den Goldgruben von Ballarat erlebte.

Der erste Bekannte, dem ich nach meiner Ankunft begegnete, war Farrell, der californische Goldsucher, den ich zuletzt in San Francisco gesehen.

Selbstverständlich begaben wir uns in das nächste Hotel, um ein Glas mit einander zu leeren.

»Ich glaube,« sagte Farrell, sobald wir uns gesetzt hatten, »Sie werden Nichts dagegen haben, den Schluß des kleinen Romans zu hören, dessen zweites Kapitel ich Ihnen in San Francisco erzählte?«

»Nein, ich habe durchaus Nichts dagegen,« antwortete ich. »Obgleich Sie mir wegen des Unglücks, das Sie betraf, leid thaten, so gestehe ich doch, daß mich Ihre Erzählung sehr ergötzte. Doch aber ist mir der interessanteste Theil des Romans, wie Sie es nennen, nicht bekannt. Ich würde mich sehr freuen, mehr davon zu hören.«

»Nun,« sagte Farrell, »das sollen Sie auch. Wie ich Ihnen sagte, ging auch Foster mit meiner Frau nach Californien, und wie ich erwartet hatte, nach San Francisco. Dabei aber waren sie so ruhig und so im Stillen gekommen, daß es mir nicht gelang, sie eher zu finden, als bis sie schon ungefähr zehn Tage in der Stadt waren.

»Foster miethete ein Haus in der Sacramentostraße, stattete es mit dem Gelde aus, welches ich nach Hause geschickt, um mein treuloses Weib zu unterstützen, und schaffte sich einen Vorrath von Spirituosen an. Er wollte einen Grogverkauf anlegen und eben sein Etablissement eröffnen, als ich ihm und meiner Frau auf die Spur kam.

»Ich begab mich sogleich in das Haus und machte mich auf einige Kurzweil gefaßt.

»Foster und meine Frau waren ausgegangen, um Einkäufe zu machen, und brachten ohne Zweifel den Rest meines Geldes durch. Die neue Schenke, stand unter der Aufsicht eines jungen Mannes, den sie als Kellner engagiert hatten.

»Ich bemächtigte mich sogleich der ganzen Geschichte, des Hauses mit Allem, was darin war.

»Dann entließ ich den Kellner aus Foster's Dienst und engagierte ihn darauf augenblicklich für mich.

»Ich blieb neun Wochen lang in diesem Hause, verwaltete das Geschäft, aus welchem Foster Nutzen zu ziehen gedacht, und verkaufte es dann für fünftausend Dollars.

»Meines Wissens nach kam weder Foster noch meine Frau an diesen Ort – wenigstens ließen sie sich nie in diesem Hause blicken. Sie hatten wahrscheinlich erfahren, daß ich es in Besitz genommen, und Dies genügte, um sie auf ihre Ansprüche daran ohne Streit verzichten zu lassen.

»Nachdem ich das Geschäft verkauft, hatte ich Zeit, mich umzusehen und weitere Nachforschungen nach dem köstlichen Paar anzustellen. Ich erfuhr, daß sie sich nach Sacramento begeben, wo Beide Stellen in einem Wirthshause angenommen, welches einem Fremden gehörte. Sie hatten kein Geld mehr, um selbst ein Geschäft zu gründen.

»Ich war immer noch entschlossen, mit ihnen zusammenzutreffen, und reis'te nach Sacramento,

»Sie mußten jedoch einen Aufpasser gehabt haben, denn als ich die Stadt erreichte, erfuhr ich, daß sie dieselbe erst vor zwei Stunden verlassen.

»Da mein Aergger mittlerweile ein Wenig verdampft war, so hatte ich keine Lust, die Beiden weiter zu verfolgen. Die Sache ist die, daß ich nach dem Verlust meiner Frau einen Grad von Freiheit fühlte, der viel dazu beitrug, mich mit dem Manne auszusöhnen, der mich von ihr befreit hatte. Außerdem lag in dem Gedanken, Foster aus seinem schön eingerichteten Hause getrieben zu haben, Etwas, was mich glauben machte, ziemlich quitt mit ihm zu sein, und ich mochte mir nicht weitere Mühe nur deßwegen machen, um Foster und meine Frau zu beunruhigen.

»Ich kehrte daher nach San Francisco zurück und begab mich hier auf ein Schiff, welches eben nach Melbourne segelte.

»Jetzt ist mein Aergger ganz vorüber, und doch weiß ich, daß mir immer noch eine Rache außer der, die ich schon genommen, beschieden sein wird. Wo die Treulosen auch sein mögen, so sind sie doch ganz gewiß nicht glücklich. Sie wissen, daß sie unrecht gehandelt haben, und ich will darauf wetten, daß es nicht eine Stunde am Tage giebt, wo sie nicht an mich denken und fürchten, daß ich erscheine.

»Ich kann jetzt in meine Heimath zurückkehren und glücklich sein. Sie können es nicht. Ich wünsche, nie wieder Eins von ihnen zu sehen, denn ich bin Philosoph geworden und will, daß ihre Sünde ihre eigene Strafe mit sich bringe.«

Ich wünschte Farrell Glück zu dieser Philosophie, die ihn befähigte, seinen Gleichmuth mit so gutem Erfolg wieder zu gewinnen. Nachdem wir gegenseitig ausgemacht, wo wir uns wieder treffen wollten, trennten wir uns.

VIERTES KAPITEL. SELTSAME GEBRÄUCHE IN DEN GOLDFELDERN.

Farrell's philosophischer Entschluß, die Delinquenten nicht weiter zu verfolgen, war auf meinem Wege in mein Zelt der Gegenstand meines Nachdenkens. Er war ein Beispiel von der Macht der Verhältnisse, welche sogar die heftigste Leidenschaft zu dämpfen vermögen, denn ich wußte, daß, als Farrell mir den Schimpf, der ihm widerfahren, erzählte, er denselben tief empfand und nach Rache dürstete.

Ich konnte nicht umhin, die Lehre auf mich selbst anzuwenden.

»Ist es wohl möglich,« dachte ich, »daß je die Verhältnisse meine Sehnsucht nach Lenoren dämpfen? Giebt es wohl eine Macht, welche diese Sehnsucht stillen kann?

Meine sentimentalischen Gedanken wurden plötzlich durch eine Scene von ganz anderem Charakter unterbrochen.

Sie war durchaus komisch. Nicht weit von der Stelle nämlich, wo ich mich von Farrell getrennt, sah ich eine Menge Menschen um ein Zelt versammelt. Zwei Goldsucher, die mit einander gemeinschaftlich gearbeitet, stritten sich, und ihre Nachbarn hatten sich vor dem Zelt versammelt, um sich an ihren beredten Scheltworten zu erbauen.

Nachdem die beiden Männer die Umstehenden ziemlich lange durch ihren Streit ergötzt, schien es nur Einen Punkt zu geben, über den sie einig waren, nämlich daß sie nicht länger ›Kameraden‹ bleiben könnten.

Beide besaßen das Zelt, einige Vorräthe, ihre Werkzeuge und Kochutensilien gemeinschaftlich, da ein Jeder bei'm Ankauf einen Theil der Kosten getragen.

Da nun diese Sachen nicht zur Zufriedenheit beider Theile getheilt werden konnten, so schlug man vor, daß Jeder Das aus dem Zelt schaffen sollte, was er mit Recht sein Privateigenthum nennen könnte. Alles Andere, was man gemeinsam besessen, das Zelt mit inbegriffen, sollte dagegen verbrannt werden. Dieser Vorschlag ward sofort angenommen.

Hierauf holte ein Jeder seine wollenen Decken und die andern rein ›persönlichen Effekten‹ aus dem Zelt. Die Stricke, Hacken, Schaufeln und Eimer, welche zufällig vor dem Zelte lagen, wurden hineingestoßen, worauf ein Zündhölzchen an die trockene Leinwand gehalten ward. Das Zelt der Goldsucher stand augenblicklich in Flammen. Hierauf gingen die beiden Streitenden kaltblütig fort. Jeder trug seinen Sack auf dem Rücken, der Eine ging nach Osten, der Andere nach Westen, während

die Zuschauer ihren lauten Beifall spendeten, denn Alle schienen diese originelle Art und Weise, ein Compagniegeschäft aufzulösen, sehr zu bewundern.

Das Gesetz ist in allen neugegündeten Gemeinden sehr kostspielig und ungewiß, daß sogar vernünftige Leute nicht gern bei'm Schlichten ihrer Streitigkeiten dasselbe zu Hilfe nehmen. Vielleicht gereichte es den Bürgern älterer Gemeinden in dieser Beziehung nur zum Vortheil, wenn sie den Goldsuchern nachahmten.

Während meines Aufenthaltes in Californien war ich Zeuge eines andern Vorfalles, welcher erkennen ließ, wie ungern man seine Zuflucht zu dem Ausspruch eines gesetzmäßigen Tribunals nahm. Zwei Goldsucher, welche zusammen gearbeitet hatten, wollten ihr Compagniegeschäft auflösen. Unter den Sachen, die sie gemeinschaftlich besaßen, befand sich auch ein schönes Maulthier. Jeder wollte gern alleiniger Besitzer des Thieres werden, aber Keiner wollte dem Anderen die Summe geben, die dieser für seinen Antheil an dem Thiere verlangte. Man hätte die Sache durch einen selbstgewählten Schiedsrichter beilegen können; aber da Keiner einer dritten Partei sich zu Dank verpflichten wollte, so ward ein unabhängigeres Mittel zur Schlichtung des Streites angenommen.

»Ich will Euch fünfzig Dollars für Euren Antheil an dem Maulthier geben,« schlug der Eine vor, »oder ich nehme hundert für meinen. Ich brauche das Thier.«

»Und ich will Euch fünfzig für Euren Theil geben, oder hundert für meinen haben,« sagte der Andere. »Ich brauche das Thier eben so nöthig, als Ihr.«

»Ich will Euch einen andern Vorschlag machen,« sagte der Erste. »Wir wollen eine Partie Uker spielen, und wer gewinnt, soll das Thier bekommen.«

Dieser dritte Vorschlag ward angenommen. Man spielte, und so ward die Sache binnen fünf Minuten erledigt, ohne daß Kosten oder Groll die Folge waren.

Die Neigung, Schwierigkeiten und Zweifel durch den Zufall – diesen ›materiellen Gott‹ – beizulegen, kommt sehr häufig bei Denen vor, welche der Beschäftigung des Goldsuchens lange obgelegen haben, und zwar ohne Zweifel aus dem Grunde, weil so viel Zufall und Ungewißheit in diesem Berufe selbst obwaltet. Die Goldsucher werden an eine Art Fatalismus gewöhnt, und lassen daher viele Fragen, die dem prüfenden Verstande unterbreitet werden sollten, vom Zufall entscheiden.

Ich habe einen Goldsucher gesehen, der, nachdem er reiche Ausbeute gemacht, einen Dollar in die Höhe warf, um dadurch zu entscheiden, ob er nach Hause zurückkehren sollte, oder nicht. Das Goldstück fiel auf die Kehrseite, und der Mann blieb in den Goldgruben. Meines Wissens ist er noch dort und arbeitet angestrengt weiter.

Und dennoch verdamme ich nicht immer diese Art, den Geist von der Todesangst des Zweifels zu befreien.

Ich begegnete ein Mal zwei Goldsuchern in San Francisco, wo sie sich trafen, um, nachdem sie getrennt von einander in verschiedenen Goldgräbereien gearbeitet, einige Tage der Ruhe zu genießen. Sie waren Reisekameraden auf einem Schiffe gewesen, welche nach Californien

ging, und jetzt, wo sie sich wiedersahen, erzählten sie einander, auf welche Weise ein Jeder nach der Trennung sein Glück gemacht.

»Ich habe zweitausend dreihundert Dollars zusammenbekommen,« sagte der Eine. »Ich bin aber hierher gegangen, um viertausend zusammenzuwerfen. Wenn ich diese hätte, dann ginge ich jetzt wieder nach Hause.«

»Mir ist es fast eben so gut gegangen,« sagte der Andere. »Ich habe ungefähr zweitausend, und wenn ich Das hätte, was wir Beide zusammen haben, so würde ich nach Hause gehen und nie wieder eine Schaufel oder Hacke anrühren.«

»Ach, das möchte ich auch!« seufzte der Erste.

»Nun,« sagte sein Kamerad, »ich will Dir sagen, was wir thun könnten. Wir alle Beide wollen nicht eher nach Hause, als bis wir viertausend Dollars haben. Wir brauchen aber doch nicht *Beide* in unsern Erwartungen getäuscht zu werden. Der Eine kann gehen, und der Andere hleiben. Wir wollen eine Karte nehmen und abheben. Der, welcher das höchste Blatt abhebt, nimmt viertausend Dollars und geht nach Hause. Die übrigen zwei- bis dreihundert Dollars reichen hin, daß der Andere wieder nach den Goldgruben zurückkehren kann. Was sagst Du zu diesem Vorschlage, alter Junge?«

Der Andere nahm den Vorschlag augenblicklich an. Der Mann, welcher denselben gemacht hatte, verlor seine zweitausend Dollars, und am nächsten Morgen händigte er seinem glücklicheren Freund das Geld ein, sagte

ihm Lebewohl und kehrte wieder nach den Goldgruben zurück.

Diese Geschichte mag Denen, welche Californien nicht in der besten Periode kennen gelernt haben, unwahrscheinlich vorkommen, aber ich kann die Wahrheit derselben beschwören.

Nachdem ich mich von Farrell getrennt, war es, als ob ich dazu bestimmt wäre, an demselben Abend noch eine Menge Vorfälle mit anzusehen, die sowohl einen komischen wie tragischen Charakter hatten.

Kurz nachdem die Menge, welche dem Streit der beiden Goldsucher beigewohnt, sich zerstreut, sah ich einen andern Menschauflauf, in dessen Mitte zwei oder drei Polizeidiener erschienen. Sie waren um den Schacht einer verlassenen Goldgrube versammelt. Ich ging hin, um zu sehen, was die Ursache der Bewegung sei, und erfuhr, daß man einen Chinesen in dem Schacht erhängt gefunden.

Der Chinese hatte sich selbst erhängt, und das Mittel, dessen er sich bedient, um seinem Leben ein Ende zu machen, schien seiner Originalität wegen von der Menge, die hier versammelt war, eben so bewundert zu werden, wie die andere Menge die Art und Weise bewundert hatte, auf welche die beiden Goldsucher ihren Streit geschlichtet.

Der Chinesef, welcher wußte, daß der Schacht tief war, hatte oben ein großes Holzscheit quer darüber gelegt. In der Mitte desselben hatte er das Ende eines funfzehn Fuß langen Seiles befestigt. Das andere Ende hatte er sich

selbst um den Hals geschlungen, und war dann in den Schacht hinuntergesprungen. Kein Henker von Profession hätte die Operation auf bessere Weise ausführen können.

Später erfuhr ich, daß der Chinese ein Opiummesser gewesen war und im Geheimen Gold verthan hatte, woran seine Kameraden Antheil hatten.

Man glaubte, daß er, als sein Gewissen ihm darüber Vorwürfe gemacht, und er keinen Opium mehr gehabt, um sich betäuben zu können, aus Verzweiflung zu diesem Mittel gegriffen habe, um seinem Dasein ein Ende zu machen.

FÜNFTES KAPITEL. UNANGENEHME KAMERADEN.

Mehrere Tage lang schlenderte ich in den Goldgräbereien umher, und sah mich nach Arbeit um. Endlich, in der sogenannten Heureka, traf ich fünf Männer, die eine Grube hatten, welche gute Ausbeute zu gewähren versprach. Diese Grube lag innerhalb vier anderer, aus denen man Gold gegraben, und die Goldader hätte eine scharfe Biegung machen müssen, wenn an dieser Stelle Nichts davon zu finden gewesen wäre. Man hatte bereits einen Schacht von zwanzig Fuß abgeteuft, der aber noch neunzig Fuß tiefer werden mußte. Es waren acht Arbeiter zum Ausbeuten der Grube nöthig, und die fünf Männer, denen sie gehörte, wollten mehrere Theile daran verkaufen, um die nöthige Zahl Arbeiter zusammenzubringen.

Die geforderte Summe war fünfzig Pfund, und da sich mir keine bessere Gelegenheit hot, in ein Compagniegeschäft einzutreten, so kaufte ich einen Theil und bezahlte das Gold.

Meine neuen Kameraden gefielen mir ihrem Aeußern nach nicht sonderlich.

Keiner von ihnen sah aus, als ob er an harte Arbeit gewöhnt wäre, oder seinen Lebensunterhalt auf ehrenvolle Weise gewänne. Sie schienen eher dazu zu passen, hinter dem Ladentisch zu stehen und Handschuhe und Bänder zu verkaufen, als Gold zu suchen, und wenn ich mir nicht von meinem Antheil an der Goldgrube reiche Ausbeute versprochen hätte, so würde ich mir diese Männer nicht zu Kameraden gewählt haben.

Einer von ihnen hieß John Darby. Er war einer der Menschen, die nie die schönen Gelegenheiten, die sich ihnen zum Schweigen bieten, benutzen können. Darby's Zunge ging fortwährend, und er sagte oft tausend Worte, die ganz gedankenlos waren. Seine Beredtsamkeit war geschwätziger Natur und dem Ohr sehr zuwider, da man nur Töne hörte, aber kein Körnchen Verstand. Seine Stimme erinnerte mich oft an das Klappern der Mühlen, die ich in Callao gehört. Sobald er sein Steckenpferd bestieg und seine Zunge in Gang kam, schien die Luft von zehntausend flatternden Dämonen zu vibriren, deren Jeder einen Feuerball in das Gehirn des Hörers schleuderte.

Seiner eigenen Erzählung gemäß hatte Darby wohl zehn Mal Schiffbruch auf der Reise des Lebens gelitten – mehrere Male dadurch, daß er sich nicht vermählen

konnte, wie er wünschte, und dann ein Mal, weil sein Plan nur zu gut gelang. Dieses letztere Unglück hielt er für viel größer, als alle die anderen.

Physisch sowohl, wie moralisch und intellektuell war mein Kamerad John Darby ein seltsames Wesen. Er wog nicht mehr als zehn Stein, obgleich er sechs Fuß ein Zoll groß war.

Er hatte einen kleinen, runden Kopf voll langen blonden Haars, und dieses unterwarf er jeden Tag einer sorgfältigen Frisur *à la Nazarène*.

Ein anderes Glied unserer interessanten ›Firma‹, welches man unter dem Namen ›George‹ kannte, war einfach ein gebildeter Dummkopf.

In der Meinung vieler Leute muß Der, welcher viel Schulbildung, von welcher Art auch seine natürlichen Eigenschaften sein mögen, empfangen hat, eine sehr intelligente Person sein. Ich denke jedoch anders und habe meinen Glauben aus einer reichen Erfahrung und Menschenkenntniß geschöpft.

Ich bin so unglücklich gewesen, mit vielen Männern aus der Classe der ›Gebildeten‹ in Berührung zu kommen, die aber durchaus Nichts von Dem wußten, was des Wissens werth war, und George war einer dieser Menschen. Er war auf einem Gymnasium gebildet worden, doch konnte Niemand fünf Minuten lang mit ihm sprechen, ohne ihn, wie schon gesagt, für einen gebildeten Dummkopf zu halten.

Wie die meisten Menschen seiner Classe, legte es seine Dummheit in lächerlicher Weise dadurch an den Tag, daß

er sich eine geistige Ueberlegenheit über seine übrigen Kameraden anmaßte.

Wie die meisten Menschen hatte auch er seinen Aerger, am Meisten aber ärgerte es ihn, daß seine Ueberlegenheit nicht immer anerkannt ward. Im Gegentheil betrübte ihn oft die Entdeckung, daß das Licht seines Geistes – gleich der Lampe, die in Tullia's Grabe brannte – nicht von den Menschen wahrgenommen werden konnte. Bisweilen war sein excentrisches Wesen sehr ergötzend. Vielleicht war er nicht vergebens geschaffen worden, obgleich es schwer zu bestimmen war, in welcher Absicht diesem Mann das Leben verliehen worden, wenn es nicht vielleicht deßwegen geschehen war, daß er Andere vor den Abgeschmacktheiten warnen sollte, durch die er sich täglich auszeichnete. Er war eine lebendige Warnung im sechsten Bande des großen Werkes der Natur, und Niemand konnte ihn studiren, ohne sich selbst einer strengen Selbstprüfung zu unterwerfen. Für so nutzlos ich die Existenz dieses Mannes gehalten, so muß ich doch anerkennen, daß ich ihm manche schätzenswerthe Lehre verdanke. Dadurch, daß ich seine Narrheiten beobachtete, erwachten in mir Gedanken, die aus meiner Seele viele Vorurtheile entfernten, welche bis jetzt darin gewohnt. In diesem Sinne könnte ich also sagen, daß er nicht vergebens geschaffen worden, obgleich die Mission, die er erfüllen sollte, unmöglich die war, Gold in den Goldgruben von Balarat zu suchen.

Ein Anderer meiner Kameraden war Apothekergehilfe in London gewesen, und erst vor Kurzem in den Goldgruben aufgetreten. Er konnte an nichts Anderes denken, noch von etwas Anderem reden, als von dem ›Laden‹, und was derselbe enthielt. Ich konnte nicht umhin, mir einzubilden, ich befände mich neben einem chemischen Laboratorium, sobald dieser Mensch in meine Nähe kam.

Meine andern beiden Kameraden erschienen gewöhnlich um zehn Uhr Morgens in der Grube, und zwar im Zustand halber Betrunkenheit.

Diese beiden Männer erhielten mich in einem Zustand fortwährender Furcht – das heißt, wenn sie mit mir zusammen arbeiteten. Ich fühlte mich nie unten im Schacht sicher, wenn Einer von den Beiden oben an der Winde stand.

Jeder, der nur im geringsten Grade berauscht ist, wird zu einem gefährlichen Kameraden bei der Arbeit in einer Goldgrube, besonders wenn ihm die Winde anvertraut ist. Er sieht dann vielleicht nicht, daß er einen Eimer heraufziehen muß, oder wenn er den selben herunterlassen will, hängt er den Griff an den falschen Haken, wovon die fast gewisse Folge die ist, daß Dem, der eben das Unglück hat, unten zu stehen, die Hirnschale eingerannt wird.

Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß ich ein Wenig besorgt war, so lange ich mit meinen berauschten Kameraden zusammen arbeitete.

SECHSTES KAPITEL. EINE PLÖTZLICHE AUFLÖSUNG DES
COMPAGNIEGESCHÄFTS.

Meine Befürchtungen quälten mich so, daß ich beschloß, meinen Antheil an der Grube zu verkaufen und mich von meinen Kameraden zu trennen; ich war aber noch nicht lange da, als ich die Ueberzeugung gewann, daß unser Schacht uns in eine der reichsten Gruben des ganzen Goldfeldes führte.

Eben so klar war mir aber auch, daß noch viele schwere Arbeit zu verrichten wäre, ehe man das Gold herausbekommen könnte, und daß meine Kameraden sich eben nicht gerade sehr gut dazu eigneten.

Glücklicher Weise kaufte ein Mann von ganz anderem Charakter einen der beiden Antheile, die noch unverkauft geblieben waren. Da ich fürchtete, daß der andere Theil einem eben so schlechten Arbeiter, wie meine anderen Kameraden, in die Hände fallen möchte, so kaufte ich ihn selbst und ließ ihn dann einem jungen Mann, mit dem ich bekannt geworden, ab. Dieser junge Mann war bisher unglücklich im Goldsuchen gewesen. Er hieß John Oakes und hatte mir erzählt, daß er von Profession Seemann sei; aber im Gegensatz zu der Mehrzahl der Seeleute, mit denen man in den Goldgruben in Berührung kam, war er ein Mann von mäßigen Gewohnheiten, und schien entschlossen zu sein, Geld zu sparen, wenn er nur welches bekommen hätte.

Bis jetzt hatte er noch seine Gelegenheit gefunden, seinen guten Entschlüssen gemäß zu handeln, denn jede

Grube, an der er sich einen Theil gekauft, hatte keine Ausbeute geliefert.

Ehe ich Oakes Etwas von meinen Absichten, die ich zu seinen Gunsten hatte, mittheilte, benachrichtigte ich ihn einfach, daß ich den achten Theil an unserer Grube gekauft und ihm denselben ablassen wollte.

»Ich wünschte Nichts lieber,« sagte er, »als mit Ihnen in eine Grube zusammen zu kommen. Sie haben stets Glück, und ich könnte dann gewiß Etwas zu gewinnen hoffen, unglücklicherweise aber habe ich Nichts, um den von Ihnen geforderten Preis zahlen zu können.«

»Das thut Nichts,« erwiderte ich. »Diese Grube wird ganz gewiß gute Ausbeute geben, und Sie können mich bezahlen, wenn Sie ihr Geld heraus haben.«

»Dann nehme ich Ihr Anerbieten an,« sagte Oakes, augenscheinlich sehr erfreut. »Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie gütig es von Ihnen ist, mir diesen Vorschlag zu machen. Ich bin überzeugt, ich werde Glück haben. Ich habe nur in *einer* reichen Grube gearbeitet, seit ich in den Goldgruben bin, und das Gold, das ich da fand, ist mir gestohlen worden. Es ward mir vielmehr geraubt. Habe ich Ihnen schon erzählt, wie Das zugging?«

»So viel ich weiß, nicht.«

»Nun, dann will ich es Ihnen jetzt erzählen. Wir waren Drei an der Zahl, die zusammen in einer ausgiebigen Grube in Eagle-Hawk-Gully in Bendigo arbeiteten. Wir gewannen achtundvierzig Pfund reinen Goldes daraus. So lange wir arbeiteten, schickten wir das Gold, sobald es gereinigt war, in das Escorten-Bureau und ließen es

dort in Verwahrung nehmen, bis wir mit unserer Arbeit fertig waren.

»Sobald wir die Grube vollständig ausgebeutet, begaben wir uns alle Drei nach dem Escorten-Bureau und holten das dort niedergelegte Gold wieder ab.

»Meine beiden Kameraden wohnten in einem Zelte für sich, und sie schlugen mir vor, daß wir dahin gehen wollten, um unsere ›Beute‹ zu theilen.

»Unterwegs kehrten wir in einem Wirthshaus ein, dessen Besitzer meine Kameraden kannten, und von dem sie einige Goldgewichte und Waagen liehen. Sie kauften auch eine Flasche Branntwein, die uns, wie sie sagten, für unsere angenehme Aufgabe stärken sollte.

»Hierauf begaben wir uns in ihr Zelt. Nachdem wir hineingegangen, schlossen wir die Thür, so daß Niemand uns stören, oder sehen konnte, was wir thaten.

»Ehe wir das Geschäft des Theilens begannen, trank jeder meiner Kameraden ein Glas von dem Branntwein, und obgleich ich mir Nichts daraus machte, so trank ich doch, um nicht mit meinen Kameraden in Streit zu kommen, einen Fingerhut voll. Sobald ich den Branntwein genossen, ward ich, obgleich es, wie ich eben gesagt habe, nur ein Fingerhut voll war, bewußtlos und wußte Nichts von Dem, was hierauf geschah. Ich kam nicht eher als am nächsten Morgen wieder zum Bewußtsein, wo ich dann sah, daß meine beiden Kameraden fort waren, und daß sich außer mir Nichts weiter in dem Zelte befand. Sie hatten das ganze Gold, – meinen Antheil davon mit

eingeschlossen – mitgenommen, und ich habe weder sie noch das Gold je wieder zu sehen bekommen.

»Diese Lehre hat mich für immer von der Neigung zu starken Getränken geheilt, und außerdem sehr ich wählerisch in Bezug auf die Personen gemacht, mit denen ich arbeite. Was für Burschen sind denn die, welche mit in Ihrer Grube arbeiten?«

»Das ist ein Thema, über welches ich eben mit Ihnen sprechen wollte,« sagte ich. »Sie passen nicht für die Arbeit, die wir zu verrichten haben, denn der Eine ist ein altes Weib, der Andere ein junges, und der Dritte schlimmer als Beide. Zwei Andere sind Trunkenbolde. Es ist nur Einer dabei – und dieser ist erst kürzlich zu uns gekommen – auf den man sich verlassen kann, und welcher arbeitet.«

»Das ist unangenehm,« sagte Oakes, »aber ich darf bei alledem die Gelegenheit, einen guten Arbeitsplatz zu bekommen, nicht versäumen. Ich habe keine andere Aussicht, einen zu bekommen. Ich werde mich morgen einfinden und mit Ihnen arbeiten. Wenn dann der Schacht abgeteuft ist, und wir das Gold zu Gesicht bekommen, findet vielleicht eine Besserung mit Ihren Kameraden statt.«

Am nächsten Morgen um sieben erschien Oakes in der Goldgrube. George und der Apotheker kamen etwas später, und ihnen folgte bald Mr. John Darby.

Als Oakes und Darby sich sahen, erkannten sie einander als alte Bekannte.

»Ist es denn möglich, Darby, daß ich *Dich* noch in der Colonie finde?« fragte Oakes. »Ich dachte, Du wärst lange nach England zurückgekehrt.«

»Nein, ich beabsichtigte gar nicht, nach Hause zu gehen,« erwiderte Darby, der augenscheinlich nicht zu sehr erfreut schien, seinem alten Bekannten zu begegnen. »Ich ging blos auf einige Tage nach Melbourne, um mich zu erholen, denn meine Gesundheit war in Bendigo nie eine gute. Nachdem ich neue Kräfte gesammelt, bin ich hierher gekommen.«

Darby fuhr fort zu sprechen, als ob es gar Nichts weiter zu thun gäbe, und da wir die beiden Trunkenbolde ungeduldig erwarteten, so ließen wir ihn ohne Unterbrechung weiter schwatzen.

Ich hatte alle meine Kameraden gebeten, an diesem Morgen rechtzeitig an Ort und Stelle zu kommen. Jetzt war unsere Zahl vollständig, und ich wollte mit meinen Kameraden wegen einer energischeren ›Erforschung‹ der Grube in's Klare kommen.

Bald darauf kamen die beiden ›Bummler‹, wie man sie nannte, zum Vorschein, und während sie näher kamen, bemerkte ich, daß noch eine Wiedererkennung stattgefunden hatte.

Sobald sie nämlich den neuen Kameraden erblickt, machten sie Beide Kehrt und liefen dann schnell in entgegengesetzter Richtung davon.

Einen Augenblick lang schien Oakes erstaunt und ungewiß zu sein, was er von diesem Benehmen denken sollte. Auf ein Mal aber ward ihm die Sache klar, und indem

er mir zurief, ihm zu folgen, eilte er davon, um die Flüchtlinge zu verfolgen.

Die Beiden trennten sich in ihrer Flucht von einander, und da sie bereits einen großen Vorsprung vor uns hatten, so gelang es ihnen, zu entkommen. Als Oakes wieder zu mir zurückkam, sagte er mir, daß die Männer seine früheren Kameraden waren, die ihn in den Goldgruben von Bendigo beraubt.

Wir begaben uns auf die Polizeiwache, und nach dem wir einige Mann Verstärkung erhalten, gingen wir in das Zelt der Flüchtlinge.

Ganz natürlich waren die Vögel ausgeflogen und konnten nirgend in den Goldgruben gefunden werden. Wir wurden nicht länger von ihnen als Theilhabern unserer Goldgrube belästigt.

SIEBENTES KAPITEL. EIN FURCHTBARER GOLDKLUMPEN.

Als Oakes mit mir von unserer Nachforschung nach den Dieben zurückkehrte, entdeckten wir, daß wir noch einen Theilhaber unserer Firma eingebüßt hatten. Während unserer Abwesenheit hatte Mr. John Darby seinen Antheil an der Goldgrube an einen Mann verkauft, welcher aussah, als habe er Kraft und Lust zu arbeiten, und der redselige Herr war in aller Stille fortgeschlüpft.

Ich hatte bemerkt, daß er sich nicht sehr freute, meinen Freund Oakes mit uns gemeinschaftliche Sache machen zu sehen, und ich hielt Dies für die Ursache seines plötzlichen Austritts aus unserer Gemeinschaft.

Als ich Oakes meine Vermuthung mittheilte, gab er mir folgende Erklärung: –

»Ich lernte Darby kennen, als er eben erst in die Colonie gekommen war. Er war, wie Viele, in dem Glauben hergekommen, daß schwere Arbeit erniedrigend für einen ›Gentleman‹ sei, für den er sich laut ausgab. In diesem Wahn befangen, wollte er sich nicht herablassen, Goldgräber zu werden, sondern erhielt eine Stelle im Regierungsbureau zu Bendigo.

»Eines Tages hatte ich das Unglück, eine Stunde in seiner Gesellschaft zuzubringen, und er schien eine Anwendung von gesundem Menschenverstand zu haben, so daß er die Absicht aussprach, Goldgräber zu werden.

›Goldsuchen,‹ sagte er, ›ist eine niedrige Arbeit, das gebe ich zu, aber doch ist sie für einen Mann von Stand und Bildung nicht erniedrigend. Man hat mir gesagt, daß viele Gelehrte Goldgräber geworden sind und daß ein berühmter Schriftsteller jetzt Goldsucher am Oxens ist. Goldsucher haben keine Herren, und ich habe sogar gehört, daß sie thäten, als ob sie uns Regierungsbeamte verachteten.‹

»Später erfuhr ich, daß Darby kurz vorher, ehe er diese Bemerkungen machte, aus dem Staatsdienst entlassen worden, und diesem Umstande war der Wechsel in seinen Ansichten in Bezug auf ›Arbeit‹ zuzuschreiben.

»Nicht lange nachher erschien er in den Goldgruben von Bendigo, nicht weit von dem Orte, wo ich arbeitete. Er hatte Werkzeuge bei sich, aber solche, wie sie die

Goldgräber bisweilen für ihre Kinder zum Spielen kaufen. Er schien sein Glück machen zu wollen, ohne seine Hände mit Erde zu beschmutzen, denn er trug Handschuhe bei der Arbeit.

»Er beachtete mehrere höhnische Rufe, mit denen man ihn bei seinem Erscheinen begrüßte, nicht, sondern schritt weiter und sah sich nach einer Goldgrube um.

»Der Platz, den er endlich für sein Debüt im Goldsuchen ausersah, ward von ihm in der That mit einer gewissen Sachkenntniß gewählt.

»Als er nämlich zwei alte Schachte sah, die ungefähr zehn Yards von einander lagen und aussahen, als ob sie gute Ausbeute gegeben hätten, dachte er, daß die Erde zwischen denselben jedenfalls auch werth wäre, ausgegraben zu werden. Demgemäß begann er in der Mitte zwischen den beiden Schachten einen dritten zu graben.

»Der Boden war seicht, nicht über acht Fuß tief, und Darby, von Hoffnung erfüllt, arbeitete den größten Theil des Tages fleißig. Am Ende jeder Stunde konnte man sehen, daß sein Kopf der Fläche des Bodens näher kam, und ehe er am Abend fortging, stand er bis zum Gürtel tief im Schmutze.

»Am nächsten Morgen stand er früh wieder sehr zeitig an seiner Arbeit.

»Es sollte mich nicht überraschen,« sagte er zu einem seiner Nachbarn, der vorüberging, »wenn ich hier nicht einen Juwelierladen entdeckte. Wenn Alles gut geht, so

bin ich morgen auf dem Wege nach Hause. Glücklicherweise segelt die ›Großbritannia‹ nächste Woche nach England.«

»Ich werde über Ihr Glück nicht erstaunt sein,« erwiderte der Goldsucher mit bedeutungsvollem Lächeln, »wenigstens nicht mehr, als Sie es sein werden, wenn Sie in diesem Loche kein Gold finden.«

›Ich werde durchaus nicht erstaunt sein,« erwiderte Darby, ›Erstaunen ist ein gemeines Gefühl, dem ich mich nicht hingebende. Was Dies betrifft, so wäre es mir ganz einerlei, ob ich überhaupt kein Gold, oder einen Klumpen so groß wie ich, oder den Teufel fände.«

›Darby arbeitete ziemlich eine Stunde lang weiter. Am Ende dieser Zeit sah man ihn plötzlich aus dem Loch herauspringen, und so schnell, wie seine zitternden Glieder es erlaubten, nach seinem Zelte laufen, wobei er zwei oder drei Mal niederstürzte.

›Mehrere Goldgräber waren neugierig und sahen in das Loch hinein, in welchem er gegraben, da sie die Ursache seiner plötzlichen Flucht zu entdecken hofften. Zu ihrem Erstaunen entdeckten sie einen menschlichen Leichnam. Er war theilweise unbedeckt: Das Gesicht ich mit seinen halbverwesten Zügen war von Mr. Darbys Spaten blosgelegt worden, denn Darby hatte die ganze Zeit blos einen wieder ausgefüllten Tunnel geöffnet, den die früheren Eigenthümer zwischen den beiden nun aufgegebenen Schachten gegraben.

›Irgend ein Mensch war ermordet und sein Leichnam in dem Tunnel verborgen worden. Natürlich wußte der

Goldgräber, der Darby im Vorbeigehen geneckt hatte, Nichts davon. Er wußte nur, daß dies ein Tunnel war, und daß Darby in dem Schacht, den er grub, kein Gold finden würde. Dennoch war er eben so überrascht wie wir Alle, als er den furchtbaren Klumpen erblickte, womit die Arbeit des feingebildeten Goldgräbers belohnt worden.

»Wir hörten am Nachmittag, daß Darby, sobald er für seinen Antheil an unserer Goldgrube bezahlt worden, nach Melbourne gereis't sei, in der Absicht, nach England zurückzukehren. Er besaß noch so viel Stolz oder Eitelkeit, oder wie man es nun nennen mag, daß er sich vor den lächerlichen Bemerkungen fürchtete, die ihn, wie er wußte, erwarten mußten, wenn Oakes uns die Geschichte von dem Goldklumpen in Bendigo erzählte.

»Seine Flucht war ein glücklicher Umstand für uns, weil wir dadurch veranlaßt wurden, an seiner Stelle einen neuen Kameraden zu suchen, der einen guten Theil der Arbeit, die wir vor uns hatten, auszuführen im Stande war.

»An diesem Tage schien Fortuna beschlossen zu haben, uns ihre Gunst zu Theil werden zu lassen. Noch vor Abend hatten wir die beiden Antheile an der Goldgrube, welche die beiden Nichtsthuer verlassen, an zwei der ausgezeichnetsten Guldgräber verkauft.

»Am nächsten Morgen begaben wir uns Alle mit Lust an unsere Arbeit. Sogar George und der Apotheker thaten, von dem Beispiel der Anderen angetrieben, ihr Bestes, um dasselbe nachzuahmen.

»Dies war jedoch von ihrer Seite nur eine krampfhafteste Anstrengung. Ehe noch viele Tage verstrichen waren, erwies sich die Arbeit als zu schwer für ihre Kräfte, und Jeder trat mit einem ›Arbeitskameraden‹ in Unterhandlung, der die Hälfte des Goldes bekommen sollte, welches er für sie ausgraben würde.

»Nachdem dieses Abkommen getroffen, konnten wir auf ordentlich arbeitende Kameraden rechnen, und unser Fortschritt in der Ausbeutung der Goldmine war daher eben so regelmäßig als schnell.

»Wir hatten noch nicht lange gearbeitet, als wir entdeckten, daß die Goldader wirklich durch unsere Grube führte, und unsere Arbeit ward nun durch goldene Aussichten leicht gemacht.

»Das Interesse, welches Oakes an dem Resultat unserer Bemühungen zu nehmen schien, fiel mir auf. Er gönnte sich kaum Zeit zum Essen oder Schlafen, und ich glaube, er würde von vierundzwanzig Stunden zweiundzwanzig gearbeitet haben, wenn wir Das zugegeben hätten.

»Als die Grube endlich ausgebeutet und das Gold getheilt war, kam Oakes zu mir und bezahlte die fünfzig Pfund, die ich für seinen Antheil an der Grube vorgeschossen hatte.

»Sie haben mir ein Vermögen geschenkt,‹ sagte er, ›und morgen gehe ich damit nach Hause. Es ist zwar nicht groß, aber doch so, wie ich es wünsche. Jetzt muß ich Ihnen sagen, was ich mit dem Golde zu thun beabsichtige, denn ich glaube, daß Dies Ihnen eine Art Lohn für

Ihre Großmuth, mich mit in der Grube arbeiten zu lassen, sein wird. Ich habe einen Vater, der seit sieben Jahren Schulden halber im Gefängniß sitzt, und zwar nur wegen einer lumpigen Summe von hundert und sechzig Pfund. Vor sechs Jahren bin ich von zu Hause fortgegangen und Seemann geworden, nur um in ein fremdes Land zu kommen, wo ich Geld erwerben könnte, um die Schuld meines Vaters zu bezahlen und ihn zu befreien. Ich wußte, daß ich es in England nie erwerben konnte, obschon manche unserer Beamten sagen, wir wären so glücklich und zufrieden. Hundert und sechzig Pfund war für einen jungen Mann wie ich eine große Summe. Ich wußte, daß ich dieselbe nie zusammenbringen konnte, so lange ich Seemann wäre, und ich begann schon daran zu verzweifeln, bis ich endlich an Bord eines Schiffes kam, welches von Capstadt nach Melbourne segelte. Natürlich begab ich mich auf dasselbe in der Absicht zu desertiren, sobald wir Melbourne erreicht haben würden. Ich brauche auch kaum erst zu sagen, daß mir Dies gelang. Eines Abends, als wir in Hobson's Bay auf der Höhe von Williamston vor Anker lagen, sprang ich in's Wasser, und nachdem ich über eine Meile weit geschwommen, erreichte ich das Ufer. Bald darauf kam ich in die Goldgruben von Bendigo.

›Während ich in der Grube von Eagle Hawk-Gully, von der ich Ihnen erzählt habe, arbeitete, war ich der glücklichste Mensch von der Welt; aber als ich entdeckte, daß

meine Kameraden mit meinem Gold durchgegangen waren, war ich beinahe wahnsinnig. Es war Dies eine grausame Täuschung für einen Sohn, der seinen ehrlichen Vater aus dem Gefängniß befreien, und seine Mutter mit seinen beiden Schwestern aus dem äußersten Elende erretten wollte.

»Seitdem habe ich sein Glück gehabt, als bis Sie mir einen Antheil an der Grube, die wir eben ausgebeutet, abließen. Gott sei's gedankt, daß ich das Geld endlich habe, und er möge nur geben, daß ich so lange lebe, bis ich England damit erreicht habe, um meinen nothleidenden Verwandten aufzuhelfen. Das allein will ich auf dieser Welt, und wenn ich es vollführen kann, so will ich dann gern sterben.«

»Auf meine Bitte versprach Oakes, mir von Melbourne aus zu schreiben und mich wissen zu lassen, auf welchem Schiff er die Ueberfahrt machen wollte.

»Dieses Versprechen hielt er auch, denn eine Woche darauf erhielt ich einen Brief von ihm, welcher mir meldete, daß er sich auf dem Schiffe ›Kent‹, welches nach London ginge, eingeschifft habe.

»Ich konnte nicht umhin, ein stilles Gebet zu Gott emporzusenden, daß ein günstiger Wind ihn sicher an die heimathlichen Gestade bringen, und daß seine lange gehegten Hoffnungen glücklich in Erfüllung gehen möchten.«

ACHTES KAPITEL. EIN ABENTEUER MIT EINEM
SCHWARZEN.

Kurz nach Oake's Abreise begab ich mich nach einem kleinen Platze am Slaty Creek, in den Creswick's Creek Goldfeldern, etwa dreizehn Meilen von Ballarat entfernt.

Zwei Kameraden, mit denen ich kürzlich gearbeitet, begleiteten mich. Gleich nach unserer Ankunft nahmen wir eine Goldgrube in Besitz und begannen dieselbe zu erproben.

Nachdem wir ein Loch gegraben und eine Quantität aus der Tiefe geholte Erde gewaschen, fanden wir etwas Gold, obschon nicht in lohnender Menge.

Dennoch aber waren die Aussichten auf weiteren Gewinn so gut, daß wir die Grube nicht gern aufgeben wollten, und da wir hofften, noch reichhaltigeren ›Schmutz‹ darin zu finden, so beschlossen wir, dieselbe noch eine Weile zu behalten.

Um unseren Schacht zu graben, brauchten wir eine Brechstange. Es lagen einige sehr große Steine unten in der Tiefe, die nicht ohne eine solche entfernt werden konnten. Eine Brechstange besaßen wir jedoch nicht, und da wir in den wenigen Läden am Slaty Creek auch keine bekamen, so ging ich eines Abends nach Creswick Creek, welches drei bis vier Meilen von Slaty Creek war, um dasselbst eine zu kaufen.

Während ich das Stadtgebiet erreichte, meinen Einkauf besorgte und wieder den Heimmweg antrat, war es zehn Uhr geworden. Ungefähr eine halbe Meile von

Creswick, auf dem Wege, der nach Slaty Creek führte, mußte ich an einem Lager von eingeborenen Schwarzen vorüber.

Diese Leute stehen auf einer Stufe der moralischen und socialen Entwicklung, wie sie niedriger nicht gedacht werden kann. Das einzige Ziel ihres Lebens ist, starke Getränke zu bekommen. Für dieselben arbeiten sie bisweilen, indem sie Rinden und Reiser sammeln, oder sie suchen verstreute Goldkörnchen an Orten, an welchen die Goldgräber gearbeitet und diese dann verlassen haben.

Jeder, der ihren Abscheu vor jeder Arbeit kennt, kann sich einen Begriff von der Begierde dieser Schwarzen, geistige Getränke zu erhalten, machen, wenn man weiß, daß sie bisweilen das Eine um des Andern willen thun.

Ein australischer eingeborener Neger wird, wenn er durch Umgang mit den Weißen verdorben worden ist, seine Mutter, Schwester oder Frau für Branntwein verkaufen.

Die Gesellschaft, an deren Feldlager ich vorüber gehen mußte, hatte augenscheinlich an diesem Tage Erfolg bei ihren verschiedenen Versuchen, Branntwein zu bekommen, gehabt, denn dem Lärm nach, den sie machten zu urtheilen, waren Alle, oder doch fast Alle berauscht.

Da ich nicht gern von ihren Bitten um Taback, die, wie ich wußte, sie gewiß an mich richten würden, wenn sie mich vorübergehen sähen, belästigt werden wollte, so beschloß ich, mich fern von ihnen zu halten. Anstatt den

geraden Weg einzuschlagen, welcher an dem Orte vorüber führte, wo sie ihre ›Mia mias‹ oder Hütten errichtet hatten, machte ich daher einen Bogen um ihr Lager. Nachdem ich glücklich um dasselbe gekommen, ging ich wieder auf den nach Slaty Creek führenden Weg zu, den ich nach einiger Zeit auch glücklich erreichte.

Ich hatte jedoch kaum wieder den richtigen Pfad eingeschlagen, als sich mir ein großer ›Schwarzer‹ entgegenstellte, der augenscheinlich so betrunken war, daß er von seinem Verstand Nichts mehr wußte.

Gewöhnlich machen sich die eingeborenen Schwarzen, die in den Goldfeldern von Victoria umherschweifen, nicht des Vergehens schuldig, die Weißen mit boshafter Gewalt anzugreifen; der Mann aber, dem ich jetzt zu begegnen das Unglück hatte, machte eine Ausnahme, von dieser Regel, ohne Zweifel, weil der Genuß des Alcohols ihn fast wahnsinnig gemacht hatte.

Als er mir näher kam, sah ich, daß er einen ›Waddy-waddy‹ oder eine Keule schwang. Ich suchte ihm aus dem Wege zu gehen, sah aber, daß er, obgleich ganz berauscht, doch noch flink auf den Beinen und recht wohl im Stande war, mir den Rückzug abzuschneiden. Hätte ich versucht, die Flucht zu ergreifen, so wäre ich durch einen Schlag seines ›Waddy-waddy‹ sofort daran gehindert worden.

Ich sah ein, daß ich am Sichersten wäre, wenn ich festen Widerstand leistete und mich vertheidigte.

Der Kerl machte zwei verzweifelte Versuche, mich mit der Keule zu Boden zu schlagen. Nur mit Mühe vermochte ich auszuweichen, und während er seinen mörderischen Angriff auf mich wiederholte, schrie er mir immer Worte in seiner kauderwälschen Sprache zu, als ob er mir eine wichtige Mittheilung machte, die ich jedoch nicht im Mindesten verstand.

Eben als ich die Sache für sehr ernst anzusehen begann und mich anschickte, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, schlug der Schwarze zum dritten Mal mit seinem ›Waddy-waddy‹ nach mir. Diesem Schlag vermochte ich nicht auszuweichen, und die Keule traf eins meiner Beine ziemlich derb.

Durch den Schmerz gereizt, konnte ich mich nicht länger beherrschen, und indem ich meine Brechstange mit beiden Händen faßte, schlug ich damit nach dem Kopf des Schwarzen.

Ich hatte nicht die Absicht, den Mann zu tödten. Ich wußte blos, daß mein Leben in Gefahr war, und daß ich große Schmerzen an der eben empfangenen Wunde litt. Dies reizte mich jedoch so, daß alle meine Selbstbeherrschung verschwand, und ohne Zweifel führte ich den Schlag mit der ganzen Kraft, die mir zu Gebote stand.

Die Brechstange fiel auf den nackten Schädel des Schwarzen, und nie werde ich den entsetzlichen Schall vergessen, den das Zerschmettern seiner Hirnschale hervorbrachte. Dieser Schall war so entsetzlich, daß er mir einen Augenblick lang alle Fassung raubte. Nicht der Gedanke allein, daß ich einem Menschen den Schädel

eingeschlagen, machte mich so bestürzt, denn ich hatte schon früher mancher blutigen Scene beigewohnt und Theil daran genommen, ohne Gewissensbisse zu empfinden. Es war vielmehr der schreckliche Ton beim Zerschmettern der Hirnschale, der mich nicht nur überwältigte, sondern eine Zeit lang schwach und krank machte, und mir Abscheu vor der Welt und Allem, was darin war, einflößte.

Dieser Ton hallte noch Stunden lang in meinen Ohren wider, und von dieser Zeit an habe ich es sorgfältig vermieden, an irgend einem Orte zu sein, wo ein sogenannter freier Kampf stattfand, damit ich nicht wieder von dem Unglück betroffen würde, einen ähnlichen Ton zu hören.

Am Tage nach diesem Vorfall erzählte man, daß die Schwarzen ein Begräbniß veranstalteten. Ich erfuhr Nichts von den Einzelheiten der Ceremonie, aber ich vermuthete, daß sie einem Begräbnisse ähnlich war, welches ich bei demselben Volksstamme in Fryer's Creek, im Juli 1853 mit angesehen. Ein Mann war von einem Anderen desselben Stammes getödtet worden, und den Tag darauf war ich bei der Vollziehung der Begräbnißfeierlichkeiten gegenwärtig.

Man grub ein ungefähr fünf Fuß tiefes Grab, in welches man den Leichnam hinabließ und dann mit Baumrinde zudeckte. Dann ward die Erde wieder hineingeworfen, und während ein Mann Dies that, standen zwei Andere in dem Grabe und stampften die Erde mit den Füßen so fest als möglich.

Warum sie die Leiche so einstampften, habe ich nie begriffen, wenn sie es nicht vielleicht deßwegen thaten, weil sie fürchteten, daß der Leichnam wieder lebendig werden könnte, wenn sie nicht geeignete Vorsichtsmaßregeln trafen, ihn unter der Erde zu halten.

NEUNTES KAPITEL. NOCH EINMAL FARRELL UND SEINE FRAU.

Dreiwöchentliche Nachforschungen am Slaty Creek überzeugten mich, daß es nicht der Ort für Goldgräber war, wo sie ohne die größten Anstrengungen ihr Glück machen konnten, und aus diesem Grunde kehrte ich wieder nach Ballarat zurück.

Bei meiner Ankunft daselbst besuchte ich meinen alten Bekannten aus Californien, Farrell. Sobald wir uns sahen, verkündeten seine Züge deutlich, daß er mir Etwas zu erzählen hätte, was er für sehr belustigend zu halten schien.

»Farrell,« sagte ich, »Sie arbeiten wahrscheinlich in einer ausgiebigen Grube, denn das Glück steht Ihnen auf dem Gesicht geschrieben.«

»O, das ist es nicht,« antwortete er, »ich habe zwar ziemlich gute Ausbeute gemacht und werde morgen nach Hause reisen, aber ich habe noch etwas Besseres mitzutheilen.«

»Etwas Besseres? Was kann das sein?«

»Ich habe Foster und meine Frau gesehen. Ha! Sie haben seit vier Monaten meinem Zelte gegenüber gewohnt,

und ich habe erst vor zwei Tagen erfahren, daß sie da waren.«

»Dann haben Sie Foster gesehen?«

»Natürlich!«

»Was haben Sie ihm denn gethan?«

»Nichts. Das Schicksal rächt mich, wie ich es nur wünschen kann, und um die ganze Welt möchte ich es in seinen Plänen nicht hindern. Wenn ich sage, daß Foster der elendeste Mensch ist, den ich seit vielen Jahren gesehen, so rede ich nur die Wahrheit. Er hat ein rheumatisches Fieber und kann seit sechs Wochen sein Zelt nicht verlassen. Er wird wahrscheinlich nie wieder herauskommen, das heißt lebendig. Das nenne ich doch guten Witz, nicht wahr?«

»Wenn auch nicht für Foster, sollte ich meinen. Wie haben Sie ihn und Ihre Frau denn gefunden?«

»Ich war eines Morgens in meinem Zelt, als ich eine Frau mit meinem Kameraden sprechen hörte, der zufällig draußen war. Die Frau wollte gern Wäsche zu waschen haben. Sie sagte, daß ihr Mann lange krank gewesen wäre, und daß sie keinen Schilling hätten, von dem sie leben könnten. Mir kam es vor, als ob mir ihre Stimme bekannt klänge, und als ich ein wenig zu dem Zelt hinaus guckte, sah ich sogleich, daß es meine entlaufene Frau war. Ich wartete, bis sie fort ging, dann schlüpfte ich hinaus und folgte ihr in ihr Zelt. Sie ging hinein, ohne mich zu sehen, ich kam nach und musterte ruhig das schuldige Paar.

»Meine Frau bekam sofort einen Anfall von Krämpfen, während Foster zitternd wie eine Memme dalag, und jeden Augenblick den Tod von meiner Hand erwartete. ›Erschreckt nicht,‹ sagte ich, ›denn ich habe nicht die geringste Absicht, Euch aus Eurem Elend zu befreien. Dazu liebe ich die Rache zu sehr. Ich hoffe, daß Ihr noch manchen Kummer erleben werdet, und ich mag nichts thun, was Euch hindern könnte, solchen zu erleben.‹

›Ich wartete, bis meine Frau ruhig genug geworden war, um zu verstehen, was vorging, und nachdem ich ihr für die Güte gedankt, mich von der Last, die sie mir gewesen, zu befreien, sagte ich Beiden ›guten Tag‹ und ging fort, damit sie über diese Begegnung nachdenken könnten.

›Heute habe ich sie eben wieder besucht, und der Mangel und das Elend, welches sie zu ertragen scheinen, verursachte mir keine geringe Freude. Sie sahen aus, als ob sie eine Woche lang keinen Bissen gegessen hätten, und in ihrem Zelte war weder Fleisch noch Brot zu sehen.

›Ich sagte ihnen, daß sie sich meiner wegen nicht weiter zu beunruhigen brauchten, denn ich wollte sie nicht länger belästigen. ›Ich habe hier ein kleines Vermögen erworben,‹ sagte ich, ›und will morgen nach dem Staate New-York abreisen. Haben Sie vielleicht eine Botschaft an Ihre Freunde auszurichten?‹ fragte ich Foster, aber der arme Teufel konnte oder wollte nicht antworten. ›Oder *Du, Mary?*‹ fragte ich, indem ich mich an meine Frau wendete. Sie konnte nur durch Schluchzen antworten. ›Selbst

im besten Falle ist das Leben in den Goldgruben elend und erbärmlich,« bemerkte ich. »Ich will fortgehen und neues Glück in meiner Heimath suchen. Entschuldigen Sie daher, Mr. Foster und Mistreß Foster, wenn ich Ihnen in Ihrem Elende nicht beistehe. Ich weiß, daß es einen allweisen Schöpfer giebt, der Sie Beide belohnen wird, wie es Ihre Handlungsweise verdient hat, und es würde vermessen von mir sein, ihm das Werk aus den Händen nehmen zu wollen. Ich verlasse Sie in dem vollen Vertrauen, daß die göttliche Gerechtigkeit unparteiisch Allen zu Theil werden wird.« Das nenne ich doch gut gesprochen – was sagen Sie dazu?«

»Ich sage Dasselbe,« erwiderte ich. »Wollen Sie denn aber wirklich diese Leute auf diese Weise verlassen?«

»Gewiß. Ich mag Keins von ihnen je wieder sehen. Als ich ihr Zelt verließ, folgte mir meine Frau, fiel auf die Kniee nieder und bat mich kläglich, ihr beizustehen, daß sie zu ihren Eltern zurückkehren könnte. Sie sagte, daß sie meinen Werth nicht eher gekannt, als bis sie mich durch ihre Thorheit verloren, und daß sie mich jetzt mehr denn je liebte. Ich wäre ihr am kleinen Finger lieber, als Foster am ganzen Leibe, was ich ihr auch recht gern glaube. Sie sagte, sie wolle mich nicht bitten, wieder bei mir leben zu dürfen; wenn ich ihr aber Geld geben wollte, so daß sie zu ihren Eltern zurückkehren könnte, so würde sie den Rest ihres Lebens mit Gebeten für mich zubringen.«

»Nein, Mary,« sagte ich, »halte mich nicht für so ungerrecht, daß Du denkst, ich würde so Etwas thun. Ich liebe

Dich zu sehr, als daß ich Dich hindern sollte, Deinen verdienten Lohn zu empfangen, und außerdem darfst Du Foster, dem Du so weit gefolgt bist, jetzt, wo der arme Kerl in Noth ist, nicht verlassen. Meine Zuneigung zu Dir ist zu aufrichtig, als daß ich nur daran dächte, zuzugeben, daß Du ein so großes Verbrechen begehest.«

»Nachdem ich das gesagt, drehte ich mich um und ging fort. Das nenne ich Rathe! Was denken Sie denn davon?«

»Was Rache für den Einen ist, ist es vielleicht nicht für den Anderen,« erwiderte ich. »Wenn es Ihnen beliebt, so zu handeln, so habe ich natürlich Nichts dagegen einzuwenden.«

»Was würden *Sie* denn thun?«

»Ich würde der Frau so viel Geld geben, daß sie zu ihren Eltern zurückkehren könnte. Was den Mann betrifft, so würde ich ihn seinem Schicksal überlassen.«

»Dann würden Sie sehr thöricht handeln, ebenso wie ich es würde, wenn ich Ihrem Rathe folgte. Sobald die Frau nach Hause zurückgekehrt wäre, hätte ich sie fortwährend auf dem Halse. Ich will wieder in meine Heimath zurückkehren und dort den Rest meiner Tage glücklich verleben. Wie könnte ich denn das aber an der Seite einer Frau, die mich so beschimpft?«

Ich konnte weiter nichts sagen, um Farrell von seinem Plan abzureden, und wir trennten uns. Er begab sich kurz darauf nach Melbourne, um von da nach New-York zu reisen.

Das weitere Schicksal seines treulosen Weibes und ihres elenden Verführers muß ein Anderer erzählen, denn

ich habe von dieser Stunde an Keins von Beiden wieder gesehen, noch je von ihnen gehört.

ZEHNTES KAPITEL. DER ANDRANG NACH DEM AVOCA.

Nachdem ich vier bis fünf Tage damit verbracht, daß ich mich auf den Goldfeldern von Balarat überall umsah, ohne jedoch eine günstige Gelegenheit zur Erwerbung einer ausgiebigen Grube zu finden, beschloß ich an den Avoca zu gehen, wohin in neuerer Zeit der Strom der Goldsucher seine Richtung genommen.

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, sah ich den Tag darauf einen Mann mit einem Pferd und einem Karren, der eben nach dem Avoca reisen wollte.

Der Mann war bereit, eine kleine Ladung von Goldsucher-Effecten mitzunehmen, und nachdem ich mein Zelt und meine Decken zusammengerollt, legte ich diese in den Karren.

Der Fuhrmann bekam nicht so viel Fracht, wie er zu haben wünschte, denn außer mir versorgte ihn nur noch ein Goldgräber mit solcher. Da der Fuhrmann und ein Kamerad, den er hatte, das neue Goldfeld gern so schnell wie möglich erreichen wollten, so beschlossen sie, aufzubrechen, ohne länger auf noch mehr Fracht zu warten.

Als Alles bereit war, machten wir uns sogleich auf den Weg nach dem herrlichen Thale des Avoca.

Der Kamerad des Fuhrmanns war ein Mann, der in den Goldgruben allgemein unter dem Namen ›Bat‹ bekannt war. Ich hatte ›Bat‹ oft gesehen und war mit mehreren anderen Goldgräbern bekannt, die ihn gut kannten.

Er war in Ballarat wegen seiner ›großen Seele‹ berühmt, aber ebenso allgemein wußte man auch, daß in seinem Charakter das Verhältniß der Selbstsucht zu allen andern Gefühlen und Geisteskräften wie Neunundneunzig zu Eins stand, und der Grund, aus welchem man Bat's Seele für so groß hielt, war der, daß sonst nicht so viel abscheuliche Selbstsucht, wie er täglich zur Schau trug, darin hätte wohnen können.

Er war nur dann geizig, wenn sein Geld irgend Jemanden außer ihm zum Schaden oder Nutzen gereichen konnte. In der Befriedigung seiner eigenen Wünsche war er durch und durch Verschwender.

Ich hörte von einem der Goldgräber eine Geschichte erzählen, die für Bat's Charakter sehr bezeichnend war. Zum Spaß hatte der Goldsucher ein Experiment gemacht, um daraus, wie er sagte, zu ersehen, wie weit die Selbstsucht Bat auf den Weg zur Hölle bringen würde.

Er beredete dieses großgeistige Wesen, mit ihm zu einem Zechgelag zu gehen, wobei er ihn fünf Mal nach einander frei hielt.

Bat faßte auf diese Weise eine starke Neigung zu geistigen Getränken, und nachdem er eine Zeit lang gewartet, daß sein Kamerad ihn wieder traktire, ging er im Stillen auf die Seite und trank allein, ohne den Andern zu fragen, ob er mittrinken wollte.

Hierauf hielt der andere Goldgräber ihn wieder zwei Mal frei, und nicht lange darauf trank Bat wieder allein auf seine eigenen Kosten.

Mit der Zeit waren Beide ziemlich berauscht, und das Zechgelag endete damit, daß Bat von seinem Verführer, der vergebens versucht hatte, ihn zu verleiten noch für ihn Geld auszugeben, fürchterlich durchgeprügelt ward.

Bat's Kamerad, der Fuhrmann, kannte ihn nur sehr wenig, da er sich erst am Abend vor unserer Abreise nach dem Avoca zu ihm gesellt.

Am ersten Tage unserer Reise kamen wir spät am Nachmittag an einen am Wege liegenden Grogladen, und wir Alle gingen hinein, um zu trinken. Drinnen im Hause standen drei verdächtig aussehende Männer, welche aussahen, als ob sie sich *einmal in Van Diemensland* aufgehalten hätten. Der Laden war einer von der erbärmlichsten Art, und nachdem wir etwas Gift, das man Rum nannte, getrunken, gingen wir wieder fort und ließen Bat zurück, der etwas Gold wog, welches er in Gegenwart Aller aus einem ledernen Beutel genommen. Er wollte eine Flasche Branntwein bezahlen, die er, da, wir die Nacht im Freien zubringen wollten, gekauft hatte, um sich eine Güte zu thun.

Die Dunkelheit überfiel uns ungefähr eine Meile von dem Grogladen, und da wir Wasser in der Nähe fanden, so beschlossen wir, uns die Nacht über hier zu lagern.

Eben als wir ein Feuer angezündet, kam Bat und trank Thee mit uns. Anstatt einer Flasche Branntwein brachte er zwei mit, da der Fuhrmann, sein Kamerad, ihn beauftragt hatte, eine mit für ihn zu kaufen. Als ich sah, daß zwei Flaschen Branntwein da waren, mochte ich nicht gern an diesem Orte bleiben. Ich vermuthete, daß der

Fuhrmann, Bat und der andere Goldsucher, der sie begleitete, sich betrinken würden, und wollte daher nicht in ihrer Gesellschaft bleiben.

Ich nahm meine Decken, ging etwa zweihundert Schritt von dem Ort weg in ein Gebüsch, wickelte mich ein und schlief fest bis zum Morgen.

Mit Sonnenaufgang erwachte ich, und ging zurück zu meinen Reisegefährten.

Als ich näher kam, sah ich, daß es nicht mit rechten Dingen bei ihnen zugegangen war, und eilte vorwärts. Bat war gar nicht da, wohl aber der Fuhrmann und auch der Goldsucher. Beiden waren die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und dann hatte man die armen Teufel noch an die Räder des Karrens gefesselt. Ich sah, daß man Beide geknebelt!

Ich verlor keine Zeit, sie ihrer unangenehmen Fesseln zu entledigen, und sobald ich sie losgebunden, erzählten sie mir, was vorgefallen war. Ungefähr um Mitternacht waren vier mit Revolvern bewaffnete Männer gekommen, und hatten dem Fuhrmann und Goldsucher die Pistolen auf die Stirn gesetzt, während sie die beiden Andern knebelten. Dann hatten sie ihnen ihr Geld genommen und waren mit dem Pferde des Fuhrmanns davongegangen.

»Wo ist denn aber Bat?« fragte ich.

»Wir wissen es nicht,« war die Antwort. »Er ging gleich nach Euch fort.«

Die Sachen standen verdächtig für Bat, aber nur mir schien es so, denn die Andern verstanden Alles, was

vorgefallen war. Bat hatte sich vorgenommen, seinen Branntwein für sich zu behalten, Wenn er bei den Anderen blieb, so konnte er nicht gut Alles allein trinken, ohne den Anderen etwas anzubieten, weil er bereits von seinem Kameraden traktirt worden war. Um dies jedoch zu vermeiden, hatte er sich in das Gebüsch geschlichen, wo er seinen Branntwein allein trinken wollte.

»Die Männer, welche uns beraubt haben,« sagte der trostlose Fuhrmann, »können keine Anderen als die sein, welche wir in dem Grogladen sahen, und es war Bat, der ihre Aufmerksamkeit auf uns zog, denn sie schienen sehr in ihren Erwartungen getäuscht zu sein und fluchten entsetzlich, als sie ihn nicht fanden. Er machte sich gestern mit seinem Goldstaub vor ihnen breit, und natürlich kamen sie uns nach, um diesen zu rauben. Ich möchte, sie hätten ihm denselben bis auf die letzte Unze abgenommen. Er verdiente es, beraubt zu sein, weil er sie in Versuchung geführt hatte.«

»Habt Ihr viel verloren?« fragte ich den Fuhrmann.

»Nein,« antwortete er. »Glücklicher Weise hatte ich nur siebzehn Pfund zu verlieren. Weit mehr dauert mich mein armes Pferd, denn ich hatte es schon über drei Jahre in meinem Besitz.«

Der Goldsucher hatte zwölf Pfund in baarem Gelde und einen Goldklumpen von sieben Unzen Gewicht verloren.

Während Beide ihr Unglück beklagten, kam Bat aus dem Gebüsch zum Vorschein und fing an, seinen Kameraden zu tadeln, weil er noch kein Frühstück bereitet und auch das Pferd noch nicht angeschrirrt habe.

Die Wirkungen der Branntweinflasche hatten die unangenehmen Eigenthümlichkeiten von Bat's Charakter nur gesteigert und ihm guten Appetit gemacht.

Jetzt erzählten ihm seine Kameraden, was vorgefallen war, und er ward nun etwas liebenswürdiger. Seine Liebenswürdigkeit aber hatte ihren Grund darin, daß er sich viel auf die schmutzige Selbstsucht einbildete, deren er sich schuldig gemacht. Er schien sehr erfreut zu sein bei dem Gedanken, daß er das Glück gehabt, dem Unfall zu entgehen, welcher seinen Kameraden zugestoßen war, und anstatt sie zu bemitleiden, prahlte er geradezu mit seinem Glück und führte als Beweis dafür an, daß er mehr als gewöhnliche Weisheit besäße.

»Willst Du etwas Branntwein haben?« fragte der Fuhrmann, sein Kamerad, in einem Tone, aus dem ich erkannte, daß das Anerbieten nicht in freundlicher Absicht geschah. »Es ist noch ein Tropfen in meiner Flasche, welche die Strauchdiebe glücklicher Weise nicht erwischt haben.«

»Natürlich will ich,« antwortete Bat, »Branntwein ist Etwas, was ich nie verschmähe, besonders auf der Reise, und wenn ich die ganze Nacht im Freien zugebracht habe. Gieb her.«

Der Fuhrmann holte seine Flasche und seinen Zinnbecher. Die erstere war ungefähr halb voll, und der Fuhrmann goß den Inhalt in den Zinnbecher.

Als Bat die Hand ausstreckte, um das Gefäß zu ergreifen, ward ihm der Branntwein in's Gesicht gegossen, und im nächsten Augenblick fiel er selbst schwer zu Boden, von einen Schlag getroffen, den ihm der Fuhrmann mit der geballten Faust versetzt.

Bat half sich wieder auf die Füße und versuchte weiter zu kämpfen, alle Anstrengungen aber, die er machte, angreifende sowohl als vertheidigende, konnten nicht verhindern, daß er seinen Lohn bekam. Zum ersten Mal war ich erfreut, zu sehen, wie ein Mann einen Anderen züchtigte.

Nachdem Bat von seinem zornigen Kameraden tüchtig durchgeprügelt worden, nahm er seine Decken und ging wieder zurück nach Ballarat, weil er aus diesem oder jenem Grunde seinen Entschluß, nach Avoca zu gehen, geändert hatte.

Ich bezahlte dem Fuhrmann die Summe, die ich ihm für Beförderung meines Gepäcks bewilligt, und setzte, von dem Goldsucher begleitet, der mit ihm zugleich beraubt worden, meine Reise zu Fuß weiter fort, wobei ein Jeder sein Zelt und seine Decken selbst trug. Wir ließen den armen Fuhrmann allein mit seinem Karren in großer Verlegenheit zurück, denn er wagte nicht, den Karren und die darin enthaltene Ladung zu verlassen, um ein

Pferd zu suchen, und ohne ein solches war es ihm gleichwohl unmöglich, die Sachen von dem Orte wegzuschaffen.

Ich würde vielleicht ein paar Tage bei ihm geblieben sein und ihm einigen Beistand geleistet haben, wäre er nicht eins jener unglücklichen Geschöpfe gewesen, denen man so oft in den australischen Colonieen begegnet, und welche selten sprechen, ohne gemeine Ausdrücke zu brauchen, wie sie durch Bummler aus London eingeführt sind. Aus diesem Grunde überließ ich es dem Fuhrmann, sich so gut wie es möglich war, selbst aus seiner schwierigen Lage zu befreien, und so viel ich weiß, hält er jetzt noch bei dem Karren und dessen buntgemischter Ladung Wacht.

EILFTES KAPITEL. DAS »HERRLICHE THAL DES AVOCA«.

Wir erreichten die Goldgräbereien des Avoca spät am Nachmittag. Als mein Gefährte einen geeigneten Platz sah, wo er sein Zelt aufschlagen konnte, blieb er stehen und meinte, wir brauchten nicht weiter zu gehen, der Ort gefiele ihm gut.

»Sehr wohl,« sagte ich. »Wenn der Ort Ihnen gefällt, so werden Sie allerdings am Besten thun, hier zu bleiben.«

Während der Goldsucher sich seines Gepäcks entledigte, ging ich weiter. Ich that dies, weil mein Reisegefährte ein Mann war, um dessen Bekanntschaft ich mich nicht weiter bemühen wollte. Ich nahm mir nicht die Mühe,

mich durch einen Grund wegen dieses unhöflichen Verfahrens zu rechtfertigen. Ich wußte nur, daß mir die Gesellschaft des Mannes nicht gefiel, und wünschte daher nicht, mein Zelt in seiner Nähe aufzuschlagen und in weitere Berührung mit ihm zu kommen.

Mein Hauptgrund, warum ich nicht in Gesellschaft dieses Mannes bleiben wollte, war folgender: Ich hatte gesehen, daß von ihm nichts zu gewinnen war, weder Kenntnisse, noch Unterhaltung, noch Freundschaft, noch Geld, noch sonst Etwas, höchstens vielleicht eine schlechtere Meinung von den Menschen, und dies allein war schon Grund genug für mich, ihm Lebewohl zu sagen.

Nachdem ich eine Strecke weiter gegangen, schlug ich mein Zelt an einem Ort auf, den ich mir selbst gewählt.

Am nächsten Morgen ging ich fort, um mir das neue Goldfeld anzusehen.

Es giebt wenig Schauspiele, die dem Goldsucher interessanter erscheinen, als das, was man einen ›Andrang‹ nach einem neu entdeckten und als ›reich‹ bezeichneten Goldfeld nennt.

Die Scene ist eine der aufregendsten. Da, wohin der Andrang sich wendet, kommen bald alle Laster und Vergnügungen, denen man in großen Städten begegnet, zum Vorschein. Wo vielleicht vor einem Monat kein menschliches Wesen zu sehen war, werden Gasthäuser mit prachtvoller innerer Ausschmückung, Billardzimmer, Kegelbahnen, Schießstände, Theater und Tanzsäle errichtet. Kurz, es ersteht eine Stadt, wo vor wenigen Wochen nichts als ›heulende Wildniß‹ war.

Bei meiner Ankunft in den Goldgruben von Avoca steckte ich mir eine Grube ab, und mehrere Tage lang Bestand meine Beschäftigung darin, dieselbe zu ›hüten‹.

Eine Goldgrube ›hüten‹ heißt sie bewachen und behalten, bis man sich nach der Arbeit in den andern Gruben eine leidlich richtige Meinung bilden kann, ob die Grube, die man gewählt, das Abteufen werth ist, oder nicht.

Das System dieses Hütens der Gruben wird nur da angewendet, wo das Gold in einiger Entfernung unter der Erde liegt, und wo die Grube nur mit Aufwand von Geld und Mühe abgebaut werden kann.

Die Grube, die ich mir gewählt, war groß, größer, als eine einzige Person zu haben berechtigt war. Deßwegen beanspruchte am dritten Tag meiner Besitznahme der Grube ein anderer Mann einen Theil davon.

Das Aussehen dieses Mannes gefiel mir nicht, und ich hatte keine sonderliche Lust, gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten. Er wollte aber nicht zugeben, daß die Grube getheilt würde, und ich hätte ihn nur dadurch los werden können, daß ich überhaupt auf die Grube verzichtet hätte; das wollte ich jedoch nicht gern thun, denn die Lage war von der Art, daß wir hoffen konnten, bald auf eine ergiebige Ader zu stoßen.

Ich habe gesagt, daß mir das Aussehen des Eindringlings nicht gefiel. Dieses Mißfallen kam daher, weil in seinem Gesicht ein starker Vandemonischer Ausdruck, wie man es hier nannte, lag, und ich hatte ein großes Vorurtheil gegen Alle gefaßt, welche früher als verurtheilte Verbrecher in den Colonieen gelebt hatten.

Wir hüteten unsern Platz einige Tage gemeinschaftlich, bis die Aussicht auf gute Ausbeute so deutlich ward, daß wir endlich einen Schacht auszuteufen begannen.

Je öfter ich mit meinem Kameraden bei unserer Arbeit zusammen kam, desto schwächer ward mein Widerwille gegen ihn, bis ich endlich sogar ein gewisses Gefühl der Achtung für ihn zu empfinden begann. Dieses Gefühl steigerte sich, als wir besser mit einander bekannt wurden.

Ich erfuhr, daß er nicht aus Tasmanien, sondern aus Neusüdwaales sei, und mein Vorurtheil gegen die ›Sidneyiten‹ war, da ich es mir in Californien gebildet, sogar stärker, als gegen die ehemaligen Sträflinge aus Van Diemensland.

Im Allgemeinen haben die ›Vandemonier‹, wie man Letztere nennt, gute Seiten, die man selten bei den ›Sidneyiten‹ antrifft. Die Verbrecher des ersten Ortes besitzen bei als ihrer Verruchtheit immer noch etwas Nobles und Ritterliches, während sie zugleich mehr Männlichkeit und Kühnheit bei ihren Missethaten entfalten, als die ›Vögel von Sidney‹.

Man sollte meinen, daß kein so großer Unterschied zwischen den Verbrechern dieser beiden Colonieen statt finden könnte, da Beide ihrem Ursprunge nach derselben Schule entstammen; die Charaktereigenthümlichkeiten aber, welche Klassen von Deportirten auszeichnen, verändern sich mit den Verhältnissen, in welche sie versetzt werden.

Mein neuer Kamerad war besser, wie die meisten Verbrecher, mit denen ich in den Goldgräbereien zusammengetroffen, denn ich fand in ihm einen Mann von vielen guten Grundsätzen, denen er nicht so leicht untreu ward.

Er leugnete es nicht, ein Verbrecher gewesen zu sein, obgleich er, ganz im Gegensatz zu den Meisten seiner Klasse, nie damit prahlte.

Einen ehemaligen Deportirten kann man leicht dazu bringen, daß er seine ganze Umgebung traktirt, wenn man auf folgende Weise verfährt.

Man erbiete sich, eine Wette einzugehen, daß man sagen könne, wegen welches Verbrechens er deportirt worden, und da sein eigenes Wort gewöhnlich der einzige Beweis ist, den man erlangen kann, um die Wette zu entscheiden, so wird sie sofort Zehn gegen Eins angenommen werden. Dann sage man dem Wettenden, er sei wegen Wilddieberei verurtheilt worden, und er wird sogleich bekennen, daß er verloren, und mit Freuden die ganze Gesellschaft traktiren.

Dieses Spiel konnte ich jedoch mit dem Helden meiner Skizze nicht spielen, weil er offen das Verbrechen bekannte, um deßwillen man ihn deportirt. Er hatte nämlich einen Polizeidiener getödtet.

Eines Abends, als wir in unserem Zelte saßen, erzählte er mir seine Lebensgeschichte; ehe ich aber dieselbe meinen Lesern mittheile, muß ich erst eine kleine Erklärung vorausschicken.

Die vorliegende Erzählung ist betitelt die »Abenteuer eines ›rollenden Steines« und man wird sich vielleicht

über die Unangemessenheit dieses Titels beklagen, weil darin auch die Abenteuer Anderer erzählt werden. Ein Theil der Beschäftigung des Helden aber war die, Das zu beobachten, was um ihn her vorging, und daher muß ein treuer Bericht nicht nur von dem, was er gethan, sondern auch von dem, was er gehört, gesehen, oder auf irgend eine Weise erfahren, in die Erzählung seiner Abenteuer aufgenommen werden. Wenn der ›rollende Stein‹ einen Anderen die Einzelheiten seines Lebens erzählen hörte, so war dies auch ein Ereigniß in seiner eigenen Geschichte, und deßhalb hat er es hier mitgetheilt.

Man bezweifelt vielleicht die Wahrheit Dessen, was hier steht, und wird fragen, wie es kam, daß beinahe Jeder, der mit dem ›rollenden Stein‹ in Berührung gekommen, eine Geschichte zu erzählen hatte und dieselbe auch erzählte,

Die Antwort auf diese Frage liegt in folgender Erklärung.

Die Mehrzahl der Menschen, denen man in den Goldgruben von Californien und Australien begegnet, sind im Allgemeinen, oder wenigstens zum größten Theile nicht wie Die, welche sie in ihrem Vaterlande zurückgelassen haben. Die meisten Goldgräber sind Männer von Charakter, gleichviel von welcher Art derselbe ist, und haben sich durch ihre Thorheiten oder ihr Unglück eine Geschichte gebildet. Fast immer wird man einen interessanten Theil in ihrer Lebensgeschichte finden, und vielleicht ist es gerade das Ereigniß selbst, welches sie in die Verbannung getrieben und sie gezwungen, Tausende von

Meilen aus ihrer Heimath und von ihren Freunden fortzuwandern.

Wenn man ferner bedenkt, daß das Hauptvergnügen der Ehrenwerthesten der Goldsucher darin besteht, daß sie sich gemüthlich unterhalten, entweder in ihren Zelten oder um ihre Feuer, so wird es weniger seltsam erscheinen, daß man unter so vielen ›Männern von Charakter‹ mit nicht wenigen Romanen aus dem wirklichen Leben bekannt wird.

Ein solcher war auch die Geschichte meines Kameraden, und ich theile dieselbe hier mit als ein Pröbchen von den vielen ›Verbrechergeschichten‹, die man mir zu jener Zeit anvertraute.

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE GESCHICHTE EINES VERBRECHERS.

»Sie wünschten meine Lebensgeschichte zu wissen,« sagte mein Kamerad. »Ich theile Ihnen dieselbe sehr gern mit. Es ist nicht viel darin enthalten, was zu erzählen ich mich schämen sollte, aber selbst mit diesem Wenigen werde ich Sie nicht belästigen. Ich habe nie etwas sehr Schlechtes begangen, – das heißt, ich habe nie Jemanden beraubt, noch Etwas gestohlen, was ich wirklich nicht brauchte.

»Ich bin in Birmingham geboren, wo ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre blieb.

»Mein Vater war ein unverbesserlicher Trunkenbold, und das geringe Einkommen, welches er als Messerschmiedegeselle verdiente, ward fast ausschließlich in Branntwein verthan.

»Die Last, ihn und vier kleine Kinder zu ernähren, lag auf meiner Mutter, mir und einem Bruder, der ein Jahr jünger als ich war. In ganz Birmingham gab es nicht zwei Knaben, die gegen ihre Eltern gehorsamer, gegen ihre kleinen Geschwister freundlicher und die fleißiger und uneigennütziger gewesen wären, als mein Bruder und ich es zu dieser Zeit waren.

»Wir beschäftigten uns nur damit, dem Mangel, der in unserer Familie herrschte, so viel wie möglich abzuheben.

»Bisweilen besuchten wir eine Abendschule. Hier lernten wir lesen und schreiben, aber sogar die Zeit, die wir diesen Dingen widmeten, hätten wir für verschwendet angesehen, wenn wir etwas Anderes hätten thun können, um die unglückliche Familie, der wir angehörten, zu unterstützen.

»Eines Abends, nachdem wir schon zu jungen Männern herangewachsen waren, kehrte mein jüngerer Bruder mit mir von unserer Arbeit zurück, als wir unseren Vater in einiger Entfernung in der Mitte der Straße stehen sahen. Wir erkannten sogleich, daß er berauscht war. Drei Polizeidiener standen um ihn, und zwei hatten Hand an ihn gelegt.

»Wie immer bei solchen Gelegenheiten war mein Vater widerspenstig, und die Polizeidiener behandelten ihn

sehr roh. Der Eine hatte ihn mit seinem Stock auf den Kopf geschlagen, und das Gesicht meines Vaters war mit Blut bedeckt.

»Mein Bruder und ich liefen hin und erboten uns, ihn ruhig mit nach Hause zu nehmen, wenn die Polizeidiener uns dies erlauben wollten. Da er sich aber an ihnen vergriffen und ihnen die Kleider zerrissen hatte, verweigerten sie sich, ihn mit uns gehen zu lassen, sondern bestanden darauf, ihn einzusperren. Hierauf erboten wir Brüder uns Beide, unsern Vater selbst nach dem Gefängniß zu führen, und indem ich ihn bei der Hand faßte, bat ich ihn, ruhig mit uns zu gehen.

»Der Polizeidiener stieß mich jedoch rauh auf die Seite, packte meinen Vater wieder bei'm Kragen und fing an, ihn fortzuschleppen. Wieder mischten wir uns ein, obgleich wir dies Mal nur unseren Vater überreden wollten, mit den Polizeidienern zu gehen, ohne ihnen Widerstand entgegenzusetzen.

»In diesem Augenblick schrie einer der Polizeidiener: ›Man will den Gefangenen mit Gewalt befreien!‹ und ohne weiter von uns gereizt worden zu sein, begannen die Drei auf mich und meinen Bruder loszuschlagen.

»Der Eine faßte mich bei der Kehle und schlug mich mehrere Male mit seinem Stock auf den Kopf. Wir rangen eine Weile mit einander und stürzten dann Beide auf die Erde. Ich wendete den Kopf herum, während ich aufzustehen versuchte, und sah meinen Bruder mit blutbedecktem Gesicht auf dem Pflaster liegen. Der Polizeidiener, der mit mir hingestürzt war, hielt mich noch an

der Kehle gepackt und fing wieder an, mich zu schlagen, sobald wir uns Beide wieder auf die Füße geholfen. Ein lockerer, ungefähr zehn Pfund schwerer Stein lag auf dem Pflaster. Ich faßte denselben und schlug meinen Gegner damit vor die Stirn. Er stürzte nieder wie ein Stier. Als ich mich umblickte, sah ich, daß mein Vater, der ein sehr kräftiger Mann war, die andern beiden Polizeidiener überwältigt hatte. Er schien plötzlich aus seinem Rausch erwacht zu sein und half mir jetzt den Polizeidiener, den ich zu Boden geschlagen, in das nächste Wirthshaus bringen, wo der Mann wenige Stunden darauf starb.

»Ich ward wegen unvorsätzlichen Todtschlags zur Verantwortung gezogen und zu zehnjähriger Deportation verurtheilt.

»Erst jetzt begannen böse Gedanken in meiner Seele Wurzel zu fassen.

»Bis zu der Zeit, wo ich von den Meinigen, die ich innig liebte, wie auch von dem Mädchen, für welches ich eine innige Zuneigung empfand, gerissen ward, will ich Gott und Menschen von jedem meiner Gedanken und jeder meiner Handlungen Rechenschaft ablegen. Von da an aber, wo man mich meiner Freiheit beraubte, von Allen trennte, die mir nahe standen, und mir Alles nahm, wofür ich zu leben wünschte, halte ich es nicht für nöthig, mich für irgend Etwas zu tadeln, was ich gethan. Ich bin nur ein Glied in der Kette der Verhältnisse gewesen, ein

Opfer des Deportationssystems von England, durch welches der beginnende Verbrecher in einen verstockten Bösewicht verwandelt wird.

»Bei meiner Ankunft in Neusüdwaales ward ich zu einer Rotte anderer Verbrecher gesteckt, und mußte eben so wie diese den Schubkarren in die Hand nehmen. Unsere Beschäftigung war die, einen Hügel da wegzuschaffen, wo die Natur ihn hingestellt, und ich glaube, wir mußten dies nur deßwegen thun, damit wir vom Müßiggang abgehalten würden. Die Arbeit war keine schwere, aber das Leben war ermüdend und langweilig. Die Arbeit aber war nicht schuld daran. Ich war daran gewöhnt, und dieselbe würde mir nicht mißfallen haben, wäre nur Sinn in der Arbeit gewesen, die wir verrichten mußten. Ich aber wußte nicht besser, wozu meine Arbeit nützen sollte, als der Schubkarren, womit ich sie ausführte, und konnte daher auch nicht mehr Theilnahme dafür empfinden, als der Schubkarren selbst.

»Meine Arbeit ward nicht durch den Gedanken verüßt, daß sie Denen zum Nutzen gereiche, die ich liebte. Im Gegentheil, ich wußte, daß ich meine besten Lebensjahre vergeudete, während meine Mutter mit ihren Kindern vielleicht Hunger litt.

»Ich legte mir oft die Frage vor, warum man mich aus meiner Heimath fortgeschickt. Es konnte nicht deßwegen geschehen sein, um mich zu bessern und mich zu bewegen, ein besseres Leben zu führen, wenn die Büßungszeit, zu der man mich verurtheilt, abgelaufen wäre. Aus diesem Grunde konnte man es nicht gethan haben, denn

kein Jüngling war unschuldiger an bösen Absichten, als ich es zu der Zeit war, wo ich in den unglücklichen Streit mit dem Polizeidiener gerieth. Alle Philosophen der Erde könnten kein Mittel ersinnen, durch welches ein junger Mann gründlicher verdorben, durch welches seine Seele gegen alle besseren Gefühle der menschlichen Natur mehr verhärtet, und er aus einem schwachen, gebrechlichen Sterblichen mit guten Absichten dauernder in einen wirklichen Teufel verwandelt würde, als durch das Deportationssystem Englands.

»Die Zeit vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Lebensjahre ist nach meiner Ansicht die werthvollste Periode in der Existenz eines Menschen, und da mir diese ganze Periode geraubt ward, so erachtete ich die Zukunft meines Lebens kaum des Besitzens werth. Ich ward gleichgültig in Bezug auf meine Handlungen, und dieselben wurden von dieser Stunde an allein nur von den eben waltenden Umständen geleitet.

»Jeden Monat sah oder hörte ich Etwas, was dazu beitrug, mich auf den Pfad des Lasters immer weiter zu führen. Ich will nun damit nicht sagen, daß alle meine Kameraden schlechte Menschen gewesen seien, doch aber war dies mit den Meisten der Fall, und da meine täglichen Gefährten Diebe und Männer waren, die sich noch schlimmerer Verbrechen als eines Diebstahls schuldig gemacht, so will ich gern zugeben, daß es wirklich moralisch schlechte Menschen waren.

»Nachdem ich beinahe ein Jahr bei dem Schubkarrendienst in der Nähe von Sidney zugebracht, ward ich, mit

einer Anzahl Mitgefangener abgeschickt, um weiter im Binnenlande Handarbeiterdienste zu verrichten.

»Die meisten meiner neuen Genossen standen moralisch tiefer als die, mit denen ich vorher hatte zusammen arbeiten müssen. Dies lag vielleicht daran, daß meine neuen Kameraden schon länger hier waren und natürlich besser in das Deportationssystem eingeweiht waren.

»Einige litten große Noth, weil es ihnen an Taback und starken Getränken fehlte, welche beiden Genüsse Viele von ihnen sich kürzlich als ›Beurlaubte‹ hatten gestatten dürfen. Damit man sich eine Vorstellung van dem Charakter dieser Menschen wie auch von ihrer Begier, Taback zu bekommen, machen könne, will ich erzählen, was ich Mehrere thun sah.

»Viele der Aufseher waren, wie dies gewöhnlich der Fall ist, bei den Verbrechern sehr verhaßt, und die Letzteren nahmen natürlich jede Gelegenheit wahr, bei welcher sie den Ersteren ihren Haß zeigen konnten.

»Eines Morgens weigerte sich die Bande, zur Arbeit zu gehen, weil man dem Einen ohne Grund, wie man sagte, das gewöhnliche Maaß Speise entzogen. Der Aufseher versuchte, anstatt nach dem Oberaufseher zu schicken, die Verbrecher zur Arbeit zu zwingen, und das Resultat davon war eine Meuterei.

»In dem Handgemenge, welches sich entspann, ward einer der Aufseher, den die Verbrecher besonders nicht leiden konnten, getödtet, während ein anderer bewußtlos fortgetragen ward.

»Der getödtete Aufseher war Seemann gewesen und hatte gern Taback gekaut. Man sah ihn gewöhnlich mit einem Mund voll Taback, und dies war auch der Fall, als er todt geschlagen ward. Ich sah nun, wie ein Verbrecher ihm, als er kaum zehn Minuten todt war, den Taback aus dem Munde nahm und in seinen eigenen steckte.

»Der andere Aufseher rauchte in dem Augenblick, wo er niedergeworfen ward, eine Pfeife. Kaum drei Minuten später sah ich dieselbe Pfeife im Munde eines der Gefangenen, und aus ihrem Kopf quoll eine dichte Rauchwolke.

»Man hatte das Feuer in der Pfeife gar nicht erst ausgehen lassen, und der Mann, der sie rauchte, war Einer von Denen, die später wegen der Ermordung des Aufsehers gehängt wurden.«

DREIZEHNTES KAPITEL. ANSIEDLERJUSTIZ.

Der ehemalige Sträfling zog, als ob er durch die sonderbaren Vorfälle, die er erzählte, daran erinnert würde, daß er selbst rauchen könnte, seine Pfeife hervor. Nachdem er dieselbe gestopft und angezündet, nahm er seine Erzählung wieder auf.

»Wegen meines widerspenstigen Betragens und meines Mißfallens an allem kriechenden Wesen, durch welches ich mich in die Gunst der Aufseher hätte einschmeicheln können, bekam ich erst fünf Jahre nach meiner Ankunft in den Colonieen ein Urlaubsbillet.

»Ich bekam es mit der Erlaubniß, als Hirt auf eine Ansiedlung weiter drinnen im Lande zu gehen, für welchen

Dienst ich einen jährlichen Lohn von zehn Pfund erhalten sollte.

»Das Hirtenleben kam mir sehr langweilig vor. Die Arbeit nahm mich nicht so in Anspruch, daß sie mich vom Nachdenken hätte abhalten können. Den ganzen Tag über hatte ich nur wenig zu thun, ausgenommen meinem Kummer über die Vergangenheit und meiner Verzweiflung in Bezug auf die Zukunft nachzuhängen. Ein Tag glich dem andern so sehr, daß die Zeit nicht nur eintönig, sondern auch furchtbar ermüdend verging.

»Wäre ich entwischt, so wußte ich, daß ich wieder eingefangen und zu einer neuen Strafe verurtheilt worden wäre. Meine einzige Hoffnung, nach meiner zehnjährigen Büßungszeit die volle Freiheit wieder zu erlangen, lag darin, daß ich meine Pflicht so gut wie möglich erfüllte.

»Eines Morgens, als ich seit ungefähr zehn Monaten den Posten eines Schäfers bekleidete und eben die Schafe aus der Umzäunung führte, kam der Eigenthümer der Ansiedlung mit seinem Aufseher und einem anderen Mann auf mich zu geritten.

»Die Sonne stand schon länger als eine halbe Stunde am Horizont, und da ich die Schafe schon mit Sonnenaufgang auf die Weide getrieben haben sollte, so fürchtete ich, daß der Ansiedler mich wegen Vernachlässigung meiner Pflicht ausschelten würde. Ich war jedoch angenehm überrascht, daß er es nicht that.

»Er wünschte mir guten Morgen, zündete seine Pfeife an, besah die Schafe, und ritt dann mit seinen Begleitern weiter.

»Anstatt durch eine solche Behandlung nachlässiger gemacht zu werden, erfüllte ich meine Pflicht nur um so aufmerksamer, und drei Wochen lang waren die Schafe bei Tagesanbruch schon zum Hof hinausgetrieben.

»Es war Sommer, und da die Nächte sehr kurz waren, so erwachte ich nicht immer zu solch' einer frühen Stunde. Die Folge davon war die, daß ungefähr zwei Wochen vor Ablauf des Jahres, für welches ich gemiethet war, mein Brotherr mich ziemlich eine Stunde nach Sonnenaufgang noch im Schlaf und die Schafe noch in der Hürde fand.

»Der Ansiedler wollte keine meiner Entschuldigungen anhören. Ich ward sofort vor einen Friedensrichter, der auch Ansiedler war, geführt, und der Pflichtvergessenheit angeklagt.

»Natürlich waren Beweise für die Anklage vorhanden, und ich ward aus meinem Dienst entlassen.

»Man hält Das vielleicht für keine Strafe, aber man wird eine andere Meinung bekommen, wenn man mehr hört. Da mein Dienstjahr noch nicht abgelaufen war, so hatte ich meinen Lohn verwirkt, und man sagte mir, daß ich für die mir erwiesene Gnade noch dankbar sein mußte, da man mich nicht tüchtig durchgeprügelt und den Behörden mit einem schwarzen Stempel auf meinem Namen zurückgeschickt hätte.

»Ich erfüllte meine Pflicht wahrscheinlich ebenso gut, wie jeder Andere, den der Ansiedler in Dienst zu bekommen erwartete, und ich hatte guten Grund, zu wissen, daß man mich nur fortgeschickt, um meinem schuftigen Brotherrn Gelegenheit zu geben, mir den Lohn zu entziehen, den ich bald zu fordern gehabt haben würde.

»Die einzigen Magistratspersonen in dem Wiesenlande waren die Ansiedler selbst, und sie pflegten auf diese Weise einander in die Hände zu arbeiten. Für Verbrecher gab es keine Gerechtigkeit, und man behandelte sie nicht viel besser als Sklaven.

»Drei Monate, nachdem ich meinen Dienst verlassen, traf ich mit einem Mitgefangenen zusammen, der von demselben Ansiedler, der mich betrogen, auf genau dieselbe Weise, wie ich, um seinen Lohn geprellt worden war.

»Dieser Mann schlug mir vor, an dem Ansiedler dadurch Rache zu nehmen, daß wir seine Wollschuppen niederbrennten.

»Ich weigerte mich, an einem solchen Vergehen Theil zu nehmen, und den Worten des Mannes nach schien es, als ob auch er darauf verzichtet habe. Dennoch legte er in dieser Nacht ohne mein Vorwissen Feuer in den Schuppen an, und verursachte dem Ansiedler dadurch einen Schaden von dreitausend Pfund. Den nächsten Tag ward ich mit dem alten Verbrecher, der, mich zur Theilnahme an seinem Racheplan aufgefordert, festgenommen und einem Gericht übergeben.

»Bei dem Verhör sprachen die Umstände so gegen den Brandanstifter, daß er für schuldig erklärt ward. Da er aber fortwährend seine Unschuld betheuerte; so konnte er natürlich Nichts zu meiner Rechtfertigung sagen, und auch ich ward für schuldig erklärt, obgleich der einzige Umstand, der wider mich sprach, der war, daß man mich acht Stunden vor der Ausführung des Verbrechens in der Gesellschaft des Brandstifter gesehen, und daß ich von dem Eigenthümer der Schuppen aus dem Dienst entlassen worden.

»Dies hielt man für genügenden Beweis, um mich zu fünfjähriger schwerer Arbeit auf den Landstraßen, und zwar die ersten beiden Jahre in Eisen zu verurtheilen.

»Ich verzweifelte jetzt daran, meine Heimath je wieder zu sehen, und ward wie viele andere Verbrecher so gewissenlos, daß ich nicht an die Zukunft dachte, oder mich darum kümmerte, ob ich recht oder unrecht handelte.

»Hätte ich es gemacht, wie viele der ärgsten Verbrecher es gewöhnlich thun, das heißt, hätte den Aufsehern geschmeichelt, so hätte ich meine Freiheit in zwei und einem halben Jahre wieder erlangen können; aber ich konnte niemals schmeicheln oder den Heuchler spielen, und dies um so weniger, da ich wußte, daß meine Verurtheilung ungerecht war. Ebenso war es mir auch unmöglich, die Mißhandlung Anderer ohne Klage vorübergehen zu lassen, und ich beklagte mich daher oft. Deßwegen

mußte ich meine ganze Strafzeit abbüßen, während Andere, die viel schlechter als ich waren, mit Hilfe einiger Heuchelei die Freiheit oder wenigstens Urlaub erhielten.

»Nachdem meine Strafzeit abgelaufen, war ich nicht besser, als die meisten alten Sträflinge. Wenn ich nicht alle die Verbrechen begangen habe, deren sich Viele schuldig gemacht, so ist der davon der, daß ich nicht in Versuchung geführt ward, denn ich gestehe, daß ich jetzt die moralische Kraft, dem Drange zum Verbrechen zu widerstehen, vollständig verloren habe.

»Ich erhielt meine Freiheit gerade zu der Zeit wieder, als man Gold in Neusüdwaales entdeckt hatte, und natürlich eilte ich dorthin. Nach der Entdeckung der reicheren Goldgruben hier, kam ich über Land hier her, um zu sehen, was hier zu machen wäre.

»Bei'm Goldsuchen kann ich mich nicht über Mangel an Erfolg beklagen, und ich habe auch nicht Alles verthan, was ich gesammelt.

»Ich habe mir vorgenommen, nach England zurückzukehren, obgleich mein Besuch in meiner Heimath kein sehr angenehmer sein kann. Wahrscheinlich leben noch einige Geschwister von mir, aber trotz der großen Liebe, die ich früher für sie empfand, sind sie mir jetzt Nichts mehr. Alles menschliche Gefühl ist in mir durch Peitschenhiebe, Hunger und andere Qualen ertödtet worden.

»Bisweilen, wenn ich an die Erniedrigungen denke, die ich ertragen, schäme ich mich, mich für ein menschliches Wesen anzusehen.

»Wenn ich an die unschuldigen und glücklichen Tage meiner Jugend, wenn ich daran denke, was ich zu sein strebte, nämlich nur ein ehrlicher, ehrenwerther, fleißiger, arbeitsamer Mensch, wenn ich jene Tage und Hoffnungen im Gegensatz zu den Szenen, die ich seit dem durchlebt, und wird zu meiner gegenwärtigen Lage, ich der mein Rücken von wiederholten Peitschenhieben mit Narben bedeckt ist, und meine Glieder die Spuren eiserner Fesseln tragen, betrachte, so möchte ich sterben.

»Es freut mich, zu erfahren, daß das System, Verbrecher zu bestrafen, in meiner Heimath eine Veränderung erlitten hat. Es ist dies nicht zu früh geschehen, denn da viele der Verbrecher, welche aus den großen Städten des vereinigten Königreichs deportirt werden, wirklich schlecht sind, so müssen sie durch das hier befolgte System nur noch schlechter werden. Ein Verbrecher, der in dieses Land geschickt wird, kommt mit seinen Vorschriften, Beispielen oder Erinnerungen in Berührung, die ihm zur Besserung gereichen könnten, sondern hier wird im Gegentheil jede böse Leidenschaft und jeder schlechte Trieb, wenn sie vorher bestanden haben, gesteigert.

»Nachdem ich Ihnen ziemlich viel von meiner Vergangenheit erzählt, wünschte ich auch etwas von der Zukunft hinzufügen zu können, allein das bin ich nicht im Stande. Es giebt Menschen, welche sehr erfinderisch ihre Hoffnung zu nähren verstehen; ich kann dies nicht. Ich weiß nicht, wofür ich lebe, denn jeder gute und ernste Beweggrund scheint in mir erstickt zu sein. Hoffnung, Liebe, Verzweiflung, Rache und alle anderen geistigen

Regungen, die den Menschen zur Thatkraft antreiben, sind in meinem Herzen todt. Ich habe Ihnen nichts weiter von mir zu erzählen, und werde es wahrscheinlich auch nie wieder nöthig haben.«

So endete die traurige Geschichte des Deportirten.

VIERZEHNTE KAPITEL. WIE MAN EINE FRAU AUSWÜRFELT.

Unsere Goldgrube am Avoca schien des Ausbeutens wirklich werth zu sein, und wir hatten fünf bis sechs Wochen schwerer Arbeit in Aussicht. Mein Kamerad fuhr fort, mäßig und fleißig zu sein, und wir kamen ohne irgend einen Streit sehr gut mit einander aus.

Eines Tages sagte uns ein Mann, welcher an unserem Zelt vorüberging, daß an diesern Abend eine sehr interessante Sache in einem Grogladen, der sich nicht weit von unserem Zelte befand, verhandelt werden sollte.

Der Mann rieth meinem Kameraden sehr, hinzugehen, denn das Schauspiel sei werth, daß man demselben beiwohne.

»Werden sie hingehen?« fragte ich, nachdem der Mann fort war.

»Nein, wenigstens nicht allein,« erwiderte mein Mitarbeiter, »denn der Ort hat einen schlechten Namen, und ich weiß, daß der eine Theil, den die Sache mit angeht, schlecht ist. Gehen Sie mit mir, und Sie werden Unterhaltung finden.«

»Haben Sie schon eine Idee, was dort geschehen soll?« fragte ich.

»Ja. Ich glaube, man hat ein Würfelspiel vor.«

»Ein Würfelspiel! Das ist doch nicht so interessant!«

»Das kommt darauf an!« erwiderte mein Kamerad bedeutungsvoll. »Wenn nun eine Frau ausgewürfelt werden sollte?«

»Eine Frau sollte ausgewürfelt werden?«

»Ja, ich glaube. Es ist ein Mann aus Hobart Town hier, der eine junge Frau hat, mit der er sich während des letzten Monats immer gezankt. Er hat eingesehen, daß es unmöglich, noch länger mit ihr zusammen zu leben, und er will sie daher auswürfeln.

In New-Orleans hatte ich gesehen, wie man eines Negersclaven auf diese Weise entledigte, aber nie hatte ich gehört, daß ein Mann seine Frau auswürfeln ließ, und die Seltsamkeit der Sache bestimmte mich, hinzugehen. Nachdem ich meinem Kameraden meine Absicht mitgetheilt, versprach er mir, mich mit in die Schenke zu nehmen und mich dort zu beschützen.

Der Leser mag diesen versprochenen Schutz vielleicht für unnöthig halten, nachdem ich mich so viele Jahre selbst hatte schützen können. Ich wußte aber, daß unter den ehemaligen Sträflingen der Schutz oder die Freundschaft eines ihrer ›Collegen‹ Etwas werth war, und ich würde gewiß nicht hingegangen sein, wenn ich nicht Jemanden gehabt, der mich eingeführt und beschützt hätte. Mein Kamerad kannte ihre Gewohnheiten und konnte ihnen zu versichern geben, daß sie mich nicht belästigen dürften.

Zu dieser Zeit kamen in den Goldgruben von ›Avoca‹ ungefähr zehn Männer auf eine Frau, und ein Mann, der so glücklich war, eine Gattin zu besitzen, ward von den Anderen als ein sehr beneidenswerthes Individuum betrachtet. Jede Frau, für wie häßlich man sie auch in jedem anderen Lande gehalten haben würde, hätte man hier für eine Venus angesehen. Da ich diesen Zustand der Verhältnisse kannte, so war ich auch nicht erstaunt, als ich bei meiner Ankunft mit meinem Kameraden in der Schenke eine Anzahl von dreißig bis vierzig Männern vor derselben versammelt sah. Nur darüber war ich erstaunt, daß die Mehrzahl der Anwesenden nicht ehemalige Sträflinge, sondern gerade das Gegentheil waren.

Mein Kamerad bemerkte das ebenfalls und schüttelte den Kopf bedeutungsvoll, sagte aber nichts.

Ich wußte nicht, was er mit dieser Geberde meinte, wenigstens jetzt nicht.

Dem Aussehen der versammelten Menge nach zu urtheilen, war nicht zu bezweifeln, daß ich für meine Mühe, in die Schenke zu gehen, wohl belohnt werden würde. Ich konnte sehen, daß man sich bei der Auswahl der Gesellschaft Mühe gegeben, denn sie schien aus solchen jungen Goldsuchern zu bestehen, die man mit dem Namen ›warme, flotte Leute‹ bezeichnete, das heißt, welche Geld besaßen und auch Lust hatten, es auszugeben.

Die Frau, welche ausgewürfelt werden sollte, saß in der Stube auf einem Tischrande und schlenkerte mit der vollkommensten Gleichgültigkeit die Beine hin und her.

Eins ihrer Augen verrieth durch eine sehr deutliche rothblaue Färbung, daß sie kürzlich einen Zwist mit ihrem Gatten, oder Jemanden anders gehabt hatte. Sie schien sich sehr über die Bewegung zu freuen, die sie veranlaßte, und gegen die Resultate derselben ganz gleichgültig zu sein. Sie war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt und ziemlich hübsch.

Ihre Mann war ungefähr vierzig Jahre alt und sah sogar für einen ›Vandemonier‹ sehr gemein aus. Er hatte seine Züge zu einem abscheulichen Grinsen verzogen, das, wie ich mir deutlich vorstellen konnte, nur sehr selten einem andern Ausdruck wich.

Ich war nicht erstaunt darüber, daß die Frau sich über den Gedanken einer Trennung von ihm freute. Ich wunderte mich nur darüber, wie er je die Macht hatte erlangen können, über sie zu verfügen.

Es war kein Mann in dem Zimmer oder vielleicht in den sämtlichen Goldgruben, der nicht jedes Wesen, welches Recht auf den Namen Frau hatte, dem häßlichen Thier vorgezogen haben würde, das ihr Gatte zu sein beanspruchte.

Aus dem Betragen der Frau erkannte ich, daß sie ein heftiges Temperament besaß, wodurch es einem unwissenden, gemeinen Mann ohne Zweifel schwer gemacht ward, sie zu regieren. Sonst aber schien sie weiter keinen Fehler zu haben, wenigstens keinen, der einen vernünftigen Mann hätte verhindern können, mit ihr zusammen

zu leben, und durch den ernstere Mißverständnisse herbeigeführt worden wären, als die, welche nöthig sind, um die Eintönigkeit des ehelichen Lebens zu unterbrechen.

Das Geschäft des Auswürfeln selbst ward von einem jungen Mann geleitet, der die Rolle eines gegenseitigen Freundes spielte; denn allem Anscheine nach war der Eigenthümer des zu gewinnenden Gegenstandes zu betrunken, oder zu unwissend, um als Ceremonienmeister auftreten zu können.

Als man glaubte, daß genug Lente versammelt wären, bestimmte man, daß nun entdeckt werden sollte, wen das Schicksal zum zukünftigen Besitzer der Frau bestimmen würde.

»Meine Herren!« sagte der beiderseitige Freund, indem er aufstand und sich auf einen Stuhl stellte, »Sie wissen doch Alle, was heute Abend hier los ist? Ich glaube, die meisten von Ihnen wissen, daß mein Freund Brumming hier mit seiner Frau ebensowenig länger auskommen kann, als sie mit ihm, und daß er zu dem Entschluß gekommen ist, sie sich vom Halse zu schaffen. Er hält es für besser, keine Frau zu haben, als eine, mit der er sich nicht vertragen kann. Und sie denkt wieder, daß jeder andere Mann besser ist, als Ned Brumming. Da dem so ist, so halten es Beide für gerathen, sich zu trennen. Nun braucht aber Brumming Geld, um sich anderswohin wenden zu können, und damit er es zusammenbringt, sind seine Freunde hierher gebeten worden, wo seine Frau für fünfzig Pfund ausgewürfelt werden soll, so daß also fünf- undzwanzig Loose, jedes zu zwei Pfund, zu haben sind.

Mistreß Brumming will mit jedem Manne zusammen leben, der sie ernähren und freundlich behandeln will. Wer will dem armen Ned Brumming helfen? Welchen Namen soll ich zuerst auf dieses Papier schreiben?«

»Dirly Dick«, »Jack Rag«, »Hell Fryer«, »Schiny Bright«, und mehrere andere Namen wurden ausgerufen, bis die Zahl auf zwanzig gestiegen war.

Darauf ward verkündigt, daß noch fünf Namen fehlten, ehe die Liste vollständig wäre.

»Ich will auch ein Loos nehmen,« sagte ein Mann und ging an den Tisch, wo die Namen aufgeschrieben wurden.

Dieser Mann ließ aus seiner ganzen Erscheinung erkennen, daß er die Ueberfahrt nach den Colonieen vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren auf Kosten seines Vaterlandes gemacht.

»Welchen Namen soll ich aufschreiben?« fragte der jugendliche Ceremonienmeister.

»Jimmy aus der Stadt.«

»Jimmy aus der Hölle!« schrie die Frau. »Es wäre besser, wenn Ihr Euer Geld spartet, Jimmy aus der Stadt. Ich möchte mit keinem so alten Thier zusammen leben, wie Ihr seid, und wenn Ihr mich zehn Mal gewännet.«

Die Aussicht, seine zwei Pfund zu verlieren und nichts dafür zu gewinnen, bewog den alten Sträfling, sich zurückzuziehen, was er anscheinend nur ungern that.

»Wir müssen für diese Unterhaltung etwas bezahlen,« flüsterte mein Kamerad; »wir wollen ein Loos gemeinschaftlich nehmen.«

Während er dies sagte, ließ er einen Sovereign in meine Hand gleiten.

Ich verstand nicht recht, was mein Kamerad wollte. Er konnte doch nicht daran denken, daß wir die Frau gewinnen und in Gemeinschaft besitzen sollten, wie unsere Goldgrube!

Da er aber gesagt, daß wir etwas für die Unterhaltung bezahlen wollten, und da ich mich ihm anvertraut, ehe wir unser Zelt verließen, so ließ ich mich unter dem Namen ›Rolly‹ aufzeichnen, und bezahlte zwei Pfund.

Hierauf traten zwei Andere vor, nahmen Jeder ein Loos und bezahlten es. Es waren jetzt nur noch zwei Loose zu haben.

Unter den Ersten, die ihren Namen auf der Liste hatten schreiben lassen, befand sich auch ein junger Goldsucher, der allem Anscheine nach größeres Interesse an dem ganzen Vorgang nahm, als sonst Einer der Anwesenden.

Ich sah, wie die Frau ihm einen Blick zuwarf, welcher zu sagen schien: ›Ich wollte *Du* gewännest mich.‹ Er schien den Blick zu bemerken und den Wink zu verstehen, denn er nahm sofort noch ein Loos.

Der noch übrige Antheil ward von einem Anderen gekauft, und die Ceremonie des Würfeln begann.

Jeder durfte drei Mal würfeln, und zwar jedes Mal mit drei Würfeln, und Der, welcher die höchste Zahl würfe, sollte die Frau gewinnen.

Es ward ein Name ausgerufen, wie er auf der Liste stand, der Eigenthümer desselben trat vor, würfelte, und

die Zahl, die er geworfen, ward hinter seinen Namen geschrieben.

Alle Zahlen waren zufällig sehr niedrig, denn keine ging über achtundreißig hinaus, bis ich mit Würfeln fertig war und man mir sagte, daß die Zahl, die hinter meinen Namen verzeichnet worden, *siebenundvierzig* wäre.

Es war so gut wie gewiß, daß ich die Frau gewann, denn es stand Hundert gegen Eins zu wetten, daß die fünf Männer, die nach mir würfeln sollten, keine so hohe Zahl werfen würden.

Der junge Mann, der zwei Loose bezahlt, sah sehr verlegen aus, denn sein noch übriger Antheil war jetzt kaum noch einen Schilling werth.

»Ich will Ihnen fünfzehn Pfund für Ihren Wurf geben,« sagte er, indem er sich an mich wendete.

Ich sah meinen Kamerden an und sah, daß er den Kopf etwas vorwärts neigte, was bedeutete, daß ich das Anerbieten machen sollte, was ich denn auch that.

Der junge Mann bezahlte das Geld, und nachdem Alle gewürfelt, ward die Zahl siebenundvierzig für die gewinnende erklärt. Diese hatte ich geworfen. Daher gehörte die Frau dem jungen Mann, der mir die Zahl abgekauft hatte, die Frau ward ihm sogleich übergeben, und sie erklärte sich selbst für den Gewinner dadurch, daß sie die Arme um ihn schlang, und einen lauten Kuß auf die Wangen drückte.

Nachdem wir fortgegangen waren, erfuhr ich von meinem Kameraden, daß dieser ganze Vorgang ›reiner Schwindel‹ sei.

»Warum riethen Sie mir denn aber, auch ein Loos zu nehmen?« fragte ich.

»Nun,« erwiderte er mit bedeutungsvollem Achselzucken, »nun, das will ich Ihnen sagen. Man hatte mich eingeladen, mit zum Würfeln zu kommen, weil ich mit Ihnen arbeitete, und weil man dachte, daß Sie wahrscheinlich auch ein Loos nehmen würden. Hätten Sie dies nun nicht gethan, so würde man geglaubt haben, ich hätte Sie gewarnt, und ich hätte mir dadurch Manchen dieser Leute, welche mich in allen Dingen als ihres Gleichen betrachten, zum Feinde gemacht.«

»Und Sie denken, daß die Frau nicht bei dem jungen Mann bleiben wird, der sie gewonnen?«

»Ich weiß das ganz gewiß. Sie wird eine Weile mit ihm gehen, aber sie wird nicht bei ihm bleiben, Sie wird ihm entlaufen, wieder zu Brumming gehen, und die Beiden werden in anderen Goldgräbereien wieder dieselbe Komödie aufführen.«

Ich theilte die fünfzehn Pfund mit meinem Kameraden und zog mich in mein Zelt zurück, erfreut, daß ich mich meines Gewinns so gut entäußert und nicht wenig erbaut über das groteske Kapitel aus dem ›Leben am Avoca‹, welchem beizuwohnen ich so glücklich gewesen.

Wenige Wochen nach diesem Vorfall las ich in einer Zeitung, daß ein Mann in den Goldgruben von Bendigo von der Polizei festgenommen worden sei, weil er versucht hätte, sich seine Frau durch Auswürfeln vom Halse zu schaffen, und ich zweifle nicht daran, daß dieser Mann der ›arme alte Ned Brumming‹ war.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. IN DER EIGENEN FALLE
GEFANGEN.

Eine Goldgrube, welche dicht neben der lag, worin ich mit meinem Kameraden arbeitete, war reicher als die unsrige. Das Urgestein lag tiefer unter der Oberfläche, woraus hervorging, daß früher ein Becken sich in dem Bach oder Fluß befunden hatte, der vor Hunderten von Jahren das Thal des Avoca durchströmt hatte.

In diesem Becken lag eine große Menge goldreicher Erde, denn der Boden war hier ganz von diesem kostbaren Metall durchsät.

Die Grube befand sich im Besitz von drei Männern. Zwei von ihnen schienen achtbare junge Leute zu sein, und ich erfuhr zufällig von ihnen, daß sie Spielgefährten in ihrer Jugend, Schiffskameraden auf ihrer Reise nach den Colonieen gewesen waren, und auch in den Goldgruben stets zusammen gearbeitet hatten. Ein ehemaliger Sträfling war der dritte Kamerad dieser beiden jungen Männer. Er hatte die Grube zuerst abgesteckt und sie eine Zeit lang allein im Besitz gehabt; als er aber eingesehen, daß er die Arbeit nicht allein bewältigen könnte, hatte er den anderen Beiden zwei Antheile abgelassen.

Sie waren nur für die Arbeit in der Grube seine Kameraden geworden, und nur deßhalb, weil sie keine andere passende Gelegenheit fanden, mit in das Bereich der Goldader hineinzukommen.

Eines Tages, als ich an der Winde unseres Schachtes stand, sah ich den alten Verbrecher auf seine Grube zukommen, nach dem er anscheinend eben zu Mittag gegessen.

Ich hatte bemerkt, wie nur wenige Minuten früher sich der Eine der jungen Männer in dem Schacht hinabgelassen. Bald darauf hörte ich, wie er dem alten Verbrecher, der sich bei seiner Ankunft an die Winde gestellt, Etwas zurief. Hierauf sah ich, wie Letzterer das Seil hinunterließ und den jungen Mann heraufzog. Dann ward der alte Verbrecher hinabgelassen, und sobald er sich unten von dem Seile losgebunden, bemerkte ich, daß der junge Mann es hastig heraufzog, und zwar in einer Weise, welche außerordentliche Aufregung verrieth.

»Winden Sie Ihren Kameraden herauf und bringen Sie ihn hierher,« rief er mir zu. »Schnell. Ich habe Ihnen etwas Schreckliches zu erzählen.«

Ich rief meinem Kameraden zu, daß er sich an dem Seile befestigen solle, und sobald er dies gethan, zog ich ihn aus dem Schacht.

Während ich dies that, rief der junge Mann, der mir eben zugerufen, noch Andere auf dieselbe Weise wie uns herbei, und fünf bis sechs Männer, die zufällig in der Nähe waren, eilten zur Stelle.

Sobald wir uns um ihn versammelt hatten, ergriff der junge Mann das Wort und sagte:

»Ich habe Ihnen Allen eine seltsame Geschichte zu erzählen. Mein Freund ist ermordet worden, und der

Mann, welcher das Verbrechen begangen, ist hier unten. Wir haben uns seiner Person versichert. Will nicht Jemand in das Lager hinübergehen, und die Polizei holen? Ich werde diesen Platz nicht verlassen, als bis ich den Mörder in sicherem Gewahrsam oder todt sehe.«

Die Aufregung, welche durch diese furchtbare Mittheilung verursacht ward, lockte noch Mehrere an den Ort, und bald sammelte sich eine dichte Menge um die Goldgrube. Drei Männer liefen nach der Polizeistation.

Während wir auf ihre Rückkehr warteten, erklärte uns der junge Mann, der uns herbeigerufen, warum er dies in so sonderbarer Weise gethan.

»Ich kam ungefähr halb elf Uhr aus dem Schacht,« sagte er, »und ging nach Hause, um für meinen Freund und mich das Mittagsbrot zu bereiten. Ich ließ ihn nebst unserem Kameraden, dem Mörder, der jetzt hier unten ist, mit dem Wegräumen von aufgegrabenem Pfeifenthon beschäftigt, zurück. Ich glaubte, daß er ungefähr eine halbe Stunde nach mir zum Mittagsessen kommen würde. Ich wartete bis ziemlich um Eins auf ihn, und da er nicht kam, aß ich allein und ging dann wieder hierher, um zu arbeiten.

»Als ich zurückkam, sah ich Niemanden. Ich lief in den Schacht hinunter, weil ich glaubte, daß Beide unten wären.

»Da ich keine Antwort erhielt, ließ ich mich an dem Seil hinunter, weil ich allein arbeiten wollte. Ich glaubte, meine Kameraden seien In einen Grogladen geschlendert, wo sie vielleicht eine ziemlich lange Zeit des

Nachmittags verbrächten. Sie hatten dies schon ein Mal gethan, und ich dachte, daß sie es wieder gethan hätten.

»Sobald ich unten war, zündete ich Licht an, um zu sehen, was sie gearbeitet, seitdem ich um elf Uhr fortgegangen.

»Das Erste, was ich erblickte, war die Spitze eines Stiefels, welcher aus dem Pfeifenthon heraus guckte, welchen wir in dem abgebauten Theile des Schachts aufgehäuft hatten. Was, dachte ich, können die Beiden denn damit beabsichtigen, daß sie den Stiefel da begraben?

»Ich faßte denselben an, denn es guckte gerade so viel heraus, daß ich ihn angreifen konnte. Ich fühlte, daß ein Fuß darin war. Der Stiefel gehörte meinem Freunde. Ich wußte es, trotzdem daß der Stiefel mit Thon überdeckt war. Ich zog den Stiefel heraus und damit zugleich den Körper des Mannes, dem er gehörte. Der Mann war todt. Ich glaube, daß er wahrscheinlich noch nicht ganz todt war, als er in den Thon gescharrt ward, und bei dem Todeskampf den Fuß irgendwie bewegt hatte, so daß er ein Wenig aus dem Ton herausgefahren war.

»Ich zweifle nicht,« fuhr der junge Goldsucher fort, »daß mein Leben dadurch gerettet worden ist, daß ich den Stiefel gesehen habe; denn der Mann, welcher meinen Freund ermordet hat, würde mir Dasselbe gethan haben, wenn wir Beide unten allein gewesen wären, und ich Nichts von dem gewußt hätte, was er bereits gethan.

»Als ich eben an dem Seil in die Höhe klettern wollte, um aus dem Schacht zu kommen, sah ich, wie der Mann,

der jetzt hier unten ist, Anstalt machte, sich herunterzulassen. Ich rief ihm mit meiner gewöhnlichen Stimme zu, daß ich auf eine Minute hinauf wollte, um zu trinken. Dadurch ward er ohne Zweifel sicher gemacht, und er half mir herauf.

»Oben angelangt fragte ich ihn, was aus Bill, so hieß mein Freund, geworden wäre.

»Er ist zu Mittag nicht zum Essen nach Hause gekommen,« sagte ich, »und er ist auch nicht unten.«

»Als wir,« antwortete der Gefragte, »aus dem Schacht kamen, um zu Tische zu gehen, und uns eben auf den Weg machten, sah ich, wie Bill einen Fremden traf und diesen begrüßte. Beide gingen hierauf zusammen fort.«

»Ich sagte nun, daß Bill wahrscheinlich mit dem Fremden in's Wirthshaus gegangen sei, und daß wir uns heute nicht viel Arbeit von ihm versprechen dürften. Ich fügte hinzu, daß wir Beide, sobald ich mich durch einen Trunk erquickt, in den Schacht fahren und ohne ihn arbeiten wollten. Dies schien dem Mörder zu gefallen, und er wünschte sogleich in den Schacht hinabgelassen zu werden.

»Ich erfüllte seinen Wunsch und sagte ihm, daß ich ihm bald folgen würde.

»Jetzt befindet er sich nun mit seinem Opfer unten in dem Schacht. Wäre es ihm gelungen, uns Beide umzubringen, so würde er nicht nur unser ganzes hier gefundenes Gold, sondern noch mehr erhalten haben.«

Diese Geschichte erregte in den Gemüthern aller Anwesenden ein Gefühl des Entsetzens, wie auch den lebhaften Wunsch, Wiedervergeltung zu üben. Mehrere riefen dem alten Verbrecher zu, er solle nur herankommen, denn sein Verbrechen wäre bekannt, und Flucht unmöglich.

Der Mörder mußte jedes Wort gehört haben, aber er gab keine Antwort weder auf die Befehle noch auf die Drohungen der Obenstehenden. Doch brauchten die Letzteren weder eilig, noch auf irgend eine Weise in Unruhe darüber zu sein, daß der Mann entfliehen könnte. Es war ihm unmöglich, sich aus der Falle zu befreien, in die ihn sein Kamerad in so geschickter Weise gelockt. Er mußte entweder aus dem Schacht heraufkommen, oder in der Tiefe verhungern.

Bald darauf kamen Polizeidiener und wurden mit allen Umständen bekannt gemacht. Der Eine schrie dem Verbrecher in befehlendem Tone zu, »im Namen der Königin« heraufzukommen.

»Ihr seid unser Gefangener,« sagte er, »Ihr könnt nicht entfliehen und werdet Euch lieber gleich ergeben.«

Es erfolgte keine Antwort.

Einer der Polizeidiener stellte sich hierauf in eine Schlinge, die man am Ende des Seiles, angebracht und ward langsam in den Schacht hinabgelassen, während mehrere Männer an der Erde standen.

»Halt da!« schrie der Verbrecher von Unten herauf. »Sobald Ihr herunterkommt, schlage ich Euch mit meiner Axt den Schädel ein.«

Die Männer an der Winde hörten auf zu drehen, und der Polizeidiener schwebte in der Mitte des Schachtes.

Er war ein Mann von hohem Muthe, und indem er seinen Revolver spannte, rief er dem Verbrecher zu, daß er auf jeden Fall herunterkommen würde. Er fügte hinzu, daß die erste Bewegung, die ihn an der Ausübung seiner Pflicht hinderte, das Signal sein würde, dem Mann, der eine solche Bewegung machte, das Lebenslicht auszublansen.

Dann rief er den Männern an der Winde zu, »nur immer fort zu drehen.«

»Werft Eure Hacke weg!« rief er, sobald er den Boden des Schachts erreicht, indem er sogleich dem Verbrecher seinen Revolver entgegenhielt.

Der Mörder sah ein, wie thöricht jeder Widerstand sein würde. Flucht war unmöglich, selbst wenn er den Polizeidiener und noch ein Dutzend Andere hätte tödten können.

Es wurden ihm sofort Handschellen angelegt, und nachdem man ihm das Seil um dem Leib geschlungen, ward er an's Tageslicht gezogen.

Die Polizeidiener wollten noch dableiben, bis sie die Leiche des Gemordeten untersuchen könnten; aber sie bemerkten, daß die Wuth der Menge sich zu solcher Höhe steigerte, daß es nothwendig war, den Gefangenen in Sicherheit zu bringen, weil man ihn sonst ihren Händen entrissen haben würde.

Keiner der Zuschauer aber schien den Mann zu befreien, oder tödten zu wollen. Jeder war damit zu frieden,

daß er ihm einen Fußtritt oder einen Schlag versetzte. Das Gemüth jedes ehrlichen Goldsuchers war durch das furchtbare Verbrechen erschüttert, welches begangen worden, und Jeder schien zu denken, daß er selbst an dem Uebelthäter Rache zu nehmen habe.

Jeder wünschte seine empörten Gefühle dadurch zu beruhigen, daß er dem Verbrecher eine Züchtigung angedeihen ließ und es dann noch Gottes und der Gesetze Gerechtigkeit anheimstellte, ihn für den Mord zu bestrafen.

Die Polizeier thaten ihr Möglichstes, den Gefangenen zu schützen; auf dem Wege nach der Wache folgte ihnen eine wüthende Menge, die den alten Verbrecher mit Füßen stieß und kratzte, bis er beinahe leblos niederstürzte.

Als man die Leiche des Gemordeten aus dem Schacht gezogen, sah man, daß die scharfe Spitze einer Hacke durch den Schädel getrieben worden. Die Wunde befand sich am Hinterkopfe, und das bewies, daß das Opfer den Schlag von hinten und ganz unversehens erhalten hatte. Dasselbe Schicksal würde unzweifelhaft seinen Freund ereilt haben, hätte dieser nicht die Entdeckung gemacht, welche es ihm ermöglichte, dasselbe von sich abzulenken.

Der Mörder ward nach Melbourne geschafft, wo er in Haft gehalten werden sollte, bis das Criminalgericht Sitzung halten würde.

Am Tage nach dem Begräbniß des Gemordeten fand der einzige der drei Kameraden, der die Grube noch ausbeuten konnte, sich bei derselben ein. Ehe er jedoch zu

arbeiten begann, kam er zu mir herüber, und wir hatten eine lange Unterhaltung zusammen.

»Wenn ich nur an mich zu denken brauchte,« sagte er, »so würde ich nicht länger in dieser Grube arbeiten, denn nach dem Vorgefallenen ist das nicht angenehm. Der junge Mann, der ermordet worden ist, war in meiner Jugend mein Spielgenöß und dann mein steter Gefährte, seitdem wir unsere Heimath zusammen verlassen hatten. Ich muß seinem Vater, seiner Mutter und seinen Geschwistern die traurige Nachricht seines Todes bringen. Seine Verwandten sind sehr arm, und sie mußten jeden Penny sparen, um nur die Mittel zu seiner Ueberfahrt zusammenzubringen. Die Pflicht, die ich ihnen, die ich seinem Gedächtniß schuldig bin, ist die einzige Ursache, daß ich meine Arbeit in der Goldgrube fortsetze. Wie traurig auch diese Aufgabe ist, so muß ich sie doch vollbringen. Das ganze Gold, welches in der Grube enthalten ist, wird nun mein, und jedes Körnchen, auf welche mein gemordeter Freund ein Recht gehabt haben würde, soll seiner Familie gegeben werden. Ich weiß, daß sie ihn selbst lieber ohne einen Penny wiederkommen sehen möchten, anstatt das Gold von ganz Australien ohne ihn zu besitzen, aber trotzdem soll er nicht auch beraubt werden, nachdem man ihn gemordet.

»Ich habe ihn oft von der Freude sprechen hören, die er empfinden würde, wenn er mit seinem Gold zu den Seinigen zurückkehren könnte. Ich kann nur dadurch meine Achtung für seine Wünsche an den Tag legen, daß ich seiner Familie das Gold überbringe, auf welches er ein

Recht gehabt haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre und die Grube hätte mit ausbeuten können. Es wird ohne seine Hilfe geschehen, aber die Seinigen sollen Alles ebenso bekommen, als wenn er noch lebte.«

So oft es nöthig war, die Winde zu drehen, um die auszuwaschende Erde heraufzufördern, oder wenn der allein noch lebende Kamerad irgend welches Beistandes bedurfte, so halfen ihm die Goldsucher in den benachbarten Goldgruben bereitwilligst.

Als er seine Aufgabe beendet, ward er nach Melbourne gerufen, um bei dem Verhör des Mörders als Zeuge gegenwärtig zu sein, und nachdem er die Goldgruben von Avoca verlassen, sah ich ihn nicht wieder.

Später las ich in dem Argus von Melbourne, daß man den alten Verbrecher für schuldig erkannt, und daß er seine irdische, Existenz am Galgen geendet hatte.

SECHSZEHNTE KAPITEL. DIE ›LICENZEN-JÄGER‹.

Als wir mit unserer Arbeit in der Goldgrube von Avoca fertig waren, theilte mir mein Kamerad, der mir gesagt, sein Name sei Brown, mit, daß er die Absicht habe, nach England zurückzukehren.

»Ich habe zwischen drei- bis vierhundert Pfund gespart,« sagte er, »und würde diese Summe hier nicht zu verwenden wissen. Ich habe schon mehrere Jahre lang daran gedacht, nach Hause zurückzukehren, und jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich es thun kann.«

Anstatt ihm abzureden, ermuthigte ich ihn viel mehr, indem ich ihm sagte, daß er, wenn er mit seinem Besuche in seiner Heimath nicht zufrieden wäre, ja nach den Goldgräbereien, ehe sie noch vollständig ausgebeutet wären, zurückkehren und ein Glück von Neuem versuchen könnte.

Er hatte mich sagen hören, daß ich selbst ein Mal nach England möchte, und drang in mich, mit ihm zusammen zu reisen.

Ich würde wahrscheinlich seine Bitte erfüllt haben, hätte er mich nicht gar so gequält; ich thue aber ein mal Das, wozu man mich heftig drängt, nur höchst ungerne.

Wenn mich Etwas dazu bewegen kann, gerade Das zu thun, wovon ich weiß, das es unrecht ist, so geschieht es dann, wenn mir Jemand dringend davon abrathet. Ich bin sehr dazu geneigt, mich von meinem eigenen Urtheil leiten zu lassen, und ich glaube, daß man Denen nur sehr wenig mit seinem Rath nützt, die alt genug sind, um für sich denken und handeln zu können.

Ich erwiderte meinem Kameraden auf seine Bitte, daß ich vielleicht in einem Jahr nach England zurückkehren würde, jetzt aber nicht dazu bereit sei.

Obgleich es Brown durchaus nicht lieb war, daß ich ihn nicht begleitete, so schieden wir doch im Guten von einander. Er beschrieb mir genau, wo ich ihn in Birmingham finden könnte, wenn ich je nach dieser Stadt kommen sollte, und bat mich herzlich, ihn dort zu besuchen. Dies versprach ich ihm auch.

»Ich glaube, Sie sind ein achtbarer Mann von tüchtiger Gesinnung,« sagte er, als mir uns beim Abschied die Hände reichten, »denn Sie haben mich wie Ihresgleichen behandelt, und daran bin ich in den letzten zwanzig Jahren nicht gewöhnt gewesen.«

Nachdem Brown mich verlassen, begab er sich sogleich nach Melbourne, von wo aus er sich nach England einschiffte.

Mehrere Tage, nachdem er fort war, sah ich mich in den Goldgruben um und war unentschlossen, was ich thun sollte. Eines Nachmittags, als ich in einiger Entfernung von meinem Zelt umherschlenderte, sah ich mehrere Polizeier mit einer Abtheilung Reiter auf Patrouille. Ein ›Lizenz-Commissär‹ ritt an der Spitze, und dies bewies, daß man Goldgräbern nachspürte, die nicht die vorgeschriebene Lizenz gelöst.

Ich ging nie aus, ohne meinen Lizenzschein bei mir zu haben, aber ich zeigte ihn nicht gern vor, und zwar bloß wegen der Art und Weise, auf welche gewöhnlich aufgefordert ward, es zu thun.

Ich werde in einem andern Kapitel Etwas er die ›Lizenzen-Jägerei‹ sagen und bei dieser Gelegenheit die Sache ausführlich erörtern. Meine gegenwärtige Absicht ist, ein kleines Abenteuer zu erzählen, welches mir in Avoca zustieß, und dessen Helden eben die ›Lizenzen-Jäger‹ waren. Durch diese Episode erst erwachten in mir Gedanken in Bezug auf das schändliche System, wodurch man von dem ehrlichsten und fleißigsten Theil der Bevölkerung eine Abgabe erpreßte. Es ist bei den Goldsuchern,

die nicht mit einer Lizenz versehen sind, gebräuchlich, daß sie, wenn sie die Polizei die Runde machen sehen, sich entweder im Wald, oder in dem Schacht oder Tunnel irgend einer Goldgrube verstecken. Sie thun Dies, um nicht durchsucht, natürlich dann vor einen Magistrat gebracht und mit einer Geldstrafe von fünf Pfund belegt zu werden, weil sie unbefugterweise auf Kronländereien Gold gegraben.

Als ich bei der hier erwähnten Gelegenheit die Lizenzen-Jäger erblickte, kam ich auf den Einfall, mir mit ihnen einen kleinen Scherz zu machen. Ich war mehrere Tage lang müßig umhergelaufen und suchte Unterhaltung, wie auch Bewegung für meine Glieder.

Als die Polizeier sich mir ungefähr auf hundert Schritt genähert, that ich, als ob ich sie zum ersten Mal sähe, und lief schnell davon. Wie ich es beabsichtigt, sahen sie mich auch, und Mehrere von ihnen, fingen an, mir nachzusetzen, da sie glaubten, ich sei ein Goldgräber, der keine Lizenz habe. Die mir zuerst folgten, eilten mir zu Fuß nach und merkten bald, daß die Entfernung zwischen mir und ihnen, je mehr sie mich verfolgten, desto größer ward. Nun setzten sich zwei der Berittenen in Bewegung und jagten mir gleichfalls nach, indem sie ihre Pferde zum Galopp antrieben.

Ich lief in der Richtung nach meinem Zelt und erreichte es auch, noch ehe die Reiter mich eingeholt hatten.

Als sie an dem Zelt anlangten, stand ich am Eingang desselben und fragte, was sie wollten.

»Wir wollen Eure Lizenz sehen.«

Ich zog das Papier aus der Tasche, welches mich gesetzlich berechnigte, ›in den Kronländern der Colonie Gold zu suchen, auszugraben und fortzuschaffen.‹ Dieses Papier gab ich dem einen der Berittenen.

Er schien in seiner Erwartung sehr getäuscht zu sein, als er ›Alles in Ordnung‹ fand.

›Warum flohet Ihr denn vor uns?‹ fragte er zornig.

›Warum glaubt Ihr denn, daß ich vor Euch geflohen bin?‹ fragte ich dagegen.

›Warum lieft Ihr denn überhaupt so schnell?‹ warf der zweite Reiter ein.

›Weil ich gern mein Zelt so schnell als möglich erreichen wollte,‹ erwiderte ich.

Hierauf sprachen die Beiden leise mit einander, und dann forderte mich der Eine auf, ihnen zu folgen.

›Aus welchem Grunde?‹ fragte ich, erhielt jedoch keine Antwort. Entweder wollte oder konnte man mir keinen Grund angeben.

Jetzt kamen auch die beiden Polizeidiener, die mich zu Fuße verfolgt hatten, herzu, und alle vier bestanden darauf, daß ich als ihr Gefangener mit nach dem Polizeizelt gehen sollte.

Ich weigerte mich, aus meinem Zelte herauszukommen, und bedeutete die Polizeier, nicht etwa hereinzukommen, wenn sie mir keine Vollmacht dazu vorzeigen könnten.

Sie achteten jedoch nicht auf meine Worte, sondern kamen herein und schleppten mich ungestüm aus dem Zelt hinaus.

Ich folgte ihnen, ohne Widerstand zu leisten, denn ich nahm mir, wenn man mich vor einen Magistrat brächte, vor, darauf zu dringen, daß sie für ihr Benehmen einen Verweis erhielten.

Am Nachmittag ward ich vor die Richterbank geführt und angeklagt, die Polizei bei Ausübung ihrer Pflicht gehindert und belästigt zu haben. Meine Ankläger erzählten ihre Geschichte, und dann ward ich aufgefordert, mich zu vertheidigen.

Ich erklärte dem Beamten, daß ich keinen einzigen Tag seit meinem Aufenthalt in den Goldgruben ohne Lizenz gewesen, und begann dann eine lange Rede, um auch beweisen, daß ich bei meinen Wanderungen in den Goldgruben das Recht hätte, so langsam oder so schnell zu laufen, wie ich wollte, und daß man mich gesetzwidrig aus meinem Zelt gezerrt, während man doch, da dieses meine ›Burg‹ wäre, nicht auf solche Weise hätte eindringen sollen.

Dies Alles wollte ich in meiner Rede darthun, aber ich erhielt keine Gelegenheit, mein Vertheidigertalent zu entwickeln, denn der Beamte schnitt mir kurz das Wort ab und sagte, ich hätte mir einen unziemlichen Scherz erlaubt und dadurch die Polizeier an ihrer Pflichterfüllung gehindert. Sie hätten Leute gesucht, die wirklich *keine* Lizenz gelös't, und diese hätten nun durch mein tadelnswerthes Benehmen Gelegenheit zur Flucht gefunden.

Zum Schluß verurtheilte mich die weise Gerechtigkeit zu einer Geldstrafe von vierzig Schilling.

Dieses Urtheil war eben so, wie die Art und Weise, mit der man mich behandelt, so ungerecht, daß mein Zorn dadurch erweckt ward. Ich hatte kein Gesetz übertreten, ich hatte weiter Nichts gethan, als was jeder freie Unterthan sich erlauben durfte, und doch hatte man mich wie einen Verbrecher behandelt, mich mit einer Geldstrafe belegt und mir dadurch zwei Pfund Sterling abgenommen.

Nach diesem Vorfall gefiel es mir nicht mehr in Avoca, und in weniger als einer Stunde darauf rollte ich meine Lagerdecken zusammen und begab mich auf den Weg nach Ballarat, denn dies war der Ort, nach dem ich stets zurückkehrte, wenn ich nicht wußte, wohin ich sonst gehen sollte.

Jeder Mensch muß einen Ort haben, den er als seine Heimath ansieht, und der seinen Ausgangspunkt bildet. Ein solcher Ort war Ballarat für mich, denn es gefiel mir dort besser, als in irgend einem andern Orte der Colonie.

In den Gruben von Ballarat hatte ich mehr Gold gefunden, als an irgend einem andern Ort Australiens, und ich habe Ballarat nie verlassen, ohne Ursache gehabt zu haben, den Wechsel zu bedauern.

Dieses Mal nahm ich mir daher bei meiner Rückkehr nach diesem Orte vor, dort zu bleiben, bis ich bereit wäre, Australien ein letztes Lebewohl zu sagen.

SIEBZEHNTE KAPITEL. DIE GOLDGRÄBERJAGD.

Bald nach meiner Ankunft in Ballarat gerieth die Bevölkerung, die meist aus Goldsuchern bestand, in einen

Zustand großer Aufregung, weil man sie fortwährend wegen der Lizenzen chicanirte.

Alle, welche Gold suchten, mußten eine monatliche Lizenz lösen, für die sie ein Pfund zehn Schillinge zu zahlen hatten. Jeder Goldsucher mußte diese Lizenz bei sich tragen und vorzeigen, so oft es der Commissär oder irgend ein anderer unter seinem Befehl stehender Offiziant wünschte.

Nicht gegen die jährliche Steuer von achtzehn Pfund hatten die Goldgräber etwas, sondern blos gegen die Art und Weise, in der man dieselbe erhob und eintrieb.

Die Goldsucher konnten es nicht leiden, so oft von einem Trupp Bewaffneter angehalten und gezwungen zu werden, ein Stück Papier vorzuzeigen und, im Fall sie es nicht bei sich hatten, sich vor einen Gerichtshof schleppen und zu einer Geldstrafe von fünf Pfund verurtheilen zu lassen.

Nachdem man sich mehrmals gegen diese Steuer, oder vielmehr gegen die Art und Weise, in welcher sie eingetrieben ward, empört, legten die Regierungsbeamten bei ihrer Goldgräberjagd nur um so größeren Eifer an den Tag. Ein Commissär an der Spitze einer Abtheilung Reiter durchstreifte täglich die Gegend nah und fern, und befahl einem Jeden, der ihm begegnete, seine Lizenz vorzuzeigen. Es kam oft vor, daß ein rechtschaffener Goldsucher das verhaßte Dokument des Tages vier bis fünf Mal vorzeigen mußte.

Bald wurden die Goldsucher dieser Sache überdrüssig, welche selbst Männer von ruhigerem Gemüthe, als

wie die Goldsucher gewöhnlich besitzen, zur Verzweiflung hätte treiben können.

Es wurden Versammlungen zusammenberufen und von vielen Goldsuchern besucht, wo man fest beschloß, die Festnehmung irgend eines Mannes deßwegen, weil er keinen Licenzschein besäße, nicht zu dulden.

Diese Beschlüsse konnten aber erst dann wirksam werden, wenn die, welche dieselben gefaßt, sich auf entsprechende Weise organisirten.

In gewisser Beziehung war Dies auch schon geschehen, da ungefähr vierhundert Goldgräber sich zu einer organisirten Bande vereinigt, und sich wie Soldaten einzuüben begonnen hatten.

Da ich die den Goldsuchern widerfahrenen Kränkungen als genügende Rechtfertigung dieser Handlungsweise betrachtete, so schloß ich mich einer dieser Compagnien an und nahm mir fest vor, nach besten Kräften zur Abschaffung der Ungerechtigkeiten, über die man sich beklagte, beizutragen.

Ich glaubte nicht, daß das englische Gesetz, richtig ausgelegt, eine Bestimmung enthielte, wodurch gestattet wäre, daß Tausende von Menschen fortwährend von Banden bewaffneter Polizeier, die ein Stück Papier sehen wollten, gejagt, gequält und beschimpft würden, vielleicht aber trug auch meine Erfahrung in Bezug auf die Justizpflege in Avoca dazu bei, daß ich mich entschloß, derselben in Ballarat Widerstand zu leisten.

In unseren Versammlungen erklärten die Goldsucher aufgebracht ihren Entschluß, ein System zu stürzen,

durch welches sie der Willkür der Günstlinge der Regierung preisgegeben würden, und zum Beweise, daß es ihnen mit ihren Worten Ernst wäre, rissen Viele ihre Lizenzscheine auf der Stelle in Stücke und zündeten sich damit die Pfeifen an.

Von dieser Zeit widersetzten sich große Schaaren von Goldsuchern jedes Mal, sobald die Polizeier einen Mann festnehmen wollten, der seine Lizenz vorzeigen konnte, und mehrere Male mußten die Polizeier eben so wie die Reiter sich zurückziehen.

Bald verstärkte man daher die Anzahl der Polizeier in Ballarat, und es wurde eine starke Abtheilung reguläres Militair von Melbourne abgeschickt.

Die Goldsucher sahen ein, daß sie dieser Macht nicht länger Widerstand würden leisten können, wenn sie nicht selbst eine bewaffnete Macht unter sich hätten, und man wählte dazu eine ziemliche Anzahl, die in regelrechte Compagnieen getheilt, auf dem ›Eureka-Felde‹ ein Lager bildeten.

Mehrere der lügenhaften Beamten der Regierung haben dieses Lager der Goldsucher als stark befestigt geschildert, aber diese Lüge nur gemacht, um ihre Tapferkeit bei Einnahme dieses Lagers um so glänzender erscheinen zu lassen.

Diese Behauptung ist aber völlig unwahr. Das feste Lager von Eureka war weiter nichts, als eine Umzäunung aus Pfosten und Balken, wie man sie in feuchten Schachten zum Stützen der Wände benutzte, und konnte eben

so wenig eine Festung genannt werden, als die Hürden, in welche die Farmer ihre Schafheerden einschlossen.

Die Wichtigkeit, die der Bewegung von Seiten der Regierungsbeamten beigelegt ward, war im höchsten Grade lächerlich.

Das Kriegsgesetz ward in Ballarat proclamirt, und eine Summe von mehreren hundert Pfund ausgegeben, um Säcke mit Sand zu füllen und die Schatzkammer in Melbourne zu befestigen, die hundert Meilen von der Scene des Aufstandes entfernt lag.

Der Gedanke, daß die Goldsucher nach Melbourne marschiren und sich dort an dem Staatseigenthum vergreifen würden, war durchaus abgeschmackt. Die Behörden müssen von den Unterthanen, die sie regierten, eine Meinung gehabt haben, welche für die treuen Unterthanen der Königin keineswegs schmeichelhaft war.

Weil die Goldsucher sich dagegen empört, wegen eines Stücks Papier, welches bewies, daß sie eine jährliche Taxe von achtzehn Pfund mehr als jede andere Klasse der Bevölkerung gezahlt, gequält und verfolgt zu werden, schienen die Beamten zu denken, daß eine unbegründete Rebellion ausgebrochen sei, welche den Sturz des ganzen britischen Reiches drohe, und die nur durch ein hinterlistiges, barbarisches Verfahren gedämpft werden könne.

Tausende von Unzen Gold lagen in dem Escortenbureau von Ballarat, und doch weiß ich gewiß, daß, wenn die Aufrührer den Ort genommen hätten, sie den Schatz bewacht und seinen rechtmäßigen Eigenthümern zurückerstattet haben würden.

Doch die Goldsucher beabsichtigten durchaus nicht, Ballarat oder seinem Golde ein Leides zu thun. Sie hatten nur eine bewaffnete Schaar im Lager von Eureka aufgestellt, weil sie auf keine andere Weise den Quälereien der Beamten begegnen konnten, die man auf die Lizenzjagd ausschickte.

An einer Absicht, die Regierung zu stürzen, das Escortenbureau von Ballarat zu stürmen, oder auf Melbourne loszurücken, waren sie so unschuldig wie neugeborene Kinder.

Sie wollten nur, daß die englischen Gesetze bei ihnen mit Gerechtigkeit gehandhabt würden, oder vielmehr der Uebertretung derselben durch die Schergen, die man zur Vollstreckung der Gesetze erwählt, eine Grenze ziehen.

Dies Alles konnte die Regierung erfahren, und hat es wahrscheinlich durch die als Goldsucher verkleideten Polizeier erfahren, welche Theil an den Vorgängen im Lager von Eureka nahmen, denn diese theilten Alles, was sie gesehen, und ohne Zweifel noch mehr, den Regierungsbeamten mit.

ACHTZEHNTE KAPITEL. EIN GENIE IN DEN GOLDGRUBEN.

Wie ich mich zu den Insurgenten im Lager von Eureka gesellte, begleitete mich ein Mann, der neben mir gewohnt. Es war ein Deutscher, den ich nur unter dem Namen ›Karl‹ kannte. Er war einer der sonderbarsten unter den vielen unverständlichen Charakteren, mit denen

man in den Goldgruben zusammentrifft. Er war erst fünf- undzwanzig Jahre alt, obgleich er bereits weit gereist war und mehrere Sprachen fließend sprach. Er wußte von der Literatur, den Wissenschaften, Künsten und Sitten fast jeder alten oder neuen Nation zu sprechen, und da er ein wunderbares Gedächtniß, wie auch große Meisterschaft der Sprache besaß, so war ein Gespräch mit ihm sehr unterhaltend. Ich ward zum ersten Mal auf sein außerordentliches Gedächtniß aufmerksam, als ich ihn einmal von dem relativen Verdienst der Dichter sprechen hörte.

Er schien alle poetischen Schriften der Engländer, Deutschen und Italiener auswendig zu wissen und konnte, wenn man ihn dazu aufforderte, lange Stellen daraus wiederholen.

Ich erinnere mich, daß unter vielen strengen Tadelworten, die er über Byron's Dichtungen aussprach, die Phrasen ›trauriges Knie‹, ›melodische Thränen‹, ›umwölkt- es Stöhnen‹, ›poetischer Marmor‹, ›thörichte Blume‹ &c. citirte und als abgeschmackte Ausdrücke bezeichnete.

Der Leser hält vielleicht meine Schilderung dieses Mannes für übertrieben, wenn ich hinzufüge, daß er neben seinen vielen anderen Talenten nicht nur ein sehr geschickter Musiker, sondern meiner Meinung nach sogar ein musikalisches Wunder war, und durch seine musikalischen Talente mehr Erstaunen und Bewunderung erregte, als durch alle die vielen anderen Fertigkeiten, welche er besaß.

Oft pflegte er allein in die liebliche Natur zu wandern und durch ihre Schönheiten der Melodie, die seine Seele erfüllte, höhere Weihe zu verleihen.

Den Gesang der Vögel, das Flüstern der Winde und das Murmeln der Ströme gab er in entzückenden, harmonischen Melodien wieder, die er bei seiner Rückkehr in sein Zelt in bezaubernden Accorden seiner Violine entlockte.

Nie lauschte ich seiner Musik, ohne mich für einen besseren Menschen zu betrachten, denn alle weicheren Gefühle meiner Seele wurden durch den Einfluß dieser Musik erweckt und umfassender gemacht.

Stunden lang klangen die Töne in meinen Ohren wieder, ließen mich meine Schmerzen über die Vergangenheit, wie auch die Sorgen für die Zukunft vergessen und wendeten meine Seele einer idealen Welt zu, wo materielle Gebrechen unbekannt sind.

Ich bin überzeugt, daß Niemand, dessen Seele über der eines Affen steht, sich einer gemeinen und unehrlichen That hätte schuldig machen können, nach dem er eine Melodie gehört, die von Karl, dem Deutschen, componirt und gespielt worden.

Ich halte mich nicht für einen Kenner der Musik oder der relativen Verdienste verschiedener Musiker, sondern bilde diese Meinung mir nur nach der Wirkung, welche die Musik Karl's auf mich hervorgebracht.

Ich bin nicht leicht durch musikalische oder dramatische Aufführungen zu erregen, aber selbst Mario's

prachtvolle Wiedergabe der Sterbescene in ›Lucrezia Borgia‹, oder das staunenerregende, erschütternde Spiel Alboni's vermochten nie in meiner Seele so tiefe Gedanken zu erwecken, als die einfachen Klänge von Karl's Violine.

Obgleich aber Karl alle diese vielen natürlichen Talente besaß, die durch Reisen und Menschen und Bücherkenntniß noch mehr ausgebildet worden, so war er doch der Sklave *einer* Leidenschaft, die alle seine Talente nutzlos machte und ihn hinderte, sich je zu der Stellung aufzuschwingen, die er sonst unter den Menschen eingenommen haben würde,

Er war nämlich ein großer Trunkenbold und nie im Stande nüchtern zu bleiben, so lange er noch einen Schilling in der Tasche hatte.

Bis jetzt hatte ihn sein Stolz abgehalten, einen Erwerb daraus zu machen, daß er seine musikalischen Talente der Welt vorführte, obgleich er, wie er selbst erzählte, zu dem Beruf eines Musikers gebildet worden. Er hatte sich sogar schon berühmt in demselben gemacht, als der Dämon der Genußsucht sich zu ihm gesellte und ihn in die tiefsten Tiefen der Armuth und Verzweiflung hinabzog.

Als er sich einmal in Melbourne aufhielt, trieb ihn der Hunger zu einem Theaterdirektor, der mit Erstaunen und Bewunderung der ergreifenden Melodie lauschte, die er spielte.

Es ward ihm eine über alle Erwartung bedeutende Summe für sein Auftreten geboten und Geld im Voraus gegeben, damit er anständig erscheinen könnte, aber an

dem Abend seines Debüts kam er nicht. Man hatte ihn betrunken und zerlumpt auf der Straße gefunden und in's Arresthaus geschafft, wo er den Abend unter Polizeiern verbrachte, anstatt auf der Bühne vor einem entzückten Publikum zu spielen.

Ich weiß, daß er jede nur mögliche Anstrengung machte, um seine Trunksucht zu überwinden. Alle waren jedoch nutzlos. Trotz seiner Seelenstärke in allen anderen Beziehungen vermochte er doch nicht, dieser unheilvollen Bestrickung zu widerstehen.

Kleine Seelen werden vielleicht von weltlichen Interessen beherrscht und unterjocht; aber die Macht, die Thätigkeit eines großen und energischen Geistes zu dämpfen, liegt nicht immer in ihm selbst.

Karl wünschte sich den Insurgenten von Eureka, wie man sie nannte, anzuschließen, und obgleich ich selbst wünschte, daß ihre Zahl so viel wie möglich vermehrt werden möchte, so suchte ich ihm doch abzureden, irgend wie Theil an der Empörung zu nehmen.

Die Wahrheit ist die, daß ich dachte, die Fremden hätten gerade zu dieser Zeit schon zu viel über die Art und Weise zu sagen, in welcher die Colonie regiert werden sollte.

Obleich ich nicht leugnen konnte, daß die Mängel, über die sie klagten, in Wirklichkeit bestanden, so glaubte ich doch, daß diese Ausländer nicht die Personen wären, die das Recht hätten, Abstellung dieser Mängel zu verlangen.

Viele der fremden Goldsucher klagten über die schlechte Regierung der Colonie weit mehr, als die englischen Unterthanen, und ich konnte es nicht leiden, wenn diese Leute solche Reden führten. Sie waren nach der Colonie gekommen, um Gold zusammenzuscharren, weil Australien dazu die günstigsten Gelegenheiten bot, und nach meiner Meinung mußten sie mit der Regierung dieses Landes zufrieden sein, ohne es sich herauszunehmen, die Mißbräuche derselben verbessern zu wollen.

Dies Alles erklärte ich Karl, aber während er die Wahrheit Dessen, was ich sagte, zugab, blieb er doch bei seinem Entschluß, an der Revolution von Eureka Theil zu nehmen.

»Zu verschiedenen Malen,« sagte er, »haben mir Bewaffnete befohlen, meine Lizenz vorzuzeigen, und ich bin auch eingesteckt worden, weil ich dieses Stück Papier nicht bei mir hatte. Man hat mich mehrmals in der Colonie beschimpft, weil ich kein Engländer bin. Es ist mir ziemlich einerlei, wer am Schlimmsten in diesem Kampfe wegkommt, die Schergen der Regierung, oder die Unterthanen. Wo das Blut einer dieser Parteien oder beider fließt, da wünsche ich zu sein.«

Ich sagte weiter Nichts, um Karl von seinem sonderbaren Wunsche abzubringen, sondern ließ ihn mich nach dem Lager von Eureka begleiten, wo er in eine der Compagnieen aufgenommen ward.

NEUNZEHNTE KAPITEL. DER PUTSCH VON EUREKA.

Ich habe bereits gesagt, daß ungefähr vierhundert Mann in Ballarat unter den Waffen standen, um sich dem Vergnügen der Goldgräberjagd zu widersetzen, auf welche die Regierungsbeamten so gern gingen. Die Erstern hatten sich nun in dem festen Lager von Eureka zusammengefunden.

Gewöhnlich kamen sie am Tage zusammen, wo sie von Offizieren, die sie dazu erwählt, einexercirt wurden. Während der Nacht kehrten die Meisten, die Einwohner von Ballarat waren, dahin zurück und schliefen in ihren Zelten, während Andere, die aus Cresvick Creek, oder noch entfernteren Goldgruben gekommen waren, um an dem Aufstand Theil zu nehmen, in den Gasthäusern des Ortes selbst übernachteten.

In der Nacht des zweiten Decembers 1854 waren ungefähr hundertundsiebzig Mann in dem befestigten Lager beisammen.

Da ich mich einmal der Sache der Aufrührer angeschlossen, so nahm ich mir vor, derselben meine ganze Zeit zu widmen, und ich war daher in dieser Nacht ebenfalls zur Stelle.

Die hier anwesenden Goldsucher glaubten, sie hätten ebenso viel Recht, in den befestigten Lager als sonst wo zu bleiben.

Allerdings letzten sie den Regierungsbeamten in der Ausübung ihrer Pflicht kein Hinderniß in den Weg und störten auch sonst in keiner Weise.

Es war sein gerechter Grund zu einem Angriff auf sie gerade in dieser Nacht vorhanden. Zwar hatten die Goldsucher sich in der vorhergehenden Woche den Berittenen widersetzt und diese mehrmals verhindert, Arreturen auszuführen. Die Beamten hatten aber keinen Grund, zu glauben, daß die Männer in dem befestigten Lager dieselben seien, welche diesen Widerstand geleistet, sie konnten dies nur vermuthen, und aus dieser Vermuthung hin handeln, hieß der Phantasie ein Wenig allzuviel Spielraum gestatten.

Ungefähr um halb elf blies man Alarm, weil die Soldaten auf das befestigte Lager losrückten. Alles griff zu den Waffen und machte sich zur Vertheidigung fertig, allein der Lärm war ein blinder gewesen.

Um ein Uhr früh hörte man wieder Alarm blasen, doch auch hierzu war kein Grund vorhanden.

Um halb zwei Uhr verbreitete sich ein drittes falsches Gerücht, dem nur sehr Wenige Aufmerksamkeit schenkten, da Alle es überdrüssig waren, so oft ohne jede Ursache aus dem Schlaf gestört zu werden. Nur ungefähr die Hälfte der Goldgräber begab sich dieses Mal hinaus und sie wurden von den Andern ausgelacht, daß sie sich so unnöthig erschrecken ließen.

Ungefähr um halb fünf Uhr früh, gerade als man das erste schwache Tageslicht am östlichen Horizont auftauchen sah, ward das Lager durch einen vierten Alarm wieder in Unruhe versetzt.

Dieses Mal war wirklicher Grund dazu vorhanden, denn man konnte in der Dämmerung Infanterie und Reiter gegen das Lager vorrücken sehen.

Am dritten December 1854 um halb fünf Uhr, ein heiliger Sonntagsmorgen, wurden die Goldsucher des Lagers von Eureka von englischen Soldaten und im Dienst der englischen Regierung stehenden Beamten angegriffen. Da der Angriff völlig unerwartet geschah, so war man natürlich unvorbereitet darauf, denselben abzuwehren oder demselben zu widerstehen.

Es würde nicht viel weniger als Tollheit gewesen sein, Widerstand zu versuchen, denn die Angreifer waren dreihundertundneunzig an der Zahl, und Alle gut bewaffnet und beritten, während die Goldsucher nicht halb so stark und meist nur mit Jagdflinten bewaffnet waren.

Als das Zeichen zum Angriff gegeben ward, geschah dies auf eine Weise, wodurch die Goldsucher auf die Beine gebracht wurden, die sich auch bald als die nützlichsten Glieder ihrer Körper erwiesen. Die Mehrzahl der Goldsucher weigerten sich, den Befehlen ihrer Offiziere zu gehorchen, nämlich nicht eher zu schießen, als bis die Angreifer näher kämen.

Die Meisten schossen vielmehr ihre Flinten schon auf den Feind ab, während man ihn erst undeutlich im Nebel anrücken sah. Nachdem sie einmal geschossen, flohen sie. Im nächsten Augenblick kamen die Reiter angesprengt.

Mehrere Goldsucher legten in diesem Kampfe einen heroischen Muth an den Tag. So sah ich, wie der junge

Roß, der eine Compagnie befehligte, an der Spitze derselben erschossen ward, während er sich vergeblich bemühte, seine Leute zu überreden, festen Stand zu halten.

Es schien erst eine Minute verflossen zu sein, nachdem man das Signal gegeben, als die Berittenen auch schon die Pallisaden niederrissen und mit ihren Säbeln auf uns einzuhaufen begannen.

»Ich bin ein ›rollender Stein‹,« dachte ich, »und bleibe nicht gern zu lange an einem und demselben Ort. Das Lager von Eureka ist nicht der rechte Platz für mich.«

Dies zu mir sagend, sprang ich über die Pallisaden und lief so schnell davon, daß ich bald viele meiner Kameraden, die erst einen ziemlichen Vorsprung vor mir hatten, weit überholte.

Unter Anderen kam ich bei meiner Flucht an Karl, dem Deutschen, vorüber, der noch bei seinem Entschluß verharrte, seine Kameraden nicht zu verlassen, und sie auf ihrem Rückzug begleitete.

Er war jedoch nicht eher geflohen, als bis er sich überzeugt, daß unsere Niederlage gewiß war, denn ich sah ihn noch kurz vor meiner Flucht innerhalb der Pallisaden, wo er mit seinem Revolver auf die Feinde schoß.

Ich blieb nicht stehen, um mit ihm zu sprechen, denn die Reiter kamen dicht hinter uns und hieben mit ihren Säbeln Jeden nieder, den sie einholten.

Die Mehrzahl der geschlagenen Goldsucher flohen nach einem Stück Land, das, wie sie es nannten, ›ausgearbeitet‹ war.

Der Boden war so durchlöchert, daß die Reiter mit ihren Pferden nicht darüber galoppieren konnten. Zum Glück für die Flüchtlinge lagen diese verlassenen Goldgruben sehr nahe bei dem befestigten Lager, denn sonst würde das Gemetzel noch ärger geworden sein, als es schon war. So aber kamen ungefähr nur die Hälfte der Goldsucher, die sich im festen Lager von Eureka versammelt, um's Leben.

Die Verfolgung ward nicht sehr weit ausgedehnt. Die Reiter verloren bald jede Spuren von Denen, die sie verfolgten. Einigen der Goldsucher gelang es, den Wald zu erreichen, während Andere sich in den Schacht der ausgearbeiteten Goldgruben versteckten. Nach einiger Zeit wurden die Soldaten zurückgerufen, um über ihren leichten Sieg zu frohlocken.

Das reguläre Militair machte in dem Lager einige Gefangene; dagegen machten die berittenen Polizeidiener, so viel ich sehen konnte, oder nachher erfuhr, keinen Versuch, einen Goldsucher gefangen zu nehmen. Sie gaben keinen Pardon, sondern hieben Alles nieder, was ihnen in den Weg kam, ja sie verstümmelten sogar mehrere Personen auf die schrecklichste Weise.

Viele der geschlagenen Goldsucher hielten sich im Busch und in anderen Verstecken den ganzen Tag über verborgen. Da ich dies aber nicht für nothwendig ansah, kehrte ich, sobald die Verfolgung vorüber war, in mein Zelt zurück. Am Nachmittag, als die Ruhe einigermaßen

wieder hergestellt war, ging ich hinüber, um den Kampfplatz und die noch nicht abgeholtten Leichen in Augenschein zu nehmen. Acht und zwanzig Goldsucher waren auf der Stelle niedergeschossen worden, aber noch weit Mehrere fehlten, von deren Schicksal man nie wieder Etwas erfahren. Einige fielen wahrscheinlich in die tiefen Löcher, durch welche die Verfolgung fortgesetzt ward, oder wurden vielleicht auch hineingeworfen.

Mehrere der Todten besaßen in der Nähe von Ballarat Bekannte und Freunde, die später ihre Leichname wegschafften, um sie zu begraben.

Ich sah mehrere Leichen, die man an einen Ort neben einander gelegt hatte, und die noch unerkant waren. Unter ihnen befand sich auch ein junger Oesterreicher, den ich gekannt hatte. Er hatte fünf Schußwunden erhalten, wovon jede einzelne den Tod zur Folge gehabt haben würde.

Einer der Leichname war durch Säbelhiebe so verstümmelt und entstellt, daß seine Züge von Denen, die er im Leben gekannt, nicht mehr erkannt werden konnten. Es war der Leichnam eines Goldsuchers, der seine Familie in Ballarat hatte. Später erkannte ihn seine Frau, aber nur an mehreren Dingen, die man in seinen Rocktaschen fand.

Von Karl hörte oder sah ich seit diesem verhängnißvollen Morgen nie Etwas wieder. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sein Zelt, welches neben dem meinigen stand, von seinem Eigenthümer in Anspruch genommen ward. Sein Hund bewachte es immer noch, und ich fütterte

diesen an der Kette, um, wie mehrere meiner Nachbarn scherzend bemerkten, ihn am Leben zu erhalten, damit ich das Vergnügen hätte, ihn heulen zu hören. Karl war höchst wahrscheinlich in eins der tiefen Löcher der aufgegebenen Goldgruben gefallen, über die man uns verfolgt.

Endlich ward ich des kläglichen Heulens des Hundes müde und setzte ihn in Freiheit, indem ich ihm dabei einen Fußtritt versetzte, was ich für das einzige Mittel hielt, wodurch ich ihn wissen lassen könnte, daß ich alle weitere Bekanntschaft mit ihm abubrechen wünschte. Es war ein häßliches, rüdiges Thier, und alle Achtung, die ich vor dem Andenken seines verlorenen Herrn empfand, konnte mich nicht dazu bewegen, mich noch länger mit dem Thiere zu belästigen.

Vier Männer wurden festgenommen und als Rädelsführer des ›Aufstandes von Ballarat‹ verhört. Man klagte sie des Hochverraths an, das heißt der Absicht, die Regierung Ihrer Majestät zu stürzen und der Königin Victoria die Krone Englands zu entreißen. Der Gouverneur und seine Beamten wünschten aller Welt zu verkündigen, daß es ihnen gelungen wäre, eine Revolution zu unterdrücken, die dem ganzen britischen Reich mit dem Untergang gedroht!

Sie dürsteten nach noch mehr Blut, aber bekamen es nicht. Die Jury, welche die Gefangenen richtete, sprach dieselben frei, so daß man sie wieder in Freiheit setzen mußte.

Nicht lange nachher ward das Lizenz-System aufgehoben und an dessen Stelle eine Steuer von zwei Schilling und sechs Pence für jede Unze Gold erhoben. Dies war allerdings eine natürlichere Art und Weise, die Abgabe zu erheben, und in jeder Beziehung besser. Auf diese Weise ward der Goldsucher, der Wenig fand, nicht gezwungen, ebenso viel wie der Glückliche, der Viel fand, zu bezahlen, und die Goldsucher wurden nicht mehr durch die Schergen der Lizenz-Commission gequält und gehudelt.

ZWANZIGSTES KAPITEL. LEBENDIG BEGRABEN.

Von Ballarat begab ich mich dem großen ›Andrang‹ bei Mount Blackwood, und schlug mein Zelt auf dem sogenannten ›Red Hill‹ auf.

Mount Blackwood war schwerer und dichter bewaldet, als alle anderen Goldgruben von Victoria, die Oberfläche des Bodens war sehr uneben, und das Erdreich auf den Felsen nur sehr wenig tief. Es war schwer, einen horizontalen Raum zu finden, der groß genug war, daß man ein gewöhnliches Goldsucherzelt daselbst aufschlagen konnte, und so gewaltige Bäume auf den steilen Hügelwänden wachsen zu sehen, wo ihre Wurzeln kaum von der Erde bedeckt wurden, dies setzte Alle, die nach Mount Blackwood kamen, in nicht geringes Erstaunen.

Ungefähr drei Wochen, nachdem der Andrang nach Mount Blackwood begonnen, und als mehrere tausend Menschen hier zusammengeströmt waren, wurden wir von einem furchtbaren Sturm, oder, richtiger gesagt, von einem ›Orkan‹ heimgesucht.

Hunderte von großen Bäumen, die wegen des seichten Bodens nicht tief hatten Wurzel fassen können, wurden umgeworfen.

Die Nacht war sehr finster, so daß Niemand sehen konnte, auf welcher Seite ein Baum eben zusammenkrachen würde. In den ganzen Goldgruben war sein Plätzchen zu finden, wo nicht umgestürzte Bäume lagen. In Folge dessen waren dreizehn Personen von den umstürzenden Bäumen erschlagen, und noch viel mehr arg beschädigt worden.

Wahrscheinlich aber hat man nie die volle Anzahl der Unglücksfälle erfahren, die durch den Orkan dieser Nacht angerichtet wurden.

Diese Nacht war eine Nacht des Schreckens und der Furcht für mehr als achttausend Menschen, von denen Keiner wußte, in welcher Minute ihn der Tod ereilen könnte. Ein Goldsucher ward mit seiner Frau, während Beide einen sichern Ort zu erreichen suchten, von einem und demselben Baum erschlagen. Wären sie in ihrem Zelte geblieben, so wären sie mit dem Leben davongekommen. Noch merkwürdiger bei diesem Unglücksfall war es aber, daß ein Kind, welches die Mutter, als der Baum sie zu Boden warf, in den Armen trug, nicht den geringsten Schaden litt, während beide Eltern augenblicklich den Tod fanden.

Am Tage nach dem Sturm bot Mount Blackwood einen sehr traurigen Anblick dar. Hunderte von Bäumen waren von dem Sturm entwurzelt, und fast jedes Zelt umgestürzt worden.

Seit dieser Nacht begreife ich die Furcht, die manche Seeleute vor *einem Sturm auf dem Lande* haben.

Ich fand nur sehr wenig Gold in Mount Blackwood, aber während ich mich daselbst aufhielt, ereignete sich ein Vorfall, der mir sehr interessant war, und zwar so, daß er einen Platz unter diesen meinen Abenteuern verdient.

Ich weiß, daß ich ein Mal sterben werde, aber ich hoffe und bitte Gott inbrünstig darum, daß meinem Leben nicht durch Erstickung mit Hilfe eines Seiles, oder auf andere Weise ein Ende gemacht werde. Ich muß gestehen, daß ich vor dieser Todesart große Furcht hege, und zwar aus dem Grunde, weil ich sie probirt und das Gefühl durchaus nicht angenehm gefunden habe.

Während meines Aufenthaltes in Mount Blackwood arbeitete ich nämlich gemeinschaftlich mit drei Anderen in einer und derselben Grube.

Ein Mann, den ich in Ballarat gekannt, hatte mich mit in das Compagniegeschäft eintreten lassen. Er war unter dem Namen ›Yorkey‹ bekannt, und man nannte ihn so, weil er aus Yorkshire gebürtig war. Er war der einzige Theilhaber unserer ›Firma‹, mit dem ich in nähere Berührung kam.

Ich arbeitete in einem Theil der Goldgrube, wo wir nicht die Vorsicht gebraucht, den oberen Theil des Tunnels oder Stollens mit Balken zu stützen.

Ogleich der Schacht nicht weit war, so bedurfte die Erde, da sie etwas feucht war und viel lockeres Geröll enthielt, doch einer Stütze. Da ich aber so nachlässig gewesen, keine Stütze anzubringen, so fiel ungefähr eine

Karrenladung von dem Geröll herunter und begrub mich vollständig.

Die Last lag so schwer auf meinen Beinen, daß ich dieselben nicht bewegen konnte, und ich lag da, als ob ich angekettet worden wäre.

Eben jetzt befanden sich auch zwei meiner Kameraden unten, die in einem anderen Theil des Tunnels arbeiteten. Natürlich hörten sie das kleine Erdbeben und kamen zu meiner Hilfe herbei.

Die Aufgabe, mich auszugraben, war aber schwerer, als sie gedacht hatten, denn es war nicht so viel Platz vorhanden, daß meine beiden Kameraden zugleich arbeiten konnten, und außerdem konnten sie weder Schaufel noch Hacke sehr weit in die Erde stoßen, weil sie mir sonst Schaden hätten zufügen können.

Man hatte uns zum Mittagsessen gerufen, und ich war eben im Begriff, den Schacht heraufzuklettern, als die Erde herunterstürzte.

Unsere Kameraden oben waren über unser Zögern ungeduldig geworden und begannen uns zuzurufen, doch heraufzukommen. Ich hörte, wie einer meiner Kameraden, die unten waren, antwortete. Ich konnte jedoch nicht verstehen, was er sagte, erfuhr aber später, daß er ihnen einfach erzählte, was vorgefallen war.

Nie werde ich den seltsamen Klang der Stimme dieses Mannes vergessen. Ich glaube, sie kam mir so gespenstisch vor, weil ich in der Erde begraben war. Ich hatte keinen Begriff von der Entfernung, in der sich der

Sprecher von mir befand. Seine Stimme schien von einem Ort, der Tausende von Meilen entfernt war, ja aus einer anderen Welt zu kommen. Ich fühlte wohl, daß ein Unglück sich ereignet hatte, daß ich lebendig begraben und in großer Todesangst war; die Stimme aber, die ich vernahm, schien aus dem entferntesten Theil einer ungeheuern Höhle in einem Planeten tief aus den Tiefen des Raumes heraufzuschallen. Diese Stimme befahl mir, dahin zu kommen, und mir war es, als ob ich mich dadurch zum Gehorsam gegen dieses Gebot vorbereitete, daß ich zu leben aufhörte, die nothwendige Vorbereitung auf eine andere Existenz schien aber eine lange Zeit zu ihrer Vollendung in Anspruch zu nehmen.

Während ich nach Athem rang, war es mir, als ob Steine und Erde durch meine Lunge gingen, und als ob ich Stunden, Tage und Wochen in dieser Todesangst zubrächte. Es war wirkliche Todesangst, so wirkliche, daß sie nicht Bewußtlosigkeit erzeugte. Im Gegentheil blieb das Bewußtsein meiner Existenz so wohl klar als thätig.

Ich wunderte mich, warum ich nicht vor Hunger starb, und versuchte zu entdecken, ob es irgend ein Naturprincip gäbe, durch welches ein lebendig Begrabener den Anforderungen des Hungers widerstehen und für immer ohne Speise leben könnte. Sterben schien mir unmöglich. Eine unermessliche Welt schien mich fest an eine andere zu drücken, aber beide vermochten nicht die Todesangst um mein Leben zu ersticken.

Endlich kam mir der Gedanke ein, ich sei todt und erlitte in einer andern Welt die Strafe für die Verbrechen, die ich in der Welt begangen, welche ich verlassen.

»Was habe ich denn je verbochen,« dachte ich, »daß diese schreckliche Marter über mich verhängt worden ist?«

Jedes Glied in der Kette meines Gedächtnisses ward von meinem Geiste genau geprüft.

Alle lagen klar vor mir aber keins schien mit einer Handlung der Vergangenheit in Verbindung zu stehen, welche mich zu der Marter hätte verurtheilen können, die ich litt.

Endlich äußerte meine Todesangst ihre Wirkung, und ich ward aus derselben erlös't. Ich ward allmählich bewußtlos, oder dies wenigstens beinahe. Ich hatte noch ein Gefühl des Schmerzes, ein Gefühl von einem unbeschreibbaren Unglück, aber das scharfe sowohl geistige als körperliche Bewußtsein desselben war jetzt verschwunden. Dieser halb bewußtlose Zustand schien nicht das Resultat des Unfalls zu sein, der mich betroffen. Mir war es vielmehr, als ob dieser Zustand durch lange Jahre geistigen Kummers und körperlicher Anstrengung entstanden, und die unfreiwillige Ruhe eines Geistes wäre, der durch den langen Kampf mit all' den Uebeln, welche den Menschen hienieden ertragen, erschöpft worden. Dann fühlte ich mich aus diesem Zustand in einen andern, ganz verschiedenen versetzt, in einen Zustand wirklichen physischen Schmerzes, der heftig und peinigend war, obgleich er nicht dem unbeschreiblichen

Schrecken glich, den ich erfahren, während ich die Felsstücke einzuathmen versuchte, welche mir das Leben ausquetschten.

Jetzt war die Erde von meinem Kopf geschaufelt worden, und ich athmete nun schnell und frei.

Obleich ich große Schmerzen litt, wußte ich doch Alles, was um mich herum geschah.

Ich konnte Yorkey's Stimme hören, wie er in seinem heimathlichen Dialekt von Yorkshire sprach und mich dadurch zu ermuthigen suchte, daß er mir sagte, ich würde bald außer aller Gefahr sein.

Trotz der Schmerzen, die ich noch empfand, war ich doch glücklich, glücklicher, als vielleicht je in meinem Leben. Die furchtbare Todesangst, die ich aus Mangel an Athem durchgemacht, war verschwunden, und als ich die Stimme meines gutmüthigen Freundes aus Yorkshire erkannte, wußte ich, daß Alles für mich gethan werden würde, was Menschen möglich sei.

Ich irrte mich auch nicht, denn bald gelang es Yorkey, meine Arme und Beine aus dem Geröll herauszuschaukeln, und man wand mich den Schacht hinauf auf die Oberfläche der Erde.

Vor diesem Unfall wußte ich nur wenig, wie hoch ich das Leben schätzte, oder wie sehr ich bisher die Qualen des Todes unterschätzt.

Meine Leiden, während ich in dem Schacht begraben war, glichen fast dem Schmerze, den ich bei der ersten Nachricht von Lenorens Verluste empfunden.

Dieser Unfall bewirkte, daß ich gründlichen Abscheu vor der romantischen Beschäftigung des Goldsuchens bekam, oder verursachte mir auf alle Fälle Ueberdruß an dem Leben eines Goldgräbers in Mount Blackwood, wo die beste Grube, die ich überhaupt finden konnte, nur wenig mehr einbrachte, als was die mit dem Ausbeuten verbundenen Kosten betrug.

Aus mehreren Gründen hielt ich Mount Blackwood für den unangenehmsten Ort in Victoria, den ich je besucht, Geelong ausgenommen. Gleich bei meiner Ankunft in Mount Blackwood machte der Ort einen schlechten Eindruck auf mich, und der Umstand, daß ich mehrere Wochen hart arbeiten mußte, ohne Etwas zu gewinnen, trug nicht viel zu Verwischung dieses Eindruckes bei. Ich beschloß daher, nach Ballarat zurückzukehren, und war nicht wenig unzufrieden mit mir, es überhaupt verlassen zu haben. Nach den Erfahrungen, die ich in den Goldgruben von Avoca gemacht, hatte ich mir vorgenommen, fortwährend in Ballarat zu bleiben, da ich diesen Ort für das beste Goldfeld der Colonie ansah; ich hatte aber falschen Berichten von dem Reichthum der Gruben in Mount Blackwood gestattet, auf diesen Entschluß einzuwirken, und entbehrte daher nicht das tröstende Bewußtsein, daß die Unglücksfälle, welche mich an dem letzteren Ort betroffen, meiner eigenen Thorheit zuzuschreiben waren, weil ich müßigen Uebertreibungen ein zu bereitwilliges Ohr geliehen.

FÜNFTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. DER ›ELEPHANT‹ UND SEIN KAMERAD.

Mehrere Tage nach meiner ›Wiederausgrabung‹ mußte ich als Kranker das Zelt hüten.

Als ich endlich wieder gehen konnte, begab ich mich nach Ballarat zurück, wo ich nach einer angestrengten Fußreise, die beinahe zwei Tage dauerte, ankam.

Als ich mich wieder auf diesem weitberühmten Goldfeld eingerichtet, kaufte ich einen Theil an einer Grube, die in den sogenannten ›Kiesgängen‹ lag.

Die Spekulation erwies sich als eine glückliche, denn die Grube versprach gute Ausbeute. Das Gold, welches ich zu finden hoffte, mußte mit meinem schon gewonnenen Vermögen eine beträchtliche Summe ausmachen. Mit dieser wollte ich dann gern die Mühsale eines Goldgräberlebens verzichten und eine weniger anstrengende Beschäftigung suchen.

Sobald ich mir das jedoch vornahm, traten mir allemal gewisse Schwierigkeiten in den Weg.

Was sollte ich thun? Welchen anderen Beruf sollte ich denn wählen? Dies waren nicht leicht zu beantwortende Fragen.

Die Frage, wohin ich gehen sollte, nachdem ich die Goldgruben verlassen, war ein Gegenstand reiflicher Ueberlegung. Wozu sollte ich denn überhaupt wohin gehen? Welchen Zweck verfolgte ich denn, wenn ich irgend wohin ging, oder irgend Etwas that?

Während ich mir diese Fragen vorlegte, dachte ich an Jessie, wenn auch nicht mit Vergnügen, denn es pflegte sich dann stets in meiner Seele eine Versuchung zu regen, welcher zu widerstehen sehr schwer war.

Da ich keinen Plan zu entwerfen vermochte, so überließ ich es den Verhältnissen und plagte mich tagtäglich fort, ohne mehr Interesse für die Zukunft zu empfinden, als die Schaufel, die ich in meinen Händen hatte.

Wie ganz anders schien es dagegen mit den bei den jungen Männern zu sein, welche auch Antheile an der Grube besaßen, an der ich einen Theil gekauft.

Unsere ›Firma‹ war ein großes Geschäft, an welchem zehn Männer Antheil hatten; von diesen Allen aber schienen nur Zwei um eines Zieles willen zu arbeiten. Die meisten Menschen glauben um eines Zieles willen zu leben und zu arbeiten, darin aber irren sich sehr Viele. Sie haben Wünsche und möchten dieselben erfüllt sehen. Es giebt aber nur Wenige, die mit jenem festen Entschluß arbeiten, der nicht erschüttert oder durch die Verhältnisse des Augenblicks in den Hintergrund gedrängt werden kann. Die Menschen kämpfen nicht oft mit dem entschlossenen Muth, der des Erfolges stets gewiß ist.

Der oberflächlichste Beobachter hätte daher bemerken müssen, daß die beiden jungen Männer, von denen ich gesprochen, unter dem Einfluß eines mehr als gewöhnlich starken Antriebes handelten.

Die Energie, welche sie bei ihrer Arbeit an den Tag legten, die Festigkeit, mit der sie den vielen Versuchungen,

die ihnen entgegentraten, widerstanden, ihre geringe Beachtung der Vergangenheit, ihre Angst in Bezug auf die Gegenwart und ihr Vertrauen auf die Zukunft, Alles sagte mir, daß sie um eines Zieles willen arbeiteten. Sie handelten, als ob ihnen nie im Leben eine ernste Täuschung widerfahren wäre, und als ob sie fest glaubten, daß Fortuna's Lächeln von Allen gewonnen werden könnte, die es verdienten.

Ich wußte, daß sie in diesem Glauben glücklich sein mußten, denn ich selbst hatte mich demselben einmal hingegeben. Ich beneidete sie, daß sie so auf die Erfüllung des Zweckes hofften, um deßwillen sie arbeiteten, da ich keine solche Hoffnung haben konnte. Ich hatte sowohl in Californien als in Australien viele junge Männer gesehen, welche den Versuchungen, die sie anfochten, nachgaben, den besten Theil ihres Lebens in Genußsucht verschwendeten, und dabei das Geld verschleuderten, durch dessen Erwerb sie bereits ihre Gesundheit und Kraft geopfert. Daher war es eine Freude, das Benehmen jener beiden jungen Goldsucher mit anzusehen, die nach zu reinen und kräftigen Grundsätzen handelten, als daß sie sich durch die Thorheiten hätten besiegen lassen, die so Vielen den Untergang bereitet. Deßwegen konnte ich nicht umhin, ihnen Glück zu wünschen, und hoffte aufrichtig, daß ihre Tugend belohnt werden möchte.

Fast ein Jeder hat eine Ursache, mit sich selbst zufrieden zu sein, ein kleines Reservekapital von Glück, welches ihn mit allen gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens aussöhnt.

Meine beiden Kameraden wollten eine gewisse Summe zu einem gewissen Zweck zusammenbringen. Sie hatten allen Grund, an die Erfüllung ihrer Wünsche zu glauben, und fanden in ihrer Arbeit Befriedigung. Dies war einst auch mit mir der Fall gewesen, aber meine Verhältnisse hatten sich auf traurige Weise verändert. Ich hatte Nichts zu erreichen, Nichts zu hoffen.

Und doch entbehrte dieser unglückliche Zustand nicht Schlußfolgerungen, die mich theilweise mit meinem Schicksal versöhnten. Andere arbeiteten von Hoffnungen erfüllt, die in Täuschungen enden konnten; mit mir war dies nicht der Fall. Sorgen, die Andere in Bezug auf die Zukunft betrüben konnten, waren mir nicht mehr eine Quelle der Angst und Unruhe.

Einer der beiden jungen Männer, die ich mit so großer Ceremonie eingeführt habe, hieß Alexander Olliphant. Unter uns war er besser als der ›Elephant‹ bekannt, und diese Auszeichnung hatte zum Theil ihrem Grund in seinem Namen, dann aber auch in seiner herkulischen Kraft. Er war ein Eingeborener aus Südwales, obgleich er in seiner persönlichen Erscheinung sehr von der Mehrzahl der Eingeborenen dieser Colonie abwich, die gewöhnlich einen schlanken Körperbau besaßen. Der ›Elephant‹ war ungefähr sechs Fuß groß, aber stämmig gebaut und besaß große körperliche Kraft. Obgleich er in Neusüdwales geboren und erzogen worden, so erkannte man doch an seiner Sprache, daß er vertraut mit den meisten Merkwürdigkeiten war, die in London, Paris und vielen anderen großen Städten von Europa zu sehen sind. Er schien

eine gute Erziehung genossen zu haben, und überhaupt hatte der Mann etwas Geheimnißvolles, was ich nicht begriff. Ich versuchte es auch nicht, dieses Geheimniß zu ergründen. Goldsucher fragen selten viel, und zwei Kameraden arbeiten oft während der ganzen Dauer ihres Compagniegeschäfts zusammen, ohne daß der Eine oder der Andere ein einziges Ereigniß aus der Vergangenheit seines Kameraden, ja, oft ohne daß er auch nur seinen Familiennamen erfährt.

Ich arbeitete mit Edmund Lee, den ich in meiner Erzählung bereits erwähnt, viele Monate zusammen, und doch erfuhr er meinen Namen erst bei unserem Abschied in Callao, als wir ausmachten, daß wir eine gegenseitige Correspondenz führen wollten.

Der zweite der jungen Männer, von denen ich gesprochen habe, war bei uns einfach als ›Seemann Bill‹ bekannt. Er sprach selten mit Jemanden. Wir wußten nur, daß er Seemann geworden war, und daß er allem Anschein nach so war, wie es sich für einen rechtschaffenen Kerl geziemte. Er hatte über ein Jahr mit Olliphant zusammen gearbeitet, und obgleich die Beiden auf vertrautem Fuße mit einander zu stehen schienen und wirklich gute Freunde waren, so wußte doch Keiner Etwas von der Geschichte des Anderen.

Sobald wir mit der Grube in den Kiesgängen fertig sein würden, beabsichtigten Olliphant und Bill nach Melbourne zu gehen, um nie wieder in die Goldgruben zurückzukehren. Wie sie sagten, waren sie Beide glücklich gewesen, da sie die Summe, die sie hatten zusammenbringen wollen, und noch Etwas darüber erworben hatten.

Sie wollten nun die Hoffnungen und Wünsche verwirklichen, durch die sie in all' den schweren Stunden ihres Goldgräberlebens erhoben und erheitert worden.

Beide waren noch sehr jung. Vielleicht hatten sie arme Eltern, die sie ihrem Elend entreißen wollten; vielleicht erwarteten Andere ihre Rückkehr, und wurden durch dieselbe glücklich. Die Freude, ein solches Glück im Voraus zu genießen, hatte ich auch nicht, und ich konnte mir die angenehmen Gefühle vorstellen, welche meine beiden Kameraden beschäftigen mußten, denn diese Gefühle hatten auch mich einst beseelt, wenn dies auch nie wieder geschehen sollte.

Olliphant und Bill wollten das Goldgräberleben aufgeben, um mit fröhlichem Muthe und schönen Hoffnungen in einem neuen und angenehmeren Wirkungskreis aufzutreten, während ich an Nichts denken konnte, was mir je mein verlorenes Glück ersetzen würde. Mir blieb weiter Nichts übrig, als das einförmige Leben; welches meine Kameraden so bald aufgeben wollten, immer weiter fortzusetzen.

ZWEITES KAPITEL. EIN DINER BEI GOLDSUCHERN.

Endlich waren wir mit dem Ausbeuten unserer Grube fertig, und wir beschlossen, uns mit einigen Freunden ein Gütliches zu thun. Wir mietheten deßhalb ein besonderes Zimmer in dem Gasthaus, wo wir unser Gold getheilt, und nachdem alle Ungelegenheiten geordnet waren, setzten wir uns zu einem Diner nieder, wie der Wirth es nicht besser hatte bereiten können.

Nachdem wir es eingenommen, zündeten wir unsere Pfeifen an, und es lag uns nichts weiter ob, als einige Unterhaltung für den übrigen Theil des Abends zu schaffen.

›Rule Britannia, The Red, White and Blue‹, und ›The Flag that Braved a Thousand Years‹ wurden gesungen und fanden gebührenden Beifall. Der Dichter der Gesellschaft gab dann ein Lied eigner Composition zum Besten, welches, was für Vorzüge oder Mängel es auch haben mochte, mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward.

Da man wußte, daß der ›Elephant‹ und Bill das Goldsucherleben aufgeben und den nächsten Tag nach Melbourne abreisen wollten, so rückte Einer von der Gesellschaft mit einem Vorschlag heraus, den die Anderen warm unterstützten.

›Elephant,‹ sagte der den Vorschlag Machende, »wie wäre es, wenn Ihr jetzt, wo Ihr, Du und Bill, euer Glück gemacht habt und das Geschäft aufgeben wollt, uns Allen erzähltet, was Ihr mit Eurem Gelde thun wollt, damit wir uns, wenn wir *unser* Glück gemacht haben, nach Eurem Beispiel richten können?«

Der Mann, welcher dieses Verlangen stellte, war früher als Sträfling in Tasmania gewesen. Er sah ziemlich hübsch aus, war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt und unter dem Namen Norton bekannt. Das Vögelchen Namens ›Gerücht‹ hatte in den Goldgräbereien viel von seinen verbrecherischen Thaten gezirpt, die indessen jetzt alle vergessen zu sein schienen.

Der Leser fragt vielleicht, wie diejenigen Mitglieder unserer Gesellschaft, welche ehrenwerthe Männer sein wollten, mit einem Manne Gemeinschaft schließen konnten, der offenbar ein deportirter Verbrecher gewesen.

Die Antwort ist die, daß wir in ganz anderen Verhältnissen lebten, als Derjenige, der eine solche Frage aufwirft. Zehn bis zwölf Männer waren zur Arbeit in einer Goldmine in den Kiesgängen nöthig, und da, wo fast Alle einander fremd waren, konnte man nicht sehr wählerisch in Bezug auf seine Kameraden sein, wenigstens konnte das nicht ein Jeder. Norton hatte einen Antheil an der Goldgrube von einem der ersten Besitzer derselben gekauft, und Alles, was wir Andern von ihm zu fordern hatten, war, daß er seinen Theil der Arbeit verrichtete.

Bei einer Gelegenheit nun, wie die des Goldtheilens, hatte er eben so viel Recht, mit an unserer Gesellschaft Theil zu nehmen, als jeder Andere unserer Kameraden.

»Ich will in Deinen Vorschlag willigen, aber unter einer Bedingung,« erwiderte der ›Elephant‹ auf Norton's Bitte, »und ich zweifle nicht, daß mein Freund Bill dasselbe thun wird. Damit Du aber verstehst, was ich in Zukunft zu thun beabsichtige, so ist es nöthig, daß ich Etwas von

meiner Vergangenheit erzähle. Das will ich auch, wenn Du, Norton, uns einen wahren Bericht der Hauptereignisse Deines Lebens geben willst, und Bill wird wahrscheinlich Deine Neugierde unter denselben Bedingungen befriedigen.«

»Ja, gewiß,« sagte Bill; »wenn Norton uns seine Geschichte erzählen will, so will ich die meinige erzählen.«

Der Gedanke, daß uns ein alter Verbrecher einen wahren Bericht über seine Unfälle und Verbrechen geben sollte, ward für einen sehr glücklichen angesehen, und die ganze Gesellschaft ward ergötzt durch die Art und Weise, auf welche der ›Elephant‹ Norton's Versuch, seine Neugierde zu befriedigen, abgewehrt; denn sie konnte sich nicht denken, daß der Verbrecher ein ›Bekentniß‹ ablegen würde. Zu Aller Erstaunen, nahm er aber die Bedingungen an, und erklärte sich willens und bereit, »die Wahrheit, die volle Wahrheit und nichts Anderes als die Wahrheit zu erzählen.«

Olliphant und Bill konnten nun natürlich auch zurücktreten, und man forderte Norton auf, anzufangen. Die Gläser wurden von Neuem gefüllt und die kurzen, schwarzen Pfeifen wieder angezündet.

Alle verharrten in tiefem Schweigen und verriethen dadurch das große Interesse, welches sie empfanden, als sie die Lebensgeschichte eines Mannes hören sollten, mit dessen Verbrechen das Gerücht sie bereits theilweise bekannt gemacht.

»Ich bin,« begann Norton, »der Sohn eines armen Mannes, eines Tagelöhners, und in Nordschottland geboren.

Von Hoffnungen, die der Jugend eigen sind, erfüllt, heirathete ich sehr früh. Daher mußte ich das Elend ertragen, welches Jeden trifft, der den Fluch der Armuth und den Segen einer Familie hat, die er nicht ernähren kann.

»Die Liebe, die wir, mein Weib und ich, für einander empfanden, steigerte unser Elend nur. Es war mir schrecklich, die Person, welche mich liebte, die Entbehnungen und Leiden tragen zu sehen, denen uns unsere Armuth unterwarf.

»Durch fast übermenschliche Anstrengungen und durch ein so sparsames Leben, daß ich fast vor Hunger starb, gelang es mir endlich, eine genügende Summe zusammenzubringen, um die Ueberfahrt nach Amerika bezahlen zu können, wo ich meinem Weib und Kind eine neue Heimath zu bereiten hoffte.

»Ich besaß die Mittel nicht, Beide mit mir zu nehmen, obgleich ich so viel Geld da ließ, als sie bis zu meiner Rückkehr zu ihrem Lebensunterhalt brauchten.

»Meine Frau hatte einen Bruder, ihren einzigen Verwandten, der in einem einsamen Hause im Gebirge wohnte. Er und seine Frau willigten freundlich ein, meiner Frau so lange bei sich Obdach zu geben, bis ich entweder wieder käme oder sie holen ließe.

»Ich will nicht durch eine Erzählung der Einzelheiten meines Treibens in Amerika langweilen, sondern einfach nur sagen, daß ich in die Kupferminen am See Superior ging, und daß ich, noch ehe ich ein Jahr dort war, das Glück hatte, eine reiche Goldader auch entdecken, die ich an eine Bergbaugesellschaft für 6000 Dollars verkaufte.

»Ich schickte meiner Frau einen Theil dieser Summe mit der Nachricht, daß ich nun bald zurückkommen und sie holen würde. Für das übrige Geld kaufte ich eine kleine Farm im Süden von Ohio, und nachdem ich sie der Obhut eines Mannes anvertraut, kehrte ich nach Schottland zu meiner Familie zurück.

»Ich kam in der Mitte des Winters, im December dort an. Es war ein sehr kalter Morgen, als ich die Hütte sah, wo Die wohnten, die mir auf Erden am theuersten waren. Es war Weihnachtstag, und um die Freude zu haben, denselben bei meiner Frau zuzubringen, war ich die ganze Nacht marschirt. Als ich beim Hause näher kam, bemerkte ich, daß der Schnee, der seit zwei Tagen gefallen war, noch unbetreten vor der Thür lag.

»Ich eilte hin, hinein und sah meine Frau und mein Kind mit Lumpen bedeckt drinnen auf der Erde liegen. Sie waren, wie die Menschen es nennen, *todt!*

»Der Zustand der Hütte und der Anblick der Leichen erzählten mir Alles. Mein Weib und Kind waren vor Hunger und Kälte umgekommen.

»Ich erfuhr später, daß mein Schwager einige Zeit vorher gestorben war, und daß seine Frau gleich darauf die Hütte verlassen, um sich zu ihren Verwandten zu begeben, die an der Grenze wohnten.

»Meine arme Frau hatte Alles verlaufft, was nur des Verkaufens werth war, und sich vergebens Arbeit zu verschaffen gesucht. Da die Hütte so entfernt lag, konnte sein Nachbar der armen Frau mit ihrem Kinde in den

letzten Stunden ihres Daseins Hilfe leisten, und Niemand hatte Etwas von ihrer Noth gewußt.

»Während des furchtbaren Schneesturmes, der ihrem Ende vorangegangen war, hatte sie wahrscheinlich zu lange in der Hütte gezögert, um noch entfliehen zu können, und war darin wie in einem Gefängniß elend umgekommen.

»Weder sie noch das Kind konnten schon lange todt sein. Ihre Leichen waren kaum kalt, und es war für mich ein furchtbarer Gedanke, daß ich mit der größten Eile die ganze stürmische Nacht hindurch gegangen war, und doch zur Rettung der Meinigen zu spät gekommen war.

»Als ich so bei den Leichen meiner Lieben in einem Seelenschmerz, der in Worten nicht zu schildern ist, saß, ward ich durch die Ankunft eines Fremden gestört. Es war der Briefträger, der mir einen Brief brachte. Gleich auf den ersten Blick sah ich, daß es der Brief war, den ich aus Amerika mit einer Anweisung auf fünfundzwanzig Pfund geschickt.

»Warum ist dieser Brief nicht eher abgegeben worden?« fragte ich den Mann so ruhig, wie ich es nur vermochte.

»Er entschuldigte sich und sagte, daß der Brief erst seit *vier Tagen* in seinen Händen wäre, und daß Niemand von ihm verlangen könne, den weiten, Weg in einem Schneesturm zu machen, wenn er nicht noch mehr Briefe unterwegs abzugeben hätte.

»Ich erfaßte einen alten Stuhl, das einzige noch vorhandene Meubel in dem ganzen Hause, und versetzte

dem Briefträger damit einen Schlag, daß er bewußtlos zu Boden sank.

»Der Schlag hatte ihm den Schädel zerschmettert, so daß er bald darauf starb.

»Ich ward vor Gericht gestellt und wegen Todtschlags zu zehnjähriger Deportation verurtheilt.

»Nach Ablauf von drei Jahren erhielt ich einen Urlaubsschein wegen guten Betragens. Und jetzt, meine Herren, habe ich Ihnen weiter Nichts zu erzählen, was des Zuhörens werth wäre.«

Als Norton mit seiner Erzählung zu Ende war, brachen Mehrere der Gesellschaft, die sich bis jetzt mit Mühe des Lachens enthalten zu haben schienen, in lautes, schallendes Gelächter aus. Norton schien sich über diese, mir sehr unziemlich erscheinende Kundgebung durchaus nicht zu ärgern.

Später erfuhr ich, warum er die Sache so ruhig hinnahm. Es war allgemein bekannt, daß er verurtheilt worden, weil er einen Briefträger beraubt hatte, und der Grund, warum die Anderen lachten, lag in dem Contrast Dessen, was man allgemein glaubte, mit Norton's eigener Erzählung seines Verbrechens.

Ich konnte jedoch nicht in das Gelächter einstimmen. Norton hatte seine Geschichte anscheinend mit so viel Wahrheit erzählt, daß ich ihm nicht mißtrauen konnte. Wenn er aber dennoch nicht die Wahrheit gesprochen, so verdient er Anerkennung für das Talent, mit welchem er seine Geschichte erzählt, denn nie war unter einer Miene

falscher Aufrichtigkeit die Wahrheit besser nachgeahmt, oder die Erdichtung auf listigere Weise versteckt worden.

DRITTES KAPITEL. DIE AUTOBIOGRAPHIE DES
›ELEPHANTEN‹.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, forderte man den ›Elephanten‹ auf, seine Autobiographie zum Besten zu geben. Dieselbe lautete ungefähr folgendermaßen:

»Mein Vater ist ein Ansiedler in Neusüdwaless, wo ich geboren ward.

»Im Alter von siebzehn Jahren schickte man mich nach England, wo ich erzogen werden sollte, und da ich viel Geld bei mir hatte, so wurden Die, welche mich fortgeschickt, auch nicht in ihren Erwartungen getäuscht, denn ich lernte ziemlich viel, wenn auch nicht gerade Das, was ich dem Wunsche meiner Eltern gemäß lernen sollte.

»Ich besaß die Kraft und erlangte auch bald die Geschicklichkeit, alle meine Mitschüler im Rudern zu übertreffen. Auch führte ich den Ballschläger am Besten, und erlangte in noch vielen andern Fertigkeiten, die denselben Nutzen brachten, große Vollkommenheit. Während meines Aufenthalts in Europa machte ich mehrere kleine Abstecher nach Paris, wo ich einen Einblick in die Sitten und Gewohnheiten dieser flotten Weltstadt erhielt.

»Von meinem Vater lebte in London eine Schwester, die eine reiche Wittwe war und eine einzige Tochter hatte. Ich besuchte sie einige Male, da ich es nicht vermeiden konnte. Meine Cousine entzückte mich nicht, wie denn

auch meine Besuche in mir keine große Liebe zu meiner Tante erweckten.

»Der Gatte meiner Tante war schon seit mehreren Jahren todt. Er war mit einer vornehmen Familie verwandt gewesen, und hinterließ seiner Frau bei seinem Tode ein Vermögen von ungefähr fünfzigtausend Pfund.

»Mein Vater hielt seine Schwester für eine sehr wichtige Person des Königreichs, und pflegte eine regelmäßige Correspondenz mit ihr zu führen.

»Als ich ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt war, erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mir befahl, auf der Stelle meine Cousine zu heirathen.

»Er hatte die Heirath mit meiner Tante ausgemacht, ohne mich dabei um meine Wünsche zu fragen.

»Der irrageleitete Mann glaubte, daß der Plan, den er für mich entworfen, eine sehr großartige Persönlichkeit aus mir machen würde. Ich konnte die Sache jedoch nicht von demselben Standpunkt aus betrachten.

»Bald nachdem ich meines Vaters Brief erhalten, sendete mir meine Tante ein Billet, in welchem sie mich bat, zu ihr zu kommen.

»Ich willfahrte ihrer Bitte und sah bald, daß sie die Sache für abgemacht ansah und erwartete, daß ich meine Cousine auf der Stelle heirathen würde. Meine Tante sprach sogar bei diesem meinem Besuche schon sehr viel von dem Trauungsakt.

»Meine Cousine war weder hübsch, noch in irgend einer Beziehung interessant. Im Gegentheil besaß sie einen äußerst häßlichen Charakter, und die Krone von Allem

war der Umstand, daß sie ein volles halbes Dutzend Jahre älter als ich war.

»Bald nach diesem Besuch bei meinen englischen Verwandten schiffte ich mich nach Sidney ein. Ich hatte schon seit einiger Zeit gern wieder nach Hause gewollt. Wie ich bereits gesagt habe, ist Neusüdwaales meine Heimath, und ich ziehe dieses Land jedem anderen vor. Ich hatte mich genug in Europa umgesehen und sehnte mich, wieder über die weiten Ebenen meiner Heimath zu galoppiren.

»Als ich nach Hause zurückkehrte und erzählte, daß ich meine Cousine *nicht* geheirathet, gerieth mein Vater in furchtbaren Zorn und wollte nichts mehr mit mir zu schaffen haben.

»Ich versuchte es, ihm Vorstellungen zu machen, aber es war nutzlos. Ich ward von ihm zum Hause hinausgeworfen, indem er mir sagte, daß ich gehen und mir meinen Unterhalt selbst verdienen sollte. Dies that ich, indem ich eine Zeit lang mit einer Miethkutsche durch die Straßen von Sidney fuhr.

»Als mein Vater erfuhr, daß ich Mann genug war, um für mich selbst zu sorgen, ohne seinen Beistand in Anspruch zu nehmen, begann er wieder ein wenig Interesse für meine Angelegenheiten zu empfinden. Dabei entdeckte er jedoch etwas Anderes, was ihn fast eben so sehr verdroß, wie meine Weigerung, meine englische Cousine zu heirathen.

»Er erfuhr nämlich, daß ich ein armes, aber rechtschaffenes Mädchen liebte, die mit ihrer Mutter sich kümmerlich dadurch das Leben fristete, daß sie täglich vierzehn Stunden nähte.

»Daß ich auf ein Mädchen mit fünfzigtausend Pfund und die auch mit einer vornehmen Familie verwandt war, verzichtete, um ein armes Nähmädchen zu heirathen, dies stempelte mich in den Augen meines Vaters zu einem richtigen Blödsinnigen, und von dieser Stunde an weigerte er sich, mich als seinen Sohn anzuerkennen.

»Als man die Goldgruben hier entdeckte, gab ich meinen Lohnkutscherposten auf, nahm zärtlichen Abschied von meinem Mädchen und kam hierher.

»Ich habe Glück gehabt und werde morgen nach Sidney abreisen. Ich hoffe mein Liebchen dort meiner mit Ungeduld harrend zu finden, und wenn ich mich nicht in der Zeit verrechne, so werden wir getraut sein, noch ehe ich eine Woche wieder in Sidney bin.

»Ich bin jung und habe Gesundheit und Kraft. Da ich diese Vorzüge besitze, so würde ich mich nicht des Namens eines Mannes werth erachten, wein ich hier in der neuen Welt meine wärmste Zuneigung von den selbtsüchtigen, weltlichen Einflüssen, welche die Gedanken und Handlungen der Europäer beherrschen, unterdrücken ließe.«

Ich glaube, die Gesellschaft fühlte sich in ihren Erwartungen in Bezug auf die Geschichte des ›Elephanten‹ ein Wenig getäuscht. Alle hatten von dem Charakter dieses Mannes und von der Bildung und Erziehung, die sich in

seinem Benehmen, wie in seiner Unterhaltung kundgab, eine viel interessantere Erzählung erwartet. Das, was er uns erzählt, war zu einfach, als daß es unsere Bewunderung erregt hätte. Mehrere konnten nicht umhin, Bemerkungen über die Abernheit des ›Elephanten‹ zu machen, weil er einer schönen jungen Dame mit *fünfzigtausend Pfund* und aristokratischer Verwandtschaft um einer armer Nähterin willen den Korb gegeben. Vielen schien dieser Theil seiner Geschichte kaum glaublich, obgleich ich, für meine Person, jedes Wort glaubte.

Ich war nach Dem, was ich von dem Charakter des Erzählers wußte, überzeugt, daß es ihm unmöglich war, eine Unwahrheit, sei es auch nur zur Belustigung seiner Zuhörer zu erzählen, und ich zweifelte nicht daran, daß er die Hand seiner reichen englischen Cousine ausgeschlagen, und wirklich die arme Nähterin in Sidney heirathen würde.

Bei meinem Urtheil über den ›Elephanten‹ ließ ich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, »meine Neigung nicht durch die selbstsüchtigen, weltlichen Einflüsse unterdrücken, welche die Gedanken und Handlungen der Europäer beherrschen.«

VIERTES KAPITEL. DIE LEBENSGESCHICHTE DES SEEMANNS BILL.

Da die Autobiographie des ›Elephanten‹ eine zu einfache gewesen war, um irgend welche Aufregung hervorzubringen, so fand nur eine kurze Pause statt, und man

forderte nun den Seemann Bill den Bedingungen gemäß auf, seinen Lebensfaden zu spinnen.

Ohne jede Förmlichkeit erfüllte er die an ihn gerichtete Bitte.

»Als ich noch ein sehr kleiner Junge war,« begann er, »war ich, was man in den Docks und Straßen von Liverpool einen ›Schleußenkriecher‹ oder eine ›Schmutzlerche‹ nennt. Für dieses Geschäft aber war ich nicht bestimmt worden. Als ich noch sehr jung war, hatte man mich als Lehrling eines Handwerkes, das mir nicht sehr gefiel, zu einem Meister gethan, der mir noch weniger gefiel. Wirklich haßte ich den Meister so sehr, daß ich sowohl ihm wie seinem Handwerk entlief und ein zerlumpter Straßenjunge ward.

»Die Einkünfte dieses Berufes gestatteten mir nicht, mich einem müßigen Leben hinzugeben, obgleich ich es auf die eine oder andere Weise möglich machte, ziemlich ein Jahr lang davon zu leben.

»Eines Tages wühlte ich in einem Kehrichthaufen, den man in eine Gasse geworfen, als ein Mann an mich anrannte, sich in die Fetzen meines Costüms verwickelte und in den Schmutz fiel.

»Er stand sogleich wieder auf und schüttelte mich so lange, bis er so erschöpft und aufgereggt war, daß er nicht mehr konnte.

»Während er mich durchschüttelte, war ich jedoch nicht müßig. Mit meinen Zähnen, Nägeln und Füßen biß, kraßte und trat ich ihn mit aller Energie, die mir meine Wuth verleihen konnte.

»Anstatt durch meinen Widerstand den Mann zu reizen, schien ich durch denselben einen angenehmen Eindruck auf ihn hervorzubringen, denn kaum hatte er aufgehört, mich zu schütteln, als er auch erklärte, daß ich ein ›netter kleiner Wicht‹, ein ›muthiger kleiner Vagabund‹ wäre, und mich mit vielen anderen Lieblingsnamen überhäufte, die einander eben so sehr widersprachen.

»Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich, indem er mich zu gleicher Zeit nach meinen Eltern und meiner Heimath fragte, mit sich fort.

»Nachdem er sich überzeugt, daß er eben so viel Recht auf mich wie jeder Andere, und vielleicht noch ein größeres hatte, da ich in seinem Besitz war, fuhr er fort mich weiter zu schleppen, indem er dabei immer vor sich hin murmelte: ›Schmutziger kleiner Vagabund! Ich will ihn der Polizei übergeben. Gescheidter Junge! Ich will ihn der Obhut meines Proviantmeisters anvertrauen.‹

»Da sein Gesicht im Ganzen einen angenehmen Eindruck auf mich hervorbrachte, so widersetzte ich mich nicht, sondern ließ mich führen, wohin er wollte, die Sache war die, daß es mir einerlei war, was aus mir werden sollte, denn ich war weder vom Glück, noch von den Verhältnissen abhängig.

»Endlich brachte mich der Mann auf ein Schiff, wo er mich dem Proviantmeister übergab, und wo ich zum ersten Male seit drei Jahren einen vollständigen Anzug erhielt.

»Der Mann, der sich meiner auf diese Weise bemächtigt, war ein gutmüthiger, excentrischer alter Junggeselle von ungefähr fünfzig Jahren und Herr und Eigenthümer eines Schiffe, welches zwischen Liverpool und Kingston in Jamaica Handelsreisen machte.

»Ich blieb sieben Jahre bei diesem Mann, und unter seiner Einwirkung erhielt ich eine gewisse Bildung. Wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre, so hätte er nicht größeren Eifer an den Tag legen, oder sich größere Mühe geben können, mich zu unterrichten.

»Während dieser ganzen Zeit war sein Schiff meine einzige Heimath, und es gelüstete mich durchaus nicht, dieselbe zu verlassen. Es war meine ganze Welt, die ich auch sehr bald genau kennen lernte.

»Ich war ungefähr einundzwanzig Jahre alt, als ich erster Offizier dieses Schiffes ward. Mein Vater, denn wie einen solchen hatte ich den Mann schätzen gelernt, der mich aus Lumpen und Schmutz zu einem menschlichen Dasein erhoben, wollte noch eine Reise mit mir machen, und sich dann in den Ruhestand begeben und mich zum Schiffscapitain ernennen.

»Wir waren eben auf der Rückreise von Kingston und hatten eine große Ladung an Bord, als wir von einem heftigen Sturm ereilt wurden. Eine Zeit lang ließen wir das Schiff vom Winde treiben, damit wir unsern Cours einhalten könnten, aber der Sturm ward immer ärger, und wir konnten es nicht mehr ohne Gefahr thun. Wir trafen eben Vorbereitungen, das Schiff zu wenden, als eine

Welle über den Stern rollte und über das Hinter- und Vorderdeck wegfegte. Der Capitain, mein großmüthiger Beschützer, und zwei Matrosen wurden über Bord gespült, ohne daß wir Etwas zu ihrer Rettung thun konnten. Alle Drei waren verloren.

»Ich fuhr mit dem Schiff nach Liverpool, wo ein reicher Kaufmann das Besitzthum des Capitains erbte. Um einem Freunde des neuen Eigenthümers Platz zu machen, ward ich aus dem Dienst entlassen, nachdem ich die wenigen Pfund, die meinen Lohn ausmachten, ausgezahlt erhalten.

»Die Bewegung, die durch die Entdeckung der australischen Goldgruben hervorgerufen worden, erreichte auch Liverpool, und es fuhren Seeleute mit nach Melbourne, die nur einen monatlichen Lohn von einem Schilling verlangten. Es gelang mir, eine Stelle als zweiter Offizier auf einer Brigg zu finden, die nach Melbourne ging.

»Wir hatten hundert und zwölf Passagiere an Bord, unter denen sich auch ein bankerotter Kaufmann aus London befand, der mit einem großen Vorrath an Stolz, aber einem sehr kleinen an Waaren nach dem Goldlande auswanderte. Er war von seiner Gattin und einer sehr schönen Tochter begleitet. Mir kam diese junge Dame sehr lieblich, bescheiden und klug vor, kurz, sie schien alle die Eigenschaften zu besitzen, die ein junger Mann, der zum ersten Male liebte, von dem Gegenstand seiner Liebe nur wünschen konnte.

Ich fand häufig Gelegenheit, mich mit ihr zu unterhalten, wenn sie vor der Kampanje saß, und viele der

glücklichsten Augenblicke meines Lebens verbrachte ich während jener köstlichen Abende, wie man sie genießt, wenn man den Aequator passirt, in ihrer Gesellschaft zu.

»Endlich ward mein Glück dadurch vollkommen, daß ich wußte, es gähe ein Wesen auf Erden, welches Theilnahme für mein Geschick empfände.

»Bald sah ich jedoch, daß dem stolzen Kaufmann meine Aufmerksamkeiten gegen seine Tochter mißfielen, und das Mädchen selbst erzählte mir, daß ihr befohlen worden sei, mich nicht zu ferneren Aufmerksamkeiten gegen sie zu ermuthigen.

»Ich suchte eine Unterredung mit ihrem Vater und verlangte die Gründe zu wissen, aus welchen er Nichts von mir wissen wolle. Er erwiderte mir einfach, daß das Mädchen seine Tochter, und ich nur ein Seemann sei.

»An demselben Abend, als ich Dienst hatte, sprach der Capitain in sehr rauher und ungebildeter Weise mit mir. Ich befand mich gerade nicht in angenehmer Laune, und so vor allen Leuten, besonders aber vor ihr, die ich liebte, angedet zu werden, war eine Demüthigung, die ich nicht ertragen konnte. Ich konnte mich nicht enthalten, eine heftige und zornige Antwort zu geben.

»Der Capitain hatte ein hitziges Temperament, und da ich ihn durch meine Unverschämtheit in Wuth gebracht, so schlug er mich mit der offenen Hand in's Gesicht. Wegen dieser Beschimpfung schlug ich ihn sofort zu Boden.

»Den übrigen Theil der Reise legte ich in Ketten zurück. In Williamston ward ich zu einer zweimonatlichen

Gefängnißstrafe verurtheilt und auf ein Schiff gebracht, welches in der Hobsonsbai vor Anker lag.

»Ich machte einen Fluchtversuch, dieser gelang jedoch nicht, und ich ward fernerweit zu zweimonatlicher schwerer Arbeit auf dem Schiffe verurtheilt.

»Als ich endlich meine Freiheit wieder erhielt, eilte ich nach Melbourne. Dort fragte ich nach dem Kaufmann, da ich eine Unterredung mit seiner Tochter zu erlangen hoffte, die das einzige Wesen auf Erden war, für welches ich ein Gefühl von Freundschaft empfand.

»Es gelang mir, die junge Dame zu finden, und man führte mich zu ihrer Mutter, die zu meinem Erstaunen mich auf die herzlichste Weise empfing.

»Der alte Kaufmann war todt. Er war einen Monat nach der Ankunft in Melbourne gestorben, und die Waaren, die er mit nach der Colonie genommen, waren, da sie für den Markt nicht paßten, für wenig mehr verkauft worden, als was die Fracht von England nach Melbourne gekostet. Die Wittve und ihre Tochter ernährten sich durch ihren eigenen Fleiß, was sie, wie ich wohl kaum erst zu erwähnen brauche, noch nie in ihrem Leben gethan.«

Hier hielt der Seemann Bill inne, als ob er mit seiner Geschichte fertig wäre.

Seine Zuhörer waren aber mit diesem Schlusse nicht zufrieden. Sie glaubten, es müsse noch mehr kommen, vielleicht etwas Interessanteres als Alles, was er bisher erzählt, und daher baten sie ihn laut, fortzufahren und das Ende zu erzählen.

»Ich habe Nichts mehr zu erzählen,« erwiderte Bill auf die Bitten der Gesellschaft, »wenigstens Nichts, was Einen unter Euch interessiren würde.«

»Darüber laß nur uns urtheilen,« rief Einer. »Bitte Bill, Deine Geschichte ist noch nicht vollständig – beende sie – beende sie!«

»Es thut mir selbst leid, daß sie noch nicht beendet ist,« erwiderte er. »Dies wird, glaube ich, nicht eher geschehen, als bis ich nach Melbourne zurückgekehrt bin.«

»Was wird denn dann?« fragten mehrere Stimmen.

»Nun ich glaube,« sagte Bill, da er sich zu einem unfreiwilligen Geständniß gezwungen sah, »meine Geschichte wird mit meiner Heirath enden.«

»Du willst wohl die junge Dame heirathen, mit der Du so angenehme Abende auf dem Schiffe vor der Campanje sitzend verbracht?«

»Ja wohl. Ich habe ihr geschrieben, daß ich nach Melbourne käme. Ich will sie und ihre Mutter mit nach England zurücknehmen, wohin sie sich schon lange geseht haben. Natürlich könnte man eine solche Reise nicht machen, ohne vorher Alles besorgt zu haben, was das Schiff vor den Gefahren des Meeres bewahren kann. Aus diesem Grunde habe ich der jungen Dame vorgeschlagen, daß wir, sie und ich, die Reise als Mann und Frau machen und ich bin glücklich, sagen zu können, daß mein Vorschlag angenommen worden ist. Nun wißt ihr mein ganzes Garn, meine ganze Geschichte,«

Und mit diesem charakteristischen Schlusse beendete der Seemann Bill seine Erzählung.

FÜNFTES KAPITEL. MEIN BRUDER WILLIAM.

Am nächsten Morgen erhob ich mich zeitig und ging in Olliphant's Zelt, um von ihm und seinem Kameraden Abschied zu nehmen.

Ich begleitete Beide nach dem Gasthaus, von welchem die Post nach Geelong abfuhr. Wir gingen in das Haus hinein, um ein Glas zusammen zu trinken.

»Ich habe Ihnen schon lange eine Frage vorlegen wollen,« sagte Bill zu mir. »Ich hörte, daß man Sie Rowland nannte. Entschuldigen Sie, wenn ich zu dringlich erscheine, aber ich habe triftigen Grund dazu. Sie haben noch einen anderen Namen. Wollen Sie mir denselben nicht nennen?«

Es liegt etwas Außerordentliches in der Macht und Schnelligkeit des Gedankens. Plötzlich fuhr mir die Ueberzeugung durch den Kopf, daß ich meinen Bruder gefunden hätte. Ich war sofort davon überzeugt. Mein Gedächtniß stand mir nicht viel bei dieser Entdeckung bei; dieselbe schien vielmehr wie durch Inspiration über mich zu kommen.

Allerdings ward ich durch einen Umstand auf diesen Schluß geführt. Der Seemann Bill hatte augenscheinlich einmal Jemanden Namens Rowland gekannt. Es fiel mir daher sogleich ein, daß ich der Jemand sein müßte, von dem er eine leise Erinnerung hatte.

»Meine Name,« erwiderte ich auf seine Frage, »ist wie der Ihrige. Sie heißen doch Stone, nicht wahr?«

»Ja, William Stone.«

»Dann sind wir Brüder!«

»Du bist der ›rollende Stein?« rief Bill aus, indem er meine Hand ergriff. »Wie sonderbar, daß ich Dich nicht sogleich nach Deinem Namen fragte, als ich Dich Rowland nennen hörte.«

Die Aufregung, welche durch unser gegenseitiges Erkennen hervorgebracht ward, war eine höchst angenehme, und wir standen zuerst einige Augenblicke sprachlos da.

Der ›Elephant‹ war über diese Entdeckung fast eben so erstaunt, als wir selbst. »Wie dumm ich gewesen bin,« sagte er, »daß ich nicht schon lange gesehen habe, daß Ihr Brüder seid! Wenn es je ein Brüderpaar gegeben, so hätte ich schwören können, daß Ihr es wäret. Ich bin blind gewesen, Euch Das nicht vorher zu sagen, was Ihr endlich selbst herausbekommen habt.«

Wir hatten nur eben Zeit, uns gegenseitig Glück zu wünschen, denn die Post wollte eben abfahren. Ich bezahlte augenblicklich einen Platz und fuhr mit meinem Bruder und dem ›Elephanten‹ nach Geelong. Ich hatte gerade mein ganzes Gold bei mir, da ich es, sobald ich meinen Freunden Lebewohl gesagt haben würde, nach dem Escorten-Bureau tragen wollte. Es hielt mich kein wichtiges Geschäft in Ballarat zurück, und ich fuhr daher augenblicklich mit.

Während unserer Reise nach Melbourne fanden wir, mein Bruder und ich, vollauf Beschäftigung für unsere Zungen.

Ich fragte William, ob er Etwas davon gewußt, daß unsere Mutter unserm Stiefvater Leary nach Australien gefolgt wäre.

»Ja,« sagte er, »ich wußte, daß sie, als sie mich in Liverpool zurückließ, dem Schurken dahin folgen wollte, und dachte, daß sie es auch gethan hätte.«

»Und während Deines Aufenthaltes in Sidney ist es Dir niemals eingefallen, sie aufzusuchen?«

»Nein,« sagte mein Bruder feierlich. »Als sie mich in Liverpool verließ, um dem elenden Wicht nachzureisen, fühlte ich, daß ich meine Mutter verloren hatte, und ich glaube, daß eine verlorene Mutter nicht wiederzufinden ist.«

»Dachstft Du aber nicht, daß Du versuchen solltest, Martha zu finden? Willst Du die Colonieen verlassen, ohne Dich zu bemühen, Deine Schwester zu entdecken?«

»Die arme kleine Martha!« rief William aus. »Sie war ein liebes, kleines Kind. Diese möchte ich allerdings gern wiedersehen. Wie wäre es, wenn wir sie zu finden versuchten? Ich glaube nicht, daß, wenn wir sie finden, wir zu befürchten brauchen, uns ihrer schämen zu müssen. Sie war einst ein kleiner Engel, und ich bin überzeugt, daß sie ein gutes Mädchen ist, wo sie auch sein mag. O, ich möchte Martha noch ein Mal wieder sehen, aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, Rowland, meine Mutter möchte ich nicht wiedersehen.«

Hierauf theilte ich meinem Bruder mit, daß seine Wünsche vielleicht noch in Erfüllung gehen könnten, und

während unserer Reise erzählte ich alle Einzelheiten unserer Familiengeschichte, so weit dieselben mir selbst bekannt waren.

Es war keineswegs angenehm, bei dem damaligen Zustande der Straßen in einer Postkutsche zu reisen, aber dennoch war dies der glücklichste Tag, den ich je in den Colonieen verlebte. William und ich setzten unsere Unterhaltung den ganzen Tag lang fort. Wir hatten kaum ein Wort für unseren Kameraden Olliphant, und entschuldigten uns deßhalb bei ihm.

»Ach, redet doch nicht davon,« sagte der gutmüthige ›Elephant‹, ich bin eben so glücklich wie Ihr. Ihr seid zwei Kerle von ächtem Schrot und Korn, und ich freue mich, daß Ihr einander gefunden habt.«

Bei unserer Ankunft in Melbourne begaben wir uns zusammen in das Unionshotel. Nachdem wir Zimmer genommen, machten wir uns auf den Weg, um uns Kleider zu kaufen, damit wir anständig in den Straßen der Stadt erscheinen könnten. Mein Bruder war in athemloser Eile, sich mit neuer Takelage zu versehen, und wir wußten auch warum. Er wollte den Abend in der Gesellschaft seiner künftigen Gattin und deren Mutter zubringen.

Zeitig am Nachmittage verabschiedete er sich von uns.

Nun waren wir, Olliphant und ich, gezwungen, die Zeit todtzuschlagen, wie es am Besten ging. Die Mühe war aber keine große, denn es giebt nur wenig große Städte, wo man dem Vergnügen so viel Zeit und Geld opfert, wie in Melbourne.

Am nächsten Tage nahm ich die Einladung meines Bruders, ihn zu seinem Liebchen zu begleiten, an. Sie wohnte mit ihrer Mutter in einem kleinen Hause in Collingwood. Als wir an die Thür kamen, ward dieselbe von einer zarten, feinen, ungefähr vierzig Jahre alten Dame geöffnet. Sie empfing meinen Bruder mit freundlichem Lächeln, und ich ward Mistreß Morell vorgestellt.

Bald kam auch die junge Dame aus einem anstoßenden Zimmer, und nachdem sie meinen Bruder auf eine Weise begrüßt, die mir zur großen Befriedigung gereichte, ward ich auch ihr vorgestellt.

Sarah Morell war, wie Jeder sie genannt haben würde, ein hübsches Mädchen. Sie besaß nicht die Schönheit meiner verlorenen Lenore, und war vielleicht nicht einmal so schön, wie meine Schwester Martha; aber in dem Ausdruck ihrer Züge, dem Reize ihres Lächelns und ihrer melodischen Stimme lag etwas sehr Anziehendes, so daß ich nichts Anderes denken konnte, als daß mein Bruder ein Mädchen gewählt, welches seiner treuen und vertrauensvollen Liebe würdig sei.

Während unseres Besuchs sprach sie sehr wenig und überließ es hauptsächlich ihrer Mutter, das Wort zu führen. Aus Dem aber, was sie sagte, und aus dem Blick ihrer Augen, wenn sie dieselben auf die männliche Gestalt meines Bruders heftete, erkannte ich, daß er geliebt ward.

In diesem Blick konnte ich Stolz und Verehrung für den Mann lesen, dem sie ihr Herz geschenkt, und daß sie

die Liebe für ihn empfand, die ich einst bei Lenoren zu finden hoffte.

Wie glücklich war meine Bruders Loos gegen das meine! Er ward von der Holden geliebt, die er liebte. Er war bei ihr und bald sollten sie Mann und Weib werden. Er war glücklich, so glücklich, wie es nur die Jugend sein kann, wenn sie mit Hoffnung, Liebe, Reichthum und Gesundheit gesegnet ist. Ich war auch glücklich, aber nur deßhalb, weil ich Andere mit dem Glück gesegnet sah, welches mir selbst versagt war.

Nachdem wir einige Stunden in der angenehmen Gesellschaft von Mistreß und Miß Morell zugebracht, kehrten wir in unser Hotel zurück, wo wir den ›Elephanten‹ in sehr übler Laune antrafen. Er hatte sich eben vergewissert, daß er noch drei Tage in Melbourne bleiben müsse, da erst in drei Tagen wieder ein Dampfschiff nach Sidney abging.

Nachdem ich mit meinem Bruder lange Rath gehalten, ward beschlossen, daß ich mit dem ›Elephanten‹ nach Sidney gehen und meine Schwester zu überreden suchen sollte, mich nach Melbourne zu begleiten. Wir hofften, daß ihre Freude, einen langverlorenen Bruder wiederzusehen und seiner Hochzeit beiwohnen zu können, sie hinreichend bewegen würde, ihren Entschluß zu ändern und bei ihren Verwandten zu wohnen, die sehr gern bereit waren, sie zu unterstützen und zu beschützen.

Seitdem William wußte, daß unsere Mutter todt war, schien er viel mehr Theilnahme für Martha's Wohlergehen zu empfinden, und bat mich, nicht nach Melbourne

zurückzukommen, ohne sie mitzubringen. Er sagte, wir könnten nicht glücklich sein, wenn wir nach England zurückkehrten und unsere Schwester allein in den Colonien zurückließen.

Ich versprach, alles Mögliche zur Erfüllung seiner Wünsche beizutragen, die natürlich nur das Echo meiner eigenen waren.

Als Miß Morell erfuhr, daß ihr Bräutigam eine Schwester in Sidney hätte, bestand sie darauf, daß die Hochzeit so lange aufgeschoben würde, bis Martha einträfe.

»Ich will mich mit Dir an dem Tage trauen lassen, wo Deine Schwester kommt,« sagte sie und fügte in ihrer ungekünstelten Weise hinzu: »ich werde mit großer Ungeduld auf sie warten.«

Es ist kaum nöthig zu sagen, daß diese Bedingungen William's lebhaften Wunsch, seine Schwester schnell in Melbourne zu sehen, verdoppelten, und ehe ich ihm Lebewohl gesagt, mußte ich feierlich versprechen, so schnell wie möglich zurückzukommen. Olliphant, der den Zweck meiner Reise nach Sidney nicht kannte, freute sich sehr, daß wir auch noch ferner Reisegefährten sein würden, und fröhlichen Muthes begaben wir uns an Bord des Dampfers, der nach Sidney abgehen sollte.

SECHSTES KAPITEL. DIE GESCHÄFTE EINER PUTZMACHERIN.

Der Dampfer von Melbourne lief spät in der Nacht im Hafen von Sidney ein. Nachdem wir an's Land gestiegen,

begaben wir uns sogleich nach einem Hotel, wo wir mit einiger Mühe Unterkommen für die Nacht fanden.

Nachdem wir, Olliphant und ich, am nächsten Morgen das Frühstück, welches in Sidney die wichtigste Mahlzeit des ganzen Tages ist, eingenommen, wanderten wir auf den Straßen umher. Bald trennten wir uns, da ein Jeder einen anderen Weg einschlug, weil ein Jeder andere Geschäfte zu besorgen hatte.

Ich begab mich sogleich in das Haus, wo ich meine Schwester vor zwei Jahren verlassen. Ich war sowohl überrascht wie enttäuscht, als ich sie daselbst nicht fand und bemerkte, daß kein Putzladen mehr darin war.

Ich fragte nach den Leuten, welche diese Localitäten früher bewohnt, konnte aber Nichts über sie erfahren.

»Das geschieht mir schon recht,« dachte ich. »Ich hätte mit meiner Schwester Briefe wechseln sollen, dann würde ich nicht diese Täuschung erfahren haben.«

Meine Verwandten waren schon ein Mal für mich verloren gewesen. Das hätte mir zur Warnung dienen sollen. Ich hätte Vorsichtsmaßregeln treffen sollen, um einem neuen derartigen Unglück vorzubeugen. Anstatt das jedoch zu thun, hatte ich Martha in dem Glauben gelassen, ich wäre nach England zurückgekehrt, und ihr während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit nicht geschrieben. Ich erkannte jetzt, wie thöricht ich gehandelt, und mir war es, als ob ich es verdiente, meine Schwester nie wieder zu sehen.

Ich würde mich noch mehr über meine Handlungsweise betrübt haben, hätte ich nicht gehofft, meine Schwester vielleicht doch noch zu finden.

Sidney war keine große Stadt, und wenn meine Schwester sich noch hier aufhielt, so war kein Grund vorhanden, daß ich Nichts über sie erführe, besonders bei der Energie und Beharrlichkeit, womit ich zu Werke zu gehen beschloß.

Ich verlor auch keine Zeit, die Nachforschungen sogleich zu beginnen. Ich bog in die nächste Straße ein, obgleich fast auf's Gerathewohl, da ich immer noch sehr unentschieden war, wie ich handeln sollte.

Auf einmal fiel mir ein, daß die Frau, mit welcher Martha, zusammen ein Geschäft betrieben, eine Mistreß Green war. Auch erinnerte ich mich, daß Mistreß Green gesagt hatte, sie wohnte seit mehreren Jahren in Sidney. Es mußte sie also Jemand kennen, und wenn ich sie fand, so mußte ich natürlich dann auch Etwas über Martha erfahren.

Während ich die Straße hinabschlenderte, in die ich eingebogen war, fiel mein Blick auf einen kleinen Laden, über dessen Fenster das Schild einer Putzmacherin hing. Dies war der geeignete Ort, wo ich mit meinen Fragen beginnen mußte. Ich trat in den Laden, wo ich hinter dem Ladentisch die häßlichste Frau, die ich je gesehen, stehen sah. Sie erschien aber nicht sowohl durch ein entschieden häßliches Gesicht oder schlecht geformte Gesichtszüge so widerwärtig, als viel mehr durch die Gesinnung, welche sich in demselben ausprägte. Es war ein Gemisch von

boshafte Leidenschaften, großer Selbstüberhebung, Unverschämtheit, Geiz und Allem, was den Menschen sonst noch verabscheuungswürdig macht. Die Frau war in einer Weise gekleidet, als ob sie sagen wollte: »Hier ist die Eitelkeit zu Hause.«

Ich fragte, ob sie mir nicht Auskunft in Bezug auf eine Mistreß Green geben könnte, die früher einen Putzladen in der nächsten Straße gehabt.

Die Frau verzog ihr Gesicht sofort zu einem abscheulichen Grinsen, während sie schnell erwiderte:

»Ja, Mistreß Green ward vor länger als einem Jahre aus Sidney hinausgejagt. Sie wollte mein Geschäft ruinieren, ruinirte aber sich selbst.«

»Können Sie mir sagen, wo sie zu finden ist?« fragte ich.

»Ja. Sie sah ein, daß es nutzlos war, mir Concurrenz zu machen, und siedelte mit ihrem Geschäft nach Melbourne über.«

»Ein junges Mädchen, Namens Martha Stone, war bei ihr,« fuhr ich fort. »können Sie mir vielleicht sagen, wo diese ist?«

»Ja. Das ist auch eine solche Pflanze. Ich wundere mich durchaus nicht, daß junge Herren nach *ihr* fragen. Glauben Sie ja nicht, daß ich es thue. Ich habe die Dame in den letzten sechs Monaten vom Hungertode gerettet, habe es aber nun satt, das kann ich Ihnen sagen. Es ist wirklich nett hier auf der Welt. Was wollen Sie denn von Miß Stone?«

»Ich wünsche zu wissen, wo sie sich aufhält, weiter nichts,« antwortete ich.

»Ah so. Sie wollen also wissen, wo sie ist! Natürlich, warum sollten Sie das nicht?« sagte das abscheuliche Geschöpf in einem Ton und mit einem bedeutungsvollen Grinsen, welches zu vergessen, ich mich seitdem vergebens bemüht habe. »Welches Recht haben Sie denn zu denken, daß ich wissen soll, wo eine solche Person wohnt?« fuhr die Frau fort. »Ich muß Ihnen bemerklich machen, Sir, daß ich *eine Frau von Anstand und Bildung* bin!«

Das hätte ich allerdings nicht geglaubt, wenn sie es mir nicht gesagt hätte, aber durchaus nicht dankbar für die Mittheilung, erwiderte ich:

»Sie sagten, Sie wüßten, wo Miß Stone wohnt. Ich bin ihr Bruder und will gern zu ihr.«

»O, ist das so?« sagte die Frau enttäuscht. Dann drehte sie sich um, streckte den Hals eine enge Treppe hinauf und schrie: »Susanne! Susanne!«

Bald darauf erschien ein junges Mädchen, welches allem Anscheine nach halb verhungert war, am Fuße der Treppe.

»Susanne,« sagte die Frau, welche von Allen die einzige war, die ich je gleich vom ersten Augenblick an, wo ich sie gesehen, haßte, »sage diesem Herrn, wo Miß Stone wohnt.«

Bei alledem schien sie nicht gar so schlecht zu sein, und ich fing an zu glauben, ich hätte ihr Unrecht gethan.

»Sehen Sie, Sir,« sagte Susanne, indem sie mit der ausgestreckten Hand nach einer Seite des Ladens wies, gehen Sie diese Straße hinauf, bis Sie an den Bäckerladen kommen, dann biegen Sie um die Ecke, gehen bis an das Wirthshaus mit dem Schild, auf welches ein Pferd gemalt ist, wenden sich dann so und gehen immer fort, bis Sie dahin kommen, wo das Haus niederbrannte. Dann gehen Sie quer über die Straße nach dem Hause, wo Pfannkuchen verkauft werden, und an der Ecke gegenüber gehen Sie dann weiter; bis Sie an das Haus mit den grünen Jalousieen kommen – –«

»Es ist gut!« rief ich aus. »Ich will ebenso wenig meinen Verstand, wie meine Schwester verlieren. Können Sie mir nicht den Namen der Straße und die Nummer des Hauses sagen, wo Miß Stone wohnt?«

»Nein, Sir,« erwiderte Susanne.

»Können Sie vielleicht mit hingehen, wenn die Dame hier es erlaubt?«

»Ja, Sir, wenn Sie es wünschen,« sagte das Mädchen und blickte die Herrin schüchtern an.

Ich dachte, die Herrin würde es nicht erlauben, und hoffte es sogar. So gern ich auch zu meiner Schwester wollte, so mochte ich doch nicht die geringste Gunst von einer Person annehmen, die ich ohne große Anstrengung gehaßt.

Gegen meine Erwartung willigte die Frau jedoch ein, daß das Kind mir den Weg zeigte, und ich bin so unbarmherzig, zu glauben, daß sie ihre Einwilligung in der Hoffnung gab, daß mein Wiedersehen mit meiner Schwester ein sehr unerfreuliches sein würde.

Ich folgte Susannen durch die Straßen, bis wir in einen schmutzigen, elenden Stadttheil kamen, wo das Mädchen mir ein Haus bezeichnete und mir sagte, ich sollte nur an die Thür klopfen.

Ich gab der kleinen Sclavin eine halbe Krone, schickte sie dann fort, und im nächsten Augenblick lag meine Schwester schluchzend in meinen Armen.

An der ganzen Ausstattung des Zimmers erkannte ich, daß meine Schwester sich in der größten Armuth befand. Sonderbarer Weise beklagte ich das nicht, sondern freute mich im Gegentheil über die Noth meiner Schwester. Es war ein Beweis, daß sie noch immer tugendhaft und rechtschaffen war. Ueberdies dachte ich auch, daß sie jetzt um so bereitwilliger den Schutz annehmen würde, den ich ihr anbieten wollte. Sie glaubte, ich sei eben aus England zurückgekehrt. Als ich ihr die Täuschung, worin sie sich in Bezug auf diesen Punkt befand, klar machte, schien sie sehr betrübt zu sein, daß ich mich so lange in den Colonieen aufgehalten, ohne es sie wissen zu lassen.

Sie erzählte mir nun die einfache Geschichte ihres Lebens seit unserem letzten Abschied. Zu der Zeit, wo sie mit in das Geschäft der Mistreß Green eingetreten, war diese in tiefe Schulden gerathen, und nach ungefähr drei Monaten der ganze Vorrath des kleinen Ladens verkauft

worden, um den Forderungen der Gläubiger zu genügen. Das Geschäft mußte aufhören, und Mistreß Green war nach Melbourne gegangen, wie mir ihre Nebenbuhlerin bereits erzählt. Martha hatte in mehreren Putzgeschäften der Stadt Arbeit bekommen, aber, wie sie mir erröthend mittheilte, guten Grund gehabt, dieselbe aufzugeben.

Jetzt lebte sie davon, daß sie für Jeden arbeitete, der ihr zufällig Etwas zu nähen gab, und sie bekam bisweilen Arbeit von der Frau, die mir beigestanden, meine Schwester zu finden, aber diese Arbeit würde, sagte mir Martha, sehr schlecht bezahlt.

»O Rowland!« sagte Martha. »Diese Frau ist die Schlimmste von Allen, die je gelebt haben. Sie läßt mich nie Etwas nähen, womit ich mehr verdienen kann, als Brot und Wasser, und doch habe ich Näharbeit von ihr annehmen müssen, weil ich von Anderen nicht genug bekomme. Ich arbeite oft von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends, wenn ich Arbeit bekommen kann, und doch habe ich oft gehungert. Ich bin überzeugt, daß es mir hier eben so schlimm geht, als wie den armen Nähterinnen in London. O mein Bruder! Hier kann man gute Mädchen nicht gebrauchen. Die Leute scheinen sich nur um die schlechten zu bekümmern, und während diese Alles bekommen, was sie sich nur wünschen, müssen Mädchen, wie ich, auch leben wie ich. Rowland, geht es nicht grausam auf der Welt zu?«

Ich freute mich sehr, meine Schwester so reden zu hören, denn jedes ihrer Worte bewies, daß sie ein recht-schaffenes Leben geführt, und außerdem machte mich

ihre Verzweiflung auch glauben, daß sie sich nicht mehr meinen Plänen widersetzen würde, wie sie früher gethan.

Es war übrigens zu meinem eigenen Besten gewesen, daß sie sich vor zwei Jahren nicht meinen Wünschen gefügt. Hätte sie eingewilligt, mit nach England zu gehen, so würde ich trotz meiner Täuschung in Bezug auf Lenoren hingegangen sein. Dadurch wäre das Wiedersehen mit meinem Bruder verhindert worden, und außerdem hätte ich die Gelegenheit verloren, über fünfzehnhundert Pfund Gold zu gewinnen, die ich in den Goldgruben von Victoria gefunden.

SIEBENTES KAPITEL. MEINE SCHWESTER IST IMMER NOCH HARTNÄCKIG.

Ich plauderte noch eine Zeit lang bei meiner Schwester, ehe ich ihr meine Ansichten in Bezug auf sie mittheilte. Ich ließ sie selbst über meine Pläne Vermuthungen anstellen, wie die Umstände sie mit sich brachten.

»Ich freue mich sehr, Rowland,« sagte Martha, »daß Du Dich entschlossen, in den Colonieen zu bleiben. Ich hoffe, Du wirst in Sidney wohnen. O! Wir würden so glücklich sein! Du bist hierher gekommen, um hier zu bleiben, nicht wahr? Sage ja, Bruder, und mache mich glücklich. Sage, daß Du mich nicht wieder verlassen willst.«

»Ich will Dich nicht verlassen, liebe Schwester,« sagte ich, »und hoffe, daß Du jetzt eine Lehre erhalten hast, die Dich bewegen wird, in den Vorschlag einzuwilligen, den ich Dir machen will. Ich bin gekommen, Martha, um Dich mit nach Melbourne zu nehmen.«

»Aus welchem Grunde wünschst Du denn, daß ich mit nach Melbourne gehe? Es ist ja nirgends besser, als in Sidney.«

»Willst Du Sidney immer noch nicht verlassen?« fragte ich mit einem schmerzlichen Vorgefühl, daß mein Plan, meine arme Schwester glücklich zu machen, wieder vereitelt werden würde.

»Rowland,« erwiderte sie, »ich mag nicht nach Melbourne. Ich will Sidney nicht verlassen – wenigstens noch nicht gleich.«

»Möchtest Du Deinen Bruder William nicht gern sehen?« fragte ich.

»Was! William! Den lieben kleinen Willie! Hast Du Etwas vom ihm gehört, Rowland? Weißt Du, wo er ist?«

»Ha. Er ist in Melbourne und sehnt sich sehr, Dich zu sehen. Ich bin gekommen, um Dich mit zu ihm zu nehmen. Willst Du mitkommen?«

»Ich muß William sehen – meinen lang verlorenen Bruder William! Ich muß ihn sehen. Wie bist Du denn mit ihm zusammengetroffen, Rowland? Erzähle es mir. Warum ist er denn nicht mit Dir hierher gekommen?«

»Wir trafen uns ganz zufällig in den Goldgruben von Victoria, und als er mich Rowland nennen hörte, fragte er mich nach meinem andern Namen. Hierauf erkannten wir uns. Der kleine Willie – wie Du ihn nennst – ist jetzt ein großer, schöner junger Mann. Nächste Woche wird er mit einem schönen Mädchen vermählt. Ich bin gekommen, um Dich zur Hochzeit zu holen. Willst Du mitkommen, Martha?«

»Ich weiß es nicht. Meinen Bruder William muß ich sehen. Was soll ich nur thun? Ich kann Sidney nicht verlassen.«

»Martha,« sagte ich, »ich bin Dein Bruder und will Dir gern auf jede nur mögliche Weise beistehen. Ich bin älter als Du, und wir haben keine Eltern mehr. Ich besitze das Recht einer gewissen Autorität über Dich und frage Dich jetzt, aus welchem Grunde Du nicht mit mir nach Melbourne gehen willst.«

Meine Schwester schwieg.

»Gieb mir eine aufrichtige Antwort,« rief ich in einem Tone, in dem etwas Befehlendes lag. »Sage mir, warum Du nicht mit mir gehen willst?«

»O Rowland! weil – weil ich auf Jemanden warte – der mir versprochen – wiederzukommen.«

»Natürlich ein Mann?«

»Ja, ja – ein Mann – ein Mann im wahren Sinne des Wortes, Rowland.«

»Wo ist er denn hingegangen, und wie lange ist es her, daß Du ihn nicht gesehen?« fragte ich, ohne meinen Unmuth länger verbergen zu können.

»Er ging vor mehr als zwei Jahren nach den Goldgruben von Victoria. Ehe er ging, sagte er mir, ich solle bis zu seiner Rückkehr warten, wo er mich dann heirathen wollte.«

»Martha! Ist es möglich, daß Du aus diesem Grunde allein nicht mit mir gehen willst?«

»Es ist – der einzige – ich kann nicht. *Ich muß auf ihn warten.*«

»Dann handelst Du ebenso thöricht, wie unsere Mutter, als sie auf Leary wartete. Der Mann, der Dir versprochen, wiederzukommen und Dich zu heirathen, hat wahrscheinlich Dich sowohl als sein Versprechen schon längst vergessen. Wahrscheinlich hat er eine Andere geheirathet. Ich dachte, Du besädest zu viel Verstand, um jedes müßige Wort zu glauben, das müßige Zungen wagen. Der Mann, um dessen willen Du Dich elend machst, würde über Deine Einfalt lachen, wenn er es erführe. Er hat sogar Deinen Namen wahrscheinlich vergessen. Höre auf, an ihn zu denken, liebe Schwester, und mache sowohl Dich als Deine Brüder glücklich.

»Nenne mich nicht thöricht, Rowland, halte mich nicht dafür! Ich weiß, daß ich es sein würde, wenn ich auf einen gewöhnlichen Mann wartete, aber der, den ich liebe, ist kein gewöhnlicher. Er hat mir versprochen, wiederzukommen, und wenn er nicht stirbt, so bin ich überzeugt, daß er sein Wort hält. Ich weiß, daß es Thorheit gewesen sein würde, den meisten Männern zu vertrauen, wie ich ihm vertraut habe, aber er ist nicht wie Andere. Ich werde noch glücklich werden. Auf ihn zu warten, ist nur meine Pflicht, dringe daher nicht in mich, Dieselbe zu vernachlässigen.«

»O Martha! Unsere arme Mutter dachte gerade so über Leary, wie Du über diesen Mann. Sie hielt ihn für treu, für den besten Gatten von der Welt. Du kannst Dich vielleicht ebenso irren, wie sie. Ich rathe Dir, nicht mehr an ihn zu denken, sondern mit mir zu gehen. Sieh' Dich um! Sieh',

auf welche elende Weise Du lebst! Komm in eine glückliche Heimath zu Denen, welche Dich aufrichtig lieben.«

»Rede nicht so mit mir, Rowland, oder Du machst mich wahnsinnig. Ich möchte gern mit Dir gehen und William sehen, aber ich kann und darf Sidney nicht verlassen.«

Ich erkannte deutlich, daß meine Schwester in derselben Täuschung befangen war, wie die, welche unsere Mutter bis zum Tode beherrscht, und mit großem Kummer sah ich ein, daß es Thorheit sei, meine Schwester zu überreden zu suchen. Ich erkannte, daß Verstand, Vernunft, Ueberredungskünste oder Drohungen gleich nutzlos sein würden, um Erhörung meiner Bitten zu erlangen. Da ich mit so wenig Frauen in Berührung gekommen, so glaubte ich, daß kein Weib je so blindes Vertrauen und so volle Hingebung für einen Mann empfunden, und ich hätte meinen Kopf verwetten wollen, daß der Geliebte meiner Schwester ein Mann ohne Grundsätze, ein niedriger Schurke ähnlichen Gelichters wie Leary wäre. Allerdings hielt ich ihn für nicht ganz so schlecht, wie Leary, denn das schien mir unmöglich.

Ich betrübte mich sehr, daß meine freundlichen Absichten gegen Martha durch ihre Thorheit vereitelt werden sollten. Ich war sogar zornig darüber. Vielleicht war das unmännlich von mir. Meine Schwester war unglücklich. Ohne Zweifel hatte man sie betrogen, so daß sie nicht schuld an ihrem Unglück war. Sie war eher ein Gegenstand des Mitleids, als des Zornes, aber ich war zornig und konnte nicht umhin, es ihr zu zeigen. Da ich mir meiner wahren und uneigennütigen Fürsorgen für sie

bewußt war, so konnte ich nicht umhin, es für undankbar zu halten, daß sie sich so meinen Plänen für ihr Wohl widersetzte.

»Martha,« sagte ich, »ich frage Dich noch ein Mal, ob Du mit mir gehen willst. Thust Du es, so erfüllst Du nicht nur Deine Pflichten als Schwester, sondern gehst auch Deinem eigenen Glück entgegen. Verwirfst Du jedoch mein Anerbieten, so werde ich es nie wiederholen, denn wir trennen uns dann auf immer. Ich werde Dich dann dem Elend überlassen, welches Du nicht nur zu wünschen, sondern auch zu verdienen scheinst.«

»Rowland! Rowland!« rief sie aus, indem sie die Arme um meinen Hals schlang, »ich kann mich nicht auf diese Weise von Dir trennen. Verlaß mich nicht! Du darfst – Du darfst nicht!«

»Willst Du mit mir gehen?« fragte ich, zu aufgeregter, um geduldig auf ihre Bitten hören zu können. »Rowland, frage mich nicht! Möge Gott mir helfen! Ich kann nicht mitgehen!«

»Dann lebe wohl!« rief ich, »lebe wohl auf ewig!« und während dieser Abschiedsworte riß ich mich aus Martha's Umarmung und eilte halb wahnsinnig aus dem Zimmer hinaus.

ACHTES KAPITEL. DER BRÄUTIGAM MEINER SCHWESTER.

Als ich das Haus verließ, wogten in meiner Seele streitende Gefühle durcheinander. Täuschung, Kummer und Zorn rangen mit einander.

Es war unrecht von mir, mich auf diese Weise von meiner Schwester zu trennen, und dies sagte mir auch mein Gewissen, ehe ich noch zweihundert Schritt die Straße hinabgegangen war. Ich hätte Martha wenigstens etwas Geld geben sollen, um sie aus der äußersten Noth zu retten, in der sie sich augenscheinlich befand.

Die Ueberlegung eines Augenblicks sagte mir, während ich dabei auf der Straße stehen blieb, daß es meine Pflicht war, dies, wenn nicht noch mehr zu thun.

Ich wollte ihr einige Pfund schicken, nachdem ich in mein Hotel zurückgekehrt sein würde. Dann aber überlegte ich mir, daß damit größere Mühe verbunden sein würde, als wenn ich umkehrte und Martha das Geld selbst gäbe. Dies bestimmte mich, in Martha's Wohnung zurück zu gehen. Ich that es und klopfte wieder an die Thür.

Einige Augenblicke lang bekam ich keine Antwort, und ich klopfte wieder. Ich wartete ziemlich zwei Minuten lang, und immer noch rührte sich nichts.

Ich war eben im Begriff, die Thür einzuschlagen, als sie von einem Manne geöffnet ward, dessen ungeheure Gestalt den Eingang von einem Pfeiler zum anderen ausfüllte. Es war der ›Elephant!‹ Jetzt ward mir augenblicklich Alles klar. Auf *ihn* hatte meine Schwester gewartet. Sie war die Nähterin, für die er gearbeitet – das junge Mädchen, von dem er in seiner Geschichte gesprochen – zu der er, wie er gesagt, zurückkehren und die er heirathen wollte.

Martha hatte sich in einen Stuhl geworfen und schien bewußtlos zu sein.

Ich kann mich nicht erinnern, daß Olliphant oder ich bei unserer Begegnung gesprochen hätten. Wir waren Beide zu sehr überrascht. Die, welche es können, mögen sich die eigenthümlichen Gefühle erklären, welche uns bei diesem Wiedersehen erfüllten. Ich kann es nicht und werde es daher auch nicht versuchen. Unsere Aufmerksamkeit ward bald auf Martha gelenkt, welche mittlerweile ihr Bewußtsein wiedergewonnen.

»Ich danke Gott!« rief sie, indem sie sich zu mir wendete, »ich danke Gott, Rowland, daß Du wieder gekommen bist. Siehst Du, er ist wiedergekommen!« fuhr sie fort, indem sie die Hand auf des ›Elephanten‹ breite Schulter legte. »Ich wußte, daß er es thun würde. Ich sagte Dir, daß er gewiß käme und daß er mich nicht suchen könnte. Dies ist mein Bruder, Alex,« fügte sie hinzu, indem sie sich zu Olliphant wendete. »Er wollte, daß ich Dich verlassen sollte, aber zürne ihm nicht, denn er kannte Dich nicht so gut, wie ich. Ich habe schwere Zeiten durchlebt, Alex, aber die Freude dieses Augenblicks belohnt mich reichlich dafür.«

Es dauerte eine Zeit lang, ehe Olliphant und ich Gelegenheit fanden, mit einander zu sprechen, denn Martha schien sich vorgenommen zu haben, Niemanden zum Worte kommen zu lassen.

»Wie thöricht wir gewesen sind!« rief Olliphant aus, sobald sein Liebchen einmal schwieg. »Hättest Du mir

gesagt, daß Du Stone hießest und eine Schwester in Sidney hättest, so hätten wir viel mehr gegenseitigen Genuß an unserer Gesellschaft gehabt! Du hast beinahe Deinen Bruder, und Du oder ich, wir hätten beinahe Deine Schwester verloren, weil Du Deinen Namen geheim gehalten. Ich weiß, daß es sich für einen Mann nicht besonders schickt, mit Anderen über seine Familienangelegenheiten zu sprechen; aber die Regeln der Etiquette werden oft von Denen gegeben, die nur geachtet werden, weil man sie nicht kennt, oder weil man vielmehr Nichts über sie sagen kann, was ihnen zur Ehre gereichte.

»Du und ich, wir sind Freunde gewesen,« fuhr der ›Elephant‹ fort, indem er seine Rede noch immer an mich richtete. »Warum hätten wir uns denn um die Etiquette zu kümmern gebraucht? Wir hätten uns nicht an die Vorschriften derselben kehren sollen. Verlaß Dich darauf, daß Aufrichtigkeit der Geheimthuerei stets vorzuziehen ist.«

Ich versicherte Olliphant, daß die letzten Ereignisse mich von der Wahrheit seiner Ansicht überzeugt hätten, und daß ich auch glaubte, ein ehrlicher Mann habe sehr wenig auf seinem Gewissen, was er vor seinen Bekannten zu verbergen brauche.

Die Scene, die nun folgte, war eine des ungetrübtesten Glückes. Sie endete mit dem Entschluß, daß wir uns alle Drei sogleich nach Melbourne begeben, und daß Olliphant und Martha gleichzeitig mit meinem Bruder und Miß Morell getraut werden sollten.

Es war amüſant, den Wechsel mit anzusehen, der mit Martha's Ansichten vorgegangen. Sie machte auch nicht den geringsten Einwand mehr dagegen, Sidney zu verlassen, sondern erklärte im Gegentheil, sie sei erfreut über die Aussicht, nach Melbourne zu gehen, das sie schon lange zu sehen gewünscht hätte.

Während des Abends kam die kleine, arme Sclavin Susanne aus dem Putzladen herüber, und brachte, ein Paket Näharbeit, die Martha sogleich fertigen sollte.

»Sage Deiner Herrin,« entgegnete Martha, »daß ich nicht mehr für sie arbeiten kann, denn sie bezahlt nicht genug. Sage ihr, ich hoffte, es sei ihr dies nicht sehr unangenehm, aber ich kann wirklich nicht mehr für sie nähen. Willst Du das sagen?«

»Ja,« sagte Susanne, »ich glaube auch nicht, daß es ihr sehr unangenehm sein wird, denn sie sagte, sie glaubte nicht, daß Sie jetzt noch für sie arbeiten würden, und schickte mich bloß her, um zu sehen, wie die Sachen ständen.«

Wir hatten an diesem Abend genug zu plaudern. Olliphant hatte unsere arme Mutter gekannt und war sehr über ihr unglückliches Ende betrübt.

Wir Alle hatten Erklärungen zu machen, und Olliphant und ich hörten mit gleicher Theilnahme einer langen Erzählung meiner Schwester zu von ihren Kämpfen, sich zu ernähren, und welchen Kummer sie empfunden, als sie meine Bitte, mich nach Melbourne zu begleiten, nicht erfüllen konnte.

Dieses Bekenntniß war mir eben so angenehm, wie dem ›Elephanten‹, vielleicht aber freute er sich doch noch mehr als ich, als er hörte, daß während seiner Abwesenheit Martha nie an seiner Rückkehr gezweifelt und daß auch nicht der geringste Zweifel an ihm nur einen Augenblick in ihrer Seele aufgestiegen.

Wie die Umstände sich jetzt gestaltet hatten, konnte ich nicht mehr bedauern, daß meine Schwester, wie ich es übereilt genannt, thöricht gewesen, und daß ihr Glaube an Olliphant's Treue unter den vielen starken Versuchungen, denen sie ausgesetzt gewesen, unerschütterlich geblieben.

Sie hatte sich als eines guten Gatten würdig erwiesen, und ich hätte sie mit Keinem lieber vermählt gesehen, als mit dem Mann, auf den sie so lange und geduldig gewartet.

NEUNTES KAPITEL. AUF DEM MEERE.

Ani dritten Tage nach meiner Ankunft in Sidney reis'te ich mit dem Dampfer ›Warratah‹ nach Melbourne zurück. Olliphant und Martha begleiteten mich.

Nachdem wir in Melbourne eingetroffen, nahm meine Schwester ihre Wohnung bei Mistreß Morell, wo ihr die Freude zu Theil ward, ihren Bruder William zu sehen und ihre künftige Schwägerin kennen zu lernen.

Sarah Morell und Martha wurden gleich vom ersten Augenblick an, wo sie sich sahen, warme Freundinnen, und an dem Abend unserer Rückkehr war keine glücklichere Gesellschaft in der ganzen Colonie zu finden, als

die, welche sich in Mistreß Morell's Hause versammelt hatte.

Bisweilen schoß ein Gedanke an meine lebenslängliche Täuschung mir durch den Kopf, aber der Anblick so vieler glücklicher Gesichter um mich herum gab mir bald das Gefühl ruhiger Zufriedenheit wieder.

Am nächsten Tage wurden große Vorbereitungen für die doppelte Trauung getroffen, die bald stattfand.

Der Akt zeichnete sich nicht durch große ceremonielle Pracht aus, wie ich dies oft bei den Hochzeiten glücklicher Goldsucher mit angesehen. Alles war mit demselben Anstand und Geschmack arrangirt, welche die frühere Handlungsweise der Hauptpersonen diktirt zu haben schienen.

Als Hochzeitreise wollte mein Bruder mit dem ersten Schiff, welches nach England ginge, seiner Heimath einen Besuch abstatten. Da ich mich nicht gern so schnell wieder von ihm trennen wollte und mich nicht sehr nach den Goldgruben sehnte, so beschloß ich, ihn zu begleiten.

Olliphant und Martha blieben nur so lange noch in Melbourne, als bis sie uns hatten abreisen sehen, worauf sie dann nach Sidney zurückzukehren beabsichtigten, um ihren bleibenden Wohnsitz daselbst zu nehmen. Der ›Elephant‹ hatte so viel Gold gefunden, daß er ein anständiges Geschäft gründen konnte, und es war ganz natürlich, daß er Neusüdwaales, seine Heimath, jedem anderen Lande vorzog. Ich wußte, daß meiner Schwester es

jetzt überall gleich gut gefallen würde, so lange sie nur bei ihrem Gatten war.

Ich reise nicht gern auf einem Schiffe, auf dem sich viele Passagiere befinden. Es ist dann, als ob man einen Spaziergang in einer Straße machte, wo sich die Leute drängen. Wenn viele Passagiere auf einem Schiffe sind, so steht zu erwarten, daß man auch einige findet, die einen unangenehmen Charakter haben, den sie gewiß auch während der Reise merken lassen. Ueberdies müssen auf einem vollen Schiffe alle Vorschriften schärfer eingehalten werden, wodurch Allen die Ueberfahrt unangenehm wird. Auf einem Schiffe, auf dem nur eine mäßige Anzahl Passagiere fahren, hat man größere Freiheit und auch mehr Vergnügen. Aus diesem Grunde bezahlten wir die Ueberfahrt erster Klasse auf einem kleinen Schiffe, auf dem außer uns, wie wir wußten, sich nur noch ungefähr zwanzig Passagiere befanden.

Das Schiff fuhr direkt nach dem Hafen von London; der Capitain, Namens Nowell, war allem Anschein nach Gentleman, die Zimmer und andere Erfordernisse befriedigten, und so fuhren wir denn mit aller Aussicht auf eine angenehme Reise ab.

Da der Capitain Nowell ein Mann von geselligen Talenten war, so gewann er bald die Gunst aller Passagiere. Zwischen mir und ihm entstand bald ein sehr freundschaftliches Verhältniß, und ich verbrachte viele Zeit bei ihm mit Schachspielen, oder Gesprächen über Gegenstände, die mit seinem Berufe, den ich noch nicht ganz

vergessen, zusammenhängen. Capitain Nowell schien Interesse für mein zukünftiges Wohl zu empfinden, und zwar so, daß er oft mit mir über den Gegenstand meiner Verheirathung sprach.

»Oft kehren glückliche Goldsucher,« sagte er, »auf meinem Schiffe nach Hause zurück, um sich eine Frau zu suchen und werden nicht selten in der Qualität dieses Artikels betrogen. Da ich jedoch einige Erfahrung in Heirathsangelegenheiten habe, so können Sie nichts Besseres thun, als es mir überlassen, eine Frau für Sie zu suchen. Außerdem,« fuhr er fort, »habe ich eine junge Dame im Auge, die, wie ich glaube, für Sie passen würde, und für die ich schon lange einen guten Gatten suche. Bis jetzt aber bin ich noch mit keinem Mann in Berührung gekommen, dem ich ihr Glück anvertrauen möchte. Nach Dem jedoch, was ich von Ihnen gesehen, Mr. Stone, glaube ich, sie Ihrer Hut anvertrauen zu können.«

Obgleich mir der Schützling des Capitains ganz gleichgültig war, konnte ich doch nicht umhin, mich für das mir gemachte Compliment zu bedanken.

»Ich bitte Sie nur,« fuhr er fort, »sich nicht zu schnell nach Ihrer Ankunft in England zu binden. Thun Sie nichts Derartiges, als bis Sie die Dame gesehen haben, und wenn sie Ihnen nicht gefällt, so ist dies weiter sein Unglück.«

Ich dankte dem Capitain für sein Anerbieten und seufzte, als ich an das grausame Schicksal dachte, welches eine unübersteigliche Schranke zwischen mir und Lenoren aufgerichtet.

Ein Umstand ist es, der dem Leser in meiner Erzählung merkwürdig, ja, kaum glaublich erscheinen wird, und das ist die Leichtigkeit, womit ich so viele Freunde gewann. Eine Erklärung dieses Umstandes dürfte hier vielleicht am Orte sein.

Ich meinte Das, was ich sagte, wenn es auch noch so wenig war, stets aufrichtig. Niemand konnte sich lange mit mir unterhalten, ohne dies zu merken. Ich will dies nun nicht etwa als einen mir allein eigenthümlichen Charakterzug geltend machen, kann aber, insoweit es mich meine Erfahrung gelehrt, versichern, daß dieser Charakterzug auch nicht bei allen Menschen zu finden ist. Nur zu oft wird die Sprache als Mittel angewendet, durch welches die Gedanken verborgen, anstatt ausgedrückt werden.

Tausende von Menschen sagen, was sie nicht meinen, und gewinnen bisweilen Freunde dadurch. Eine solche Freundschaft oft aber eben so flüchtig, wie falsch, und bereitet Dem, der sie gewinnt, oft mehr Kummer und Täuschung, als ihm vielleicht seine ärgsten Feinde bereiten könnten.

Es geschah während unserer Heimreise Nichts, was des Bemerkens werth wäre. Nachdem wir an einigen kleinen Inseln vorübergekommen, die an der Küste von Port Philip liegen, erblickten wir erst in drei Monaten wieder Land.

Am zweiundneunzigsten Tage unserer Reise endlich ertönte der fröhliche Ruf ›Land!‹ und als wir auf das Deck eilten, erblickten wir die weißen Klippen von Dover.

Groß war die Freude Mistreß Morell's und ihrer Tochter, als Beide die heimathlichen Gestade wiedersahen, und ich beneidete meinen Bruder, der so viel zu dem Glück Anderer beigetragen und dabei so erfolgreich sein eigenes begründet hatte.

Wir landeten in Portsmouth und fuhren mit der Eisenbahn nach London. Ehe ich Abschied von Capitain Nowell nahm, der noch einige Tage auf seinem Schiffe bleiben mußte, versprach ich ihm, ihn in London zu besuchen, nachdem er mir bereits seine Adresse gegeben.

Nach wenigen Stunden betrat ich zum erflen Male die Weltstadt London.

ZEHNTES KAPITEL. DAS LEBEN IN LONDON.

Nachdem wir in einem Hotel übernachtet, bezogen wir den nächsten Tag eine Privatwohnung in Brompton.

Mehrere Tage lang nach unserer Ankunft lag meinem Bruder die Erfüllung der angenehmen Pflicht ob, seine Gattin und seine Schwiegermutter auf der Runde von Besuchen bei zahlreichen alten Bekannten zu begleiten, während ich allein durch die Straßen der merkwürdigen Stadt wandern mußte. Ich hätte mit Vergnügen von einem Besuch in der weltberühmten Metropole versprochen, allein ich täuschte mich und fing gar bald an zu bedauern, daß ich das freie Leben, welches ich in den Goldgruben geführt, aufgegeben hatte.

Ich hatte jedoch auch in London Geschäfte zu besorgen. Das Gold, welches ich in Californien gefunden, hatte

ich, mit dem zusammen, welches mir der alte arme Stormy Jack vermacht, an die Bank von England geschickt, und ungefähr eine Woche nach meiner Ankunft begab ich mich nach der City, um die Summe zu erheben, die mir gehörte. Als ich mich dem Cassirer vorstellte, sagte er mir, daß ich eine glaubwürdige Person mitbringen müßte, welche bestätigte, daß ich wirklich Rowland Stone hieß. Diese Person müßte aber den Beamten der Bank bekannt sein.

Dieses Verlangen brachte mich in Verlegenheit. Wo sollte ich einen Bürgen finden? Ich war vollkommen fremd in London, eben so wie meine Reisegefährten. Ich kannte in der ganzen großen Stadt keine Seele, und noch viel weniger eine, die den Bankbeamten bekannt war.

An wen sollte ich mich wenden?

Als ich mir diese Frage schon zum zwanzigsten Mal vorgelegt, besann ich mich auf Capitain Nowell. Er mußte gerade der Rechte sein.

Ich rief sogleich ein Cab herbei und fuhr nach dem Hause, welches er mir als seine Wohnung genannt. Glücklicher Weise war er von Portsmouth angelangt und zu Hause.

Ohne einen Augenblick zu zögern, begleitete er mich auf die Bank, wo Alles zu meiner Zufriedenheit arrangirt ward. Anstatt meine daselbst niedergelegte, Summe zu erheben, vermehrte ich dieselbe, indem ich das in Australien gesammelte Gold dazu legte. Daß ich mich jetzt überhaupt darum kümmerte, geschah nur deßhalb, weil ich mich überzeugen wollte, daß das Gold, welches

ich aus Californien geschickt, glücklich angekommen und überhaupt Alles in Ordnung sei.

Ehe im mich von Capitain Nowell trennte, wollte er wissen, warum ich ihn nicht eher aufgesucht hätte.

»Ihr heutiger Besuch,« sagte er, »war eigentlich keiner, und ich werde denselben auch nicht als einen solchen gelten lassen. Sie sind nur gekommen, um mich mit Geschäften zu belästigen, bei denen Sie mich brauchten, denn sonst hätte ich Sie wahrscheinlich gar nicht zu sehen bekommen. Sie müssen mir nun einen ordentlichen Besuch abstatten. Kommen Sie doch morgen, oder wann es Ihnen sonst bequem ist. Sie kennen doch meine Art und Weise zur See. Eben so mache ich es auf dem Lande. Vergessen Sie auch nicht, daß ich Ihnen Etwas zu zeigen habe, was Sie doch erst ansehen sollten, ehe Sie wo anders wählen.«

Ich gab dem freundlichen Capitain das Versprechen, ihn zu besuchen, obgleich ich dabei nicht den Beistand wünschte, den er mir leisten zu wollen schien. Eine Gattin suchen war Etwas, was meinen Gedanken sehr – sehr fern lag.

Mehrere Tage waren nach meiner Zusammenkunft mit Capitain Nowell verflossen, und jeden Tag steigerte sich meine Unzufriedenheit mit dem Leben, welches ich in London führte. Mein Bruder, seine Gattin und Mistreß Morrell waren sehr freundlich gegen mich und suchten mich so glücklich wie möglich zu machen. Sie verbrachten jedoch einen großen Theil ihrer Zeit mit Besuchen

oder Vergnügungen, für die ich keine Theilnahme empfinden konnte. Ich erkannte bald, daß ich, wenn ich zufrieden sein wollte, entweder thätigen Antheil am geschäftigen Leben, oder großes häusliches Glück besitzen müßte. Das Letztere konnte ich nie zu erlangen hoffen, und London schien keine Thätigkeit bieten zu können, die meinem Charakter und meinen Gewohnheiten so zusagte, wie die, der in den Goldgruben obgelegen.

Ich hätte einen guten Theil meiner Zeit sehr angenehm in Capitain Nowell's Gesellschaft zubringen können, aber ich ward gerade durch Das, was mich unter anderen Umständen vielleicht hätte anziehen können, von diesem Vergnügen und sogar von dem versprochenen Besuch abgehalten. Ich wünschte nicht die Bekanntschaft der jungen Dame zu machen, von der Capitain Nowell gesprochen, und wenn ich ihn gesucht hätte, so würde ich ihm sowohl als Anderen dadurch Gelegenheit gegeben haben, etwas Anderes zu denken.

Ich gebe zu, daß ich hierin vielleicht allzu gewissenhaft war, da wir, Capitain Nowell und ich, in kurzer Zeit vertraute Freunde geworden waren. Nach dem, was er bereits gesagt, konnte ich die junge Dame nicht besuchen und gleichgültig gegen sie bleiben, wenn ich nicht Anlaß zu einer Vermuthung geben wollte, daß ich sie meiner Achtung für unwürdig erachtete, und nachdem ich sie gesehen, eine ungünstige Meinung von ihr bekommen hätte. Es mag thöricht von mir gewesen sein, daß ich mich durch solche Gedanken hindern ließ, meinen Freund zu besuchen; da ich aber nicht nach London auf

die Frauenjagd gekommen war, so wollte ich auch nicht, daß Andere dies denken sollten. Mir war die Ehe nicht mehr ein angenehmes Thema zum Nachdenken, besonders wenn sich dasselbe auf mich bezog, und die wenigen Worte, die der Capitain gegen mich geäußert, waren genug, um die Erfüllung des einzigen Wunsches zu hindern, den er wahrscheinlich in Bezug auf mich hegte, daß ich ihn nämlich besuchen und seine Gastfreundschaft genießen möchte.

Ungefähr einen Monat nach unserer Ankunft in London fragte ich auf dem Generalpostamt nach Briefen aus Australien, und erhielt zu meiner großen Freude zwei. Der eine war von Olliphant, der andere von meiner Schwester. Martha's Brief war ein ächter Frauenbrief, den der Empfänger ein Mal las, und dann vielleicht vergaß. Er enthielt lauter freundliche Worte an uns Alle, die mir in London waren; aber man erfuhr weiter. Nichts daraus, als daß sie allen Menschen das beste Wohlergehen wünschte und selbst im höchsten Grade glücklich war.

Vielleicht befriedigte mich Olliphant's Brief mehr, aus dem ich hier den folgenden Auszug wiedergebe.

»Bei unserer Rückkehr nach Sidney erfuhr ich, daß mein Vater eben von einem Besuch in England, den zu machen er sich schon lange vorgenommen, zurückgekehrt sei. Ich wünschte sehr, ihn zu sehen, denn ich hoffte, daß wir wieder Freunde werden würden. Da ich aber wußte, daß die ersten Schritte zu einer Versöhnung von meiner Seite gethan werden mußten, so konnte ich

nicht zu ihm gehen, denn ich dachte nicht im Entferntesten daran, Reue über Etwas zu zeigen, was recht war. Das Einzige, was ich zur Erreichung meiner Wünsche thun konnte, war, daß ich mich mit einem beiderseitigen Freund in Verbindung setzte und diesen wissen ließ, daß ich nach Sidney zurückgekehrt sei. Ich unterließ es auch nicht, hinzuzufügen, daß ich mit einer vollen Börse aus den Goldgräbereien zurückgekommen wäre, denn ich wußte, daß dies meinem Vater auch mitgetheilt werden, und daß es eine günstige Wirkung auf ihn hervorbringen würde.

»Es schien, als ob ich mich nicht getäuscht hätte. Nach drei Tagen fand mein Vater sich in dem Hotel ein, in dem ich wohnte, und kam mir entgegen, wie ein Vater seinem Sohne entgegenkommen soll, den er über drei Jahre nicht gesehen hat. Ich war nicht wenig über die Wendung der Dinge erstaunt, denn da ich die Hartnäckigkeit des alten Herrn kannte, so erwartete ich weder eine so schnelle, noch eine so befriedigende Versöhnung. Ich vermuthete, daß Zeit und Mühe dazu gehören würden, um wieder mit ihm auf guten Fuß zu kommen.

»Er schien sehr über Martha's Erscheinung erfreut zu sein, und er und sie wurden bald gute Freunde.

»Du gefällst mir,« sagte er zu ihr, »und ich glaube gern, daß Du meines Sohnes würdig bist, was viel sagen will. Ah mein Sohn,« fuhr er zu mir gewendet fort, »hättest Du Deine Londoner Cousine als Gattin nach Hause gebracht, wie ich es dir befohlen, so hätte ich Dich sicherlich bei Deiner Rückkehr durchgepeitscht. Als ich sie in London

sah, bekam ich bald eine andere Meinung von ihr. Sie ist weiter Nichts, als eine alberne Thörin und zu eingebildet als daß sie es wüßte. Ich bewundere den Muth, womit Du Dich meinen Befehlen widersetzt und ein Mädchen geheirathet hast, welches ich mich durchaus nicht schäme, als meine Tochter anzuerkennen.«

»Wir werden morgen die Stadt verlassen und uns auf die Ansiedlung meines Vaters begeben. Das Einzige, was wir noch zu unserem vollkommenen Glücke wünschen, ist Deine, William's und dessen Gattin Gesellschaft. Ich hoffe, daß, wenn Ihr das ›alte Land‹ einige Wochen kennen gelernt habt, Ihr wie ich glauben werdet, daß es nur für Zierbengel und Modenarren paßt, und daß jeder energische und unternehmende junge Mann hierher zu uns kommen sollte, wo das Leben noch einen Zweck hat und der Arbeit werth ist, die ein Jeder vollbringen sollte. Ich erwarte Euch innerhalb des nächsten Jahres in Sidney.«

Ich lebte im Stillen selbst der Ueberzeugung, daß der ›Elephant‹ Recht hätte, wenn er glaubte, daß ich bald in die Colonieen zurückkehren würde. Warum sollte ich auch in London bleiben? Hier war ich Nichts. Anders war es mit meinem Bruder. Dieser konnte jetzt überall glücklich sein. Ihm fehlte nur ein Ort, an dem er ruhig seine letzte Reise aus der Welt erwarten könnte, während ich ein ›rollender Stein‹ war, der weiter rollen oder – elend sein mußte.

Je mehr ich mir die Sache überlegte, desto fester ward mein Entschluß, mich von London zu trennen, und in ein

Land zu gehen, wo Jugend und Gesundheit des Besitzes werth wären. Ich fühlte, daß die Gaben, mit denen mich die Natur gesegnet, in London nicht viel Werth besaßen, denn hier sind die Menschen durch Sitten und Gesetze gefesselt, welche Millionen der Herrschaft Weniger unterwerfen. Daher beschloß ich, in ein Land zu gehen, wo ich von meiner Umgebung als Einer Ihresgleichen angesehen würde, wo ich Freiheit hätte, mich zu bewegen, ohne Gefahr zu laufen, in einer Menge sich selbst genügender Geschöpfe, die der Mehrzahl nach wirklich unbedeutender als ich waren, erdrückt zu werden. Ich wollte zu dem ›Elephanten‹ nach Neusüdwaless gehen, und konnte vielleicht ein einflußreicher Mann. in einem Lande werden, wo man die Sonne an jedem Tage sieht.

Jetzt bedauerte ich es, je ein ›rollender Stein‹ gewesen zu sein. Ich glaubte, glücklicher wäre der Mensch, der nie die Heimath verlassen, um Unzufriedenheit kennen zu lernen und der Slave von Wünschen zu werden, die an einem Orte nicht befriedigt werden können. Jeder Ort der Erde hat seine besonderen Vorzüge, die in gewissen Beziehungen über allen anderen stehen. Wenn wir nun viele Länder durchwandern und an jedem ihrer Genüsse Theil nehmen, so lernen wir viele Wünsche kennen, auf die wir mit Bedauern zurückblieben, wenn sie uns nicht mehr erfüllt werden. Wer kann, nachdem er in einem tropischen Klima gelebt, den eisigen Stürmen eines nordischen Winters trotzen, ohne sich nach grünen, blumigen Verandas und Orangenhainen zu sehnen?

Und wenn wir von glühenden Sonnenstrahlen beinahe versengt werden, wenn Reptilien uns überall martern, wenn geflügelte Insekten uns bis zum Wahnsinn peinigern, seufzen wir wieder nach den erfrischenden Winden eines nordischen Klimas und den geselligen, häuslichen Freuden, die dort zu finden sind – nach einem Glück, wie es meinem Bruder jetzt vergönnt, mir aber auf ewig versagt war.

Während solche Gedanken beständig durch meine Seele zogen, fühlte ich, daß London, trotz seiner Größe, mir zu eng ward, und ich wartete nur, bis eine leichte Drehung des Glücksrades mich anregen würde, von Neuem zu den Antipoden zu gehen.

EILFTES KAPITEL. ALTE BEKANNTE.

Während ich eines Tages in einem Omnibus den Strand hinunter fuhr und durch die Fenster blickte, unterhielt ich mich damit, daß ich die ›Mitfahrenden‹, welche auf dem ›Verdeck‹ saßen, oder vielmehr ihre Bilder, welche sich in den Tafelglasfenstern der Läden, an denen wir vorüberfuhren, betrachtete.

Während dieser Beschäftigung zog besonders das Gesicht eines der Passagiere, welche sich so widerspiegelten, meine Aufmerksamkeit auf sich, und als ich meine complicirte Musterung fortsetzte, überzeugte ich mich, daß ein Bekannter gerade über mir saß. Ich bat den Conductor, den Omnibus halten zu lassen, und nachdem es geschehen, stieg ich aus und kletterte oben hinauf. Als ich mit meinen Augen in gleicher Höhe mit dem Dach war,

sah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Cannon, den ich zuletzt in Melbourne gesehen, war einer der Passagiere, welche auf dem Dach des Omnibus saßen.

Wir stiegen bei ›Charing Croß‹ vom Omnibus, begaben uns in Morley's Hotel und bestellten ein Mittagsmahl für zwei Personen.

›Cannon,« sagte ich, »wie kommen Sie denn hier her? Ich ließ Sie ja in Melbourne ohne Alles Geld zurück. Auf welche Weise sind Sie denn herüber zu der alten Heimath gekommen?«

›Nun,« erwiderte Cannon mit einem eigenthümlichen Grinsen, »das ist leicht zu erklären. Meine mir wohlwollenden Freunde hier schickten mir Geld, welches ich kurz nach meiner Begegnung mit Ihnen erhielt. Ich wußte, warum meine Freunde es schickten. Sie fürchteten, ich würde in der Fremde Mangel leiden und deßhalb auf irgend eine Weise wieder nach Hause zu kommen suchen. Sie waren aber doch nicht so schlau, als sie dachten. Als ich ihre Geldanweisung erhielt, machte ich gerade Das damit, was sie nicht wünschten. Ich bezahlte meine Ueberfahrt, denn ich fürchtete, daß sich mich nicht wieder eine solchle Gelegenheit bieten würde, und ich werde mich sehr wohl in Acht nehmen, daß sie mich nicht ein zweites Mal aus England fortschicken, wenigstens nicht, so lange ich es verhindern kann.«

›Was ist denn aus Vane geworden?« fragte ich.

»Vane! dieser elende, hinterlistige Schurke! Ich mag gar nicht von ihm reden. Er hat hier eine Erbschaft gemacht und kehrte vor mir nach England zurück, Jetzt ist er hier.«

»Und wie geht es denn unseren Freunden am Yarra-Yarra? Haben Sie Etwas von ihnen gehört, seit wir zusammen dort waren?«

»Ja, und ich habe sie auch mehrere Male besucht. Als ich zuletzt dort war, befanden sie sich wohl, das heißt, jedoch nur körperlich, denn sie schienen mir etwas gemüthskrank zu sein. Mit dem erbärmlichen Vane befreundeten sie sich ganz besonders.«

Ich bemerkte, daß Cannon, obgleich er gesagt hatte, daß er gar nicht von Vane reden möckte, doch während der zwei oder drei Stunden unseres Beisammenseins un-
aufhörlich auf ihn anspielte und stets feindselig von ihm sprach.

Ich bemerkte, daß die Beiden nicht mehr Freunde waren. Ich forschte nicht nach dem Grunde ihrer Entzweiung, wahrscheinlich weil ich mich für die Angelegenheiten Beider sehr wenig interessirte.

»Sind Sie hier in irgend einem Geschäft?« fragte Cannon, als wir uns trennen wollten.

»Nein,« erwiderte ich. »Ich mag nicht in London in ein Geschäft eintreten, und da ich nur sehr wenig Unterhaltung hier finde, so will ich wieder nach Australien zurückkehren.«

»Ah! das ist sonderbar,« sagte Cannon. »Vielleicht finden Sie deßwegen keine Unterhaltung hier, weil Sie

fremd sind und nur wenig Bekannte haben. Kommen Sie mit mir, und ich will Sie bei einigen meiner Freunde einführen, die Ihnen das Londoner Leben zeigen können. Wollen Sie mir versprechen, mich morgen um halb elf Uhr hier zu treffen?«

Ich wollte das Versprechen nicht gern geben, Cannon aber wollte sich nicht abweisen lassen, und da ich weiter Nichts zu thun hatte, so willigte ich ein, ihn zu der von ihm bestimmten Stunde und in dem von ihm bezeichneten Hotel treffen zu wollen. Hierauf trennten wir uns.

Obgleich ich weder Cannon noch Vane sehr gern hatte, so gefiel mir Vane doch noch weniger, als Cannon. Ich war durchaus nicht erstaunt darüber, daß Beide sich entzweit hatten. Ich würde mich vielmehr gewundert haben, wenn ich gehört hätte, daß sie so lange zusammen verkehrt, ohne daß sie sich gezankt. Bei allen seinen Fehlern besaß Cannon doch einige gute Eigenschaften, die bei Vane keinen Anklang fanden, und ich hatte ein schnelles Ende ihrer Freundschaft erwartet. Ich wußte, daß Vane sich seinem Freund sehr unliebsam gemacht haben mußte, denn sonst würde dieser kaum so starke Ausdrücke gebraucht haben, als es von seinem alten Kameraden sprach. Wenn Cannon nicht in Hitze gerieth, hütete er seine Zunge gewöhnlich sehr und gab seine Meinung selten in rauhen oder unüberlegten Worten kund.

Am nächsten Morgen traf ich ihn unserer Verabredung gemäß, und wir fuhren nach einem Landhause in St.

John's Wood, wo er mich einigen seiner englischen Bekannten vorstellen wollte. Wir wurden in ein Sprechzimmer geführt, und der Diener mußte ›Mr. Cannon und einen Freund‹ anmelden.

Bald darauf öffnete sich die Thür, und Jessie H— stand vor mir.

Als sie mich sah, konnte sie nicht sprechen, sondern sank auf ein Sopha und schien eine Zeit lang nicht zu wissen, daß Jemand in dem Zimmer war.

Es war grausam von Cannon, uns auf diese Weise wieder zusammenzubringen, und doch schien es durchaus keine Strafe für ihn zu sein, Zeuge einer Scene, die uns Beiden schmerzlich war, zu werden. Er schien sich im Gegentheil über die Gemüthsbewegung, die er hervorgerufen, zu freuen.

Jessie gewann ihre Selbstbeherrschung bald wieder, aber ich merkte, daß ihre Ruhe erkünstelt und erheuchelt und ihr Benehmen durchaus dem unähnlich war, welches ich an ihr am den Ufern des Yarra-Yarra wahrgenommen.

Cannon gab sich große Mühe, die Unterhaltung im Gang zu halten, aber diese Aufgabe überließen wir ihm allein. Ich konnte ihm nur wenig helfen, und Jessie unterstützte ihn ebenfalls nicht. Dieses peinliche Beisammensein, ward endlich durch den Eintritt Mr. H—'s unterbrochen, der sich noch kälter als seine Tochter gegen uns zeigte.

Ich merkte bald, daß er weder Cannon noch mich mit einem Gefühl von Herzlichkeit betrachtete.

Bald darauf gesellte sich Mistreß H— zu uns, die sich freundlicher gegen uns benahm, als ihr Gatte aber sich doch dabei Gewalt anzuthun schien.

Während Cannon Mr. und Mistreß H—'s Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, wechselte ich einige Worte mit Jessie.

»Ich bin sehr unglücklich, Rowland,« flüsterte sie, »ich sehe selten Jemanden, der mir gefällt. Kommen Sie doch morgen zu uns. Wollen Sie es mir versprechen?«

Ich konnte nicht so hart, ja ich möchte sagen, so grausam sein, ihr diese Bitte abzuschlagen.

Wir hielten uns nicht lange auf. Ehe mir gingen, lud uns Mistreß H— auch ein, wiederzukommen, aber ich bemerkte, daß sie es sagte, ohne daß ihr Gatte Etwas davon hören konnte.

»Die kleine Rosa ist in der Schule,« sagte sie, »und Sie müssen wiederkommen, damit Sie das Kind sehen. Sie spricht stets von Ihnen. Wenn sie hört, daß Sie in London sind, so wird sie es gar nicht erwarten können, Sie zu sehen.«

Als wir fort waren, gab mir Cannon, der bereits meine Adresse wußte, die seinige, und wir trennten uns mit dem Versprechen, uns bald wieder zu treffen.

Von dem, was ich so eben zugetragen, begriff ich Vieles nicht.

Warum hatte mir Cannon vorher nicht gesagt, daß Mr. H— mit seiner Familie in London wohnte? Warum hatte er vorgegeben, er wolle mich bei einigen seiner Londoner Freunde einführen? Ich konnte auf diese Fragen nur mit

der Vermuthung antworten, daß er geglaubt, ich wollte ihn nicht begleiten, wenn ich wüßte, wen wir besuchen wollten.

Er hätte dies allerdings glauben können, wenn er an die unhöfliche Weise dachte, in welcher ich von seinen Freunden geschieden, als wir am Yarra-Yarra bei ihnen zum Besuch waren. Aus welchem Grunde wünschte er aber, daß ich sie wieder besuchen sollte, wenn er glaubte, daß ich es nicht wünschte?

Dies war eine Frage, auf die ich keine vernünftige Antwort zu finden vermochte. Ich war überzeugt, daß er aus irgend einem Beweggrund so gehandelt haben müßte, aber was es für einer war, dies konnte ich mir nicht denken. Vielleicht konnte ich am nächsten Tage meines versprochenen Besuches bei Jessie Etwas darüber erfahren. Sie war ungekünstelt und vertrauensvoll, und zwar in so hohem Grade, daß ich gewiß wußte, sie würde mir Alles erzählen, was seit jener schmerzlichen Trennung an den Ufern des Yarra-Yarra geschehen wäre.

Lange nachdem ich das Haus in St. John's Wood verlassen, fand ich Beschäftigung für meine Gedanken. Ich war das Opfer der verschiedensten und beunruhigendsten Empfindungen. Dadurch, daß das Schicksal uns wieder zusammenführte, schien es die Strafe eines Fluchs über uns zu verhängen, anstatt uns einen Segen zu gewähren.

Ich legte mir viele Fragen vor. Konnte eine weitere Bekanntschaft mit Jessie H— in meiner Seele die Erinnerungen an Lenoren verlöschen? Wünschte ich, daß dies geschehen möchte?

Ueber diese Fragen dachte ich lange und schmerzerfüllt nach, aber blos, um sie nur desto weniger beantworten zu können.

Daß Jessie H— schön war, stand außer allem Zweifel. Es lag in ihrer Schönheit ein Zauber, der manch ein Herz hätte gewinnen können und mich nicht gleichgültig gelassen hatte. Ihre Stimme war, wenn sie die Gedanken ihrer reinen, unverstellten Seele aussprach, so melodisch, daß ich sie gern hörte. Und dennoch lag in der Erinnerung an Lenoren, die mich nie geliebt und nie die Meine werden konnte, etwas Lieblicheres und Bezaubernderes, als in der melodischen Stimme und der Schönheit Jessie's.

ZWÖLFTES KAPITEL. JESSIE'S FREIER.

Am nächsten Morgen wiederholte ich meinen Besuch in St. John's Wood. Ich sah Jessie wieder. Sie zeigte sich sehr erfreut, als sie mich sah, aber auf ihren Zügen ruhte ein Ausdruck, der schmerzlich mit anzusehen war. Dieses einst so fröhliche und freudige und noch so schöne Gesicht trug Spuren des geheimen Kammers, der auf dem Herzen der armen Jessie lastete.

»Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder betrüben soll, Rowland,« sagte sie. »Ich freue mich wirklich sehr, Sie zu sehen. Nichts könnte mir größere Freude bereiten, und

doch weiß ich, daß unser Wiedersehen mir vielen Kummer bereiten muß.«

»Inwiefern denn?« fragte ich und that, als ob ich sie nicht verstände.

»Seitdem Sie von uns am Yarra-Yarra schieden, habe ich Sie zu vergessen gesucht. Ich hatte mir vorgenommen, Sie nicht wieder zu sehen. Und jetzt, ach, jetzt sind alle meine Vorsätze vergebens gewesen. Ich weiß, daß es mein Unglück ist, Sie wieder zu sehen, und doch scheint es mir willkommen zu sein. Es war unrecht von Ihnen, gestern zu uns zu kommen, und dennoch könnte ich Sie segnen.«

»Daß ich gestern einen Besuch hier abstattete,« sagte ich, »mag ein unglückliches Zusammentreffen sein, an dem ich jedoch keine Schuld trage. Ich wußte bis zu meinem Eintritt in diesem Hause nicht anders, als daß Sie noch in Australien wären. Mr. Cannon täuschte mich, denn er schlug mir vor, mich einigen seiner Londoner Freunde vorstellen zu wollen, die hier wohnten. Hätte ich gewußt, wen wir besuchen wollten, so hätte ich ihn schon um meines eigenen Glückes willen nicht begleitet.«

»Rowland, Sie sind grausam!«

»Wie können Sie das sagen, wenn Sie mir eben gesagt haben, daß es unrecht von mir wäre, hierher zu kommen? Jessie! Ich verstehe Sie nicht. Sagen Sie mir, warum es unrecht von mir ist, zu Ihnen gekommen zu sein, während Sie sich doch zugleich darüber freuen.«

»Rowland, schonen Sie mich! Sprechen Sie nicht mehr hiervon, Wir wollen von anderen Dingen es reden.«

Ich that mein Möglichstes, Jessies Wunsche nachzukommen, und wir unterhielten uns ziemlich eine Stunde lang über Dinge, wie sie die Conversation mit sich brachte, bis unser *tête-à-tête* durch Mistreß H—'s Eintritt unterbrochen ward.

Ich konnte nicht gut Abschied nehmen, ohne zu versprechen, wiederzukommen, da ich die kleine Rosa immer noch nicht gesehen.

Zu Hause angelangt, setzte ich mich nieder, um über mein Gespräch mit Jessie nachzudenken, wie auch um eine Erklärung dessen zu suchen, was mir nicht nur in Cannon's Benehmen, sondern auch in dem von Jessie's Eltern als geheimnißvoll aufgefallen war.

Ich hatte erfahren, daß Mr. H—, wie viele der australischen Wollzüchter, nachdem er in den Colonieen ein Vermögen erworben, in seine Heimath zurückgekehrt war, um seine Tage in Londen zu beschließen.

Ebenso hatte ich auch erfahren, daß Vane nach dem Besuch, den er mit Cannon und mir bei der Familie am Yarra-Yarra abgestattet, oft wiedergekommen und ein wirklicher Bewerber um Jessie's Hand geworden war.

In der Colonie war er in seinem Bemühen von Jessie's Eltern nicht sonderlich ermuthigt worden. Seit ihrer Ankunft in London hatte Vane jedoch ein Besitzthum geerbt, so daß Mr. H— seine Anträge nun nicht nur selbst begünstigte, sondern auch heftig in seine Tochter drang, dasselbe zu thun.

Eine Vermählung mit Vane würde von den meisten mit der Familie H— auf einer gleichen Höhe stehenden Leuten für vortheilhaft angesehen worden sein, und wie viele andere junge Damen sollte auch Jessie wahrscheinlich mit einem Mann vermählt werden, der erst den zweiten Platz in ihrem Herzen einnahm.

Tausende thun dies, ohne dadurch unglücklich zu werden, und von Jessie H— konnte man kaum erwarten, daß sie hierin von ihrem Alter oder ihrem Geschlecht eine Ausnahme machen sollte. Wirklich hatte sie auch, wie ich nachher erfuhr, mehr den Bitten ihres Vaters als denen ihres Bewerbers nachgegeben und widerstrebend in die Vermählung gewilligt. Dieselbe sollte in ungefähr zehn Tagen stattfinden.

Ich hatte auch erfahren, daß Vane und Cannon sich entzweit, ehe sie Melbourne verlassen. Ich suchte nicht die wahre Ursache hiervon zu ermitteln, denn die Sache ging mich nichts an, und ich mochte nichts davon wissen. Ueber Cannon's Handlungsweise ärgerte ich mich sehr, und zwar nicht ohne Grund, denn er hatte mich als Mittel zur Rache an seinem Feind – Vane zu benutzen gesucht.

Ich konnte mir nicht denken, daß er einen anderen Zweck im Auge hatte, als er mich wieder mit Jessie zusammenführte.

In gewisser Beziehung hatte er auch seine Absicht erreicht. Ohne eitel zu sein, konnte ich meine Augen doch der Thatsache nicht verschließen, daß Jessie gegen eine Vermählung mit Vane Widerwillen empfand, und ich war

überzeugt, daß, nachdem sie mich wiedergesehen, dieser Widerwille sich steigern müßte.

Ich war durchaus nicht erfreut, als ich daran dachte, daß Cannon mich als Werkzeug für seine Rache benutzt, und als er am nächsten Tage bei mir angemeldet ward, nahm ich mir vor, daß diese Unterredung unsere letzte sein sollte.

»Mr. Cannon,« sagte ich, fast ehe er noch Platz genommen, »wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie mich zu Jessie H— führten, da Sie doch Grund zu den Glauben hatten, daß Keins von uns das Andere wiederzusehen wünschte?«

»So Etwas zu glauben, hatte ich durchaus keinen Grund,« erwiderte er. »Im Gegentheil war Ursache vorhanden, mich ganz andere Dinge glauben zu lassen. Ich achte Mr. H— und dessen Familie sehr hoch, und ich will durchaus nicht schmeicheln, wenn ich Ihnen sage, daß dasselbe mit Ihnen der Fall ist. Was ist denn da Schlimmes dabei, wenn ich Personen zusammenbringe, die ich achte und gern Freunde werden sehen möchte? Sie wollen aber eine Erklärung, und diese sollen Sie haben. Es ist folgende: – Sie haben Vane gesehen und kennen ihn. Ich kenne ihn aber noch besser, als Sie. Er ist ein eingebildeter, leichtsinniger Mensch ohne einen Funken von Wahrheit oder Grundsätze. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß seine Gesellschaft unterhaltend war. Ich übersah seine Fehler und vertrug mich lange mit ihm. Als ich aber sah, daß er den Umstand, daß ich ihn

der Tochter seines Freundes vorgestellt, deren er durchaus nicht würdig ist, zu seinem Nutzen ausbeuten wollte, da ward ich sein Feind. Ich gebe zu, daß ich Sie auf etwas listige Weise bei Miß H— eingeführt, und daß ich es überdies in der Absicht gethan, Vane's Pläne zu vereiteln. Ich leugne aber, es, wie Sie denken, aus dem Grunde gethan zu haben, weil er mein Feind ist. Nicht deßwegen that ich es, sondern aus Freundschaft für Mr. H— und seine Familie. Als wir am Yarra-Yarra waren, konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß Sie nicht gleichgültig gegen Miß H—'s Schönheit waren und daß diese auch so verständig war, einzusehen, daß Sie ihrer Achtung würdig waren. Wo lag denn also etwas Schlimmes darin, daß ich Sie wieder mit Jessie zusammen zu bringen suchte? Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich hätte Sie benutzt, um einem Feinde Schaden zuzufügen. Im Gegentheil, ich habe nichts weiter verbrochen, als daß ich das Glück meiner Freunde zu fördern gesucht.«

Auf Cannon's Erklärung konnte ich nichts erwiedern. Er hatte bessere Beweisgründe, als ich, und aus Dem, was er mir gesagt, ging hervor, daß er weder Etwas von Jessie's Verlobung mit Vane, noch davon wußte, daß die Vermählung in Kurzem stattfinden sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus konnte ich ihm nicht sehr um deßwillen zürnen, was er gethan.

Ich hatte Cannon mit dem Entschluß bei mir empfangen, nach Ablauf unserer Unterredung nichts mehr mit ihm zu schaffen haben zu wollen, aber er hatte mir eine

ehrliche Erklärung seines Benehmens gegeben, und wir trennten uns ohne jeden Groll.

Ich hatte Jessie versprochen, sie wieder zu besuchen. Nach meinem letzten Besuche bei ihr hatte ich von ihrer nahe bevorstehenden Vermählung mit Vane gehört, und als ich dies erfuhr, bereute ich mein Versprechen. Ich bereute es aus doppelten Gründen. Erstens konnte mein Besuch Jessie's Unglück nur vermehren, und zweitens ward er mir vielleicht eine Ursache zu Selbstvorwürfen.

Nichts als Kummer konnte aus unserem Wiedersehen entspringen, ein Kummer, der vielleicht gegenseitig war. Trotz meines gegebenen Versprechens nahm ich mir daher vor, Jessie nie wiederzusehen.

DREIZEHNTES KAPITEL. MISTRESS NAGGER.

Mein Bruder William hatte ein Haus in Brompton und zwei weibliche Dienstboten gemiethet, und begann nach der Art und Weise der meisten Londoner Haus zu halten.

In diesem Hause durfte ich zwei Zimmer – ein Wohn- und ein Schlafzimmer – bewohnen.

Die Dienerin, welche Alles in diesen beiden Räumen besorgte, besaß einen Charakter, der sich durch einige ergötzliche Eigenthümlichkeiten auszeichnete. Sie war über fünfzig Jahr alt und hatte ein Gesicht, welches die meisten Menschen für häßlich gehalten haben würden.

Mir am es jedoch nicht so vor. Ich vermuthete nur, daß Mistreß Nagger – so hieß sie nämlich – manche Täuschung im Leben erfahren haben müsse, und daß

der von der letzten und spätesten hervorgebrachte Gesichtsausdruck sich so unverwischbar ihren Zügen aufgedrückt hätte, daß er durch keine Hoffnung auf zukünftiges Glück wieder hinwegzutilgen war.

Wie die Zungen vieler Frauen, war auch Mistreß Nagger's Zunge nur selten ruhig, obgleich sie nur wenige Worte sprach, die sich gewöhnlich auf den Ausruf: »Es thut mir herzlich leid,« beschränkten, dem dann das Bekenntniß folgte: »Weiter kann ich Nichts sagen.«

Bisweilen hatte ich Ursache, über den Kaffee zu klagen, den die alte Haushälterin mir vorsetzte, da er mir schlechter vorkam, als wie sonst wo.

»Mistreß Nagger,« pflegte ich dann zu sagen, indem ich besonderen Nachdruck auf das »Mistreß« legte, worauf sie nicht wenig stolz zu sein schien – »ich glaube gar nicht, daß dies überhaupt Kaffee ist. Wofür halten Sie es denn?«

»Das weiß ich wirklich nicht, Sir, es thut mir herzlich leid.«

»Und diese Milch,« fuhr ich fort, »die muß von einer Kuh mit einem eisernen Schwanze sein.«

»Ja, Sir, es thut mir herzlich leid! Weiter kann ich Nichts sagen.«

Bald erfuhr ich, daß die Aite mit ihrem einfachen Bekenntniß Recht hatte. Zu Allem sagte sie: »Es thut mir herzlich leid,« und ich war nicht böse darüber.

Eines Tages beehrte mich Cannon mit einem Besuche. Da er einige Jahre älter als ich war und eine ziemlich hohe Meinung von sich besaß, so nahm er sich heraus, mir einen Rath zu ertheilen.

»Stone,« sagte er, »warum gründen Sie nicht eine eigene Häuslichkeit und leben glücklich, wie Ihr Bruder? Wenn sich mir eine solche Gelegenheit wie Ihnen dazu böte, so ertrüge ich das elende Leben, welches ich führe, auch nicht eine Woche länger.«

»Von welcher Gelegenheit sprechen Sie denn?«

»Nun von der, welche sich Ihnen zu einer Vermählung mit Jessie H— bietet. Halten Sie mich nicht für unverschämt und zudringlich. Ich betrachte es als ausgemacht, daß wir, Sie und ich, bekannt genug mit einander sind, und daß ich mir eine Freiheit, wie diese, herausnehmen darf. Das Mädchen hat Sie gern, das weiß ich, und es ist eine wahre Schmach, wenn man sieht, wie ein schönes Mädchen, an einen Laffen wie Vane geworfen wird. Warum retten Sie Jessie nicht? Sie besitzt Alles, was ein Mensch nur wünschen kann, obgleich sie ein Wenig anders als die meisten jungen Damen von London ist. Meiner Meinung nach aber erhöht das gerade ihren Werth.«

Daß Cannon auf diese Weise mit mir redete, war unhöflicher von ihm, als er je gewesen, denn gewöhnlich drängte er seine Rathschläge Niemanden auf, besonders nicht in Dingen so ernster Natur.

Da ich glaubte, er besäße ein Wenig Freundschaft für mich, noch mehr für die Familie H— und große Antipathie gegen Vane, so hörte ich ihm jedoch zu, ohne mich beleidigt zu fühlen.

»Ich bin nicht unempfänglich für Miß H—'s Reize,« sagte ich, »aber das Glück, von dem Sie sprechen, kann mir nie zu Theil werden.«

»O! ich verstehe,« erwiderte er. »Sie sind von einer Anderen in der Liebe getäuscht worden? Einmal war ich auch wahnsinnig in Eine verliebt, die einen Anderen heirathete, der ihr wahrscheinlich besser als ich gefiel. Erst wollte ich mir das Leben nehmen, ward aber, glaube ich, durch die Furcht davon zurückgehalten. Aus dieser Täuschung entsprangen sehr unangenehme Gedanken, die mich quälten und mir beinahe drei Jahre lang angingen. Endlich überwand ich sie, und ich will Ihnen sagen, auf welche Weise. Ich begegnete nämlich zufällig dem Gegenstande meiner Liebe. Sie war Mutter zweier rosenwangiger Kinder, und besaß eine Persönlichkeit, die mich sogleich entzauberte. Sie war jetzt ebenso breit wie lang. Ich fragte mich im Stillen, wie ich je so dumm hätte sein können, diese Frau zu lieben und mich überdies ihretwegen unglücklich zu machen. Wenn Sie auf dieselbe Weise getäuscht worden sind, so hören Sie meinen Rath und suchen Sie das Mittel, welches mich geheilt hat.«

So abgeschmackt Cannon's Vorschlag auch erscheinen mochte, so konnte ich doch nicht umhin, einige Philosophie darin zu finden, und ohne Etwas zu sagen, nahm ich mir vor, denselben einer längeren Betrachtung zu würdigen.

Um das Unterhaltungsthema zu wechseln, klingelte ich. Ich wußte, daß Cannon sehr gern ein Glas schottischen Branntwein trank, und als Mistreß Nagger erschien, bat ich sie, eine Flasche Glenlivet, heißes Wasser und Zucker zu bringen. Die Ingredienzien wurden gebracht, und wir begannen den Toddy zu mischen.

»Das ist der rechte Branntwein,« sagte Cannon, indem er die Flasche nahm und die Etiquette daran prüfte; »der ist nach meinem Geschmack.«

Ich sah, wie Mistreß Nagger's Lippen sich leise bewegten, und ich wußte, daß sie die Worte: »Das thut mir herzlich leid,« murmelte. Ich zweifle nicht daran, daß es sie ein Wenig wurmte, sich die Gelegenheit, ihren einen Gedanken in hörbarere Worte zu kleiden, entzogen zu sehen.

Cannon dagegen sah sich in Bezug auf die Qualität des Liqueurs durchaus nicht getäuscht. Wenigstens schien er denselben sehr nach seinem Geschmack zu finden, denn er ward so aufgeräumt dadurch, daß er bis Sonnenuntergang dablief und nicht eher ging, als bis er mich überredet, ihn zu begleiten, während er dabei voraussetzte, daß wir den Abend irgendwo gemeinschaftlich verlebten.

»Was nützt Ihnen denn Ihr Aufenthalt in London?« fragte er, »wenn Sie die ganze Zeit zu Hause bleiben? Sie scheinen jetzt noch weniger lebenslustig zu sein, als in Melbourne. Wie kommt denn das, Stone?«

»Weil ich hierher gereis't bin, um auszuruhen. Ein Leben schwerer Arbeit hat mir nur wenig Zeit gelassen, die Kenntnisse zu erwerben, die man aus Büchern erhält, und jetzt, wo ich einige Mußestunden habe, will ich dieselben auch gut benutzen.«

»Das ist ohne Zweifel eine sehr vernünftige Absicht,« sagte Cannon, »aber heute Abend dürfen Sie dieselbe nicht verfolgen. Kommen Sie mit mir, und ich will Ihnen Etwas vom Londoner Leben zeigen.«

Ich willigte ein, Cannon zu begleiten, aber nur, wenn er mich an einen Ort führte, wo ich mich auf ruhige, einfache Weise unterhalten könnte, wo ich ein Schauspiel mit ansehen könnte, welches für einen Seemann oder Goldsucher paßte, ohne daß es ihm zur Schande gereichte, dabei zu sein.

»Führen Sie mich an einen Ort,« sagte ich, »wo es weder zu vornehm noch zu gemein ist. Zeigen Sie mir Etwas, was ich verstehen kann, Etwas, was bei der Mehrzahl der Londoner populär geworden ist, so daß ich mir einen Begriff von ihren Sitten und Geschmacksrichtungen machen kann.«

»Sehr wohl,« erwiderte Cannon. »Ich werde Sie an mehrere solche Orte führen, und Sie können dann selbst urtheilen. Sie wollen also den Vergnügungen beiwohnen, die, so zu sagen, in den Mittelklassen am populärsten sind? Nun, da wollen wir zuerst eine Concerthalle oder einen Musiksaal besuchen, die Londoner behaupten, musikalisch zu sein, und man muß zugeben, daß sie sowohl viel Zeit als auch viel Geld an Vocal- und Instrumentalconcerte verschwenden. In den Concertsälen und Theatern kommt man am Besten mit den Londonern zusammen, und zwar nicht mit der niedrigsten Klasse, und ebenso wenig mit Denen, die sich einbilden, sie nähmen eine höhere Bildungsstufe ein. Kommen Sie nur!«

Indem ich mich der weisen Leitung meines Gefährten anvertraute, folgte ich ihm auf die Straße.

VIERZEHNTE KAPITEL. LONDONER CONCERTSÄNGER.

Es war ungefähr neun Uhr Abends, als wir einen, wie Cannon sich ausdrückte, der ›anständigsten Concertsäle‹ in London betraten.

Bald entdeckte ich, daß die ›Unterhaltung‹ darin bestand, daß eine oder mehrere Personen auf einer Bühne vor einer großen Menge Menschen standen und so arg schrieen, daß man kein Wort von dem verstehen konnte, was sie eigentlich sangen.

Um desto sicherer zu sein, daß ja kein vernünftiger Laut die Ohren der Zuhörerschaft erreiche, spielte man gleichzeitig auf mehreren Instrumenten zugleich und die vereinte Wirkung der kreischenden, gellenden, winselnden Töne, welche durch Sänger und Musikanten hervor gebracht wurden, machte mich beinahe wahnsinnig.

Als ein Akt dieser ›Unterhaltung‹ vorüber war, und die sich producirenden Geschöpfe im Begriff waren, sich zurückzuziehen, fingen alle Zuhörer an, mit den Händen zu klatschen, mit den Füßen zu stampfen und sich durch andere lächerliche Demonstrationen bemerklich zu machen. In meiner Einfalt glaubte ich, dieser Lärm sei ein Zeichen der Freude darüber, daß man endlich von dem scheußlichen Geheul, welches von der Bühne her ertönte, erlös't sei. Man sagte mir jedoch, daß ich mich irrte, und ich erfuhr nachher, daß die Zuhörer mit dem Klatschen und Stampfen ihre Freude über Das hatten ausdrücken wollen, was mir förmlichen Schmerz verursacht hatte.

Ich sah, daß diese Leute sich wirklich amüsirt hatten, oder wenigstens so thaten, und ich betete innig, daß ich nie von der ›Verfeinerung‹ heimgesucht werden möchte, die mich veranlassen könnte, Interesse an der Unterhaltung zu finden, welche diese Leute ergötzt zu haben schienen.

Während der Sturm des Beifalls wüthete, sprang ein Mann auf und verkündigte den Namen des nächsten Darstellers, oder der nächsten Darsteller, obgleich man kein Wort von Dem verstehen konnte, was er sagte.

Während dieser ›geistigen‹ Unterhaltung drängte man das Publikum, Erfrischungen zu bestellen, welche von Männern herumgereicht wurden, die schwarze Schwalbenschwanzfracks und hohe, steife Vatermörder oder Halskragen trugen.

Für die Erfrischungen, welche man genoß, ward ein ungeheurer Preis gefordert, und dann mußte man auch den vampyrartigen Creaturen, welche dieselben herumreichten, Etwas geben.

So aufgeklärt sind die Bewohner der Weltstadt, daß man den Kellner bezahlen muß, der Einem das Essen bringt.

Unaufgeklärte Völker, die weit weg von London wohnen, sind solche Thoren, daß sie denken, wenn man eine Mahlzeit bestellt, so sei der Eigenthümer des Hauses verpflichtet, sie auch auftragen zu lassen; die Londoner haben aber in der Kunst des Erpressens und Bettelns eine Höhe der Verfeinerung erreicht, welche sie zu einem ganz anderen Glauben geführt hat.

Nachdem ich mich ungefähr eine Stunde in dem Concertsaale aufgehalten und gründlichen Widerwillen gegen Künstler wie Publikum gefaßt, gelang es mir endlich, meinen Freund zu überreden, mit mir fortzugehen.

Unser nächster Besuch galt einer ›Taverne‹, wo man uns in ein großes Zimmer wies, welches gedrängt voll Leute war, obgleich ich das erst nach einiger Zeit merkte, weil entsetzlicher Tabacksqualm das Zimmer füllte.

Hier bildete der Gesang auch einen Theil der Unterhaltung, obgleich die Vortragenden keine Sänger von Profession waren. Die Mehrzahl der Anwesenden schienen mit einander bekannt zu sein, und die, welche sangen, thaten dies entweder freiwillig, oder auf Verlangen der ›Gesellschaft‹. Ein Mann, welcher oben an einem langen Tisch saß, fungirte als Präsident, und indem er mit einem kleinen elfenbeinernen Hammer auf den Tisch klopfte, gab er das Zeichen, wann ein Gesang anfangen und Ruhe eintreten sollte.

Hier hörten wir denn Lieder, die wirklich mit gutem Geschmack und vielem Ausdruck vorgetragen wurden, denn man konnte sowohl den Text als die Musik verstehen. Nachdem wir diese ›Taverne‹ verlassen, begaben wir uns in eine andere und erhielten Zutritt in das Stammgastzimmer. Hier befanden sich lauter Commis aus Modehandlungen und andere ›Ladenschwengel‹.

Ihre hauptsächliche Unterhaltung schien darin zu bestehen, daß sie versuchten, wer von ihnen die gemeinsten und schmutzigsten Reden führen könnte. Es hatte geregnet, als wir in das Haus traten, und ein junger

Mann, der nach uns hineinkam und der geckenhaft gekleidet war, um für einen Gentleman gelten zu können, sagte der übrigen Gesellschaft, daß es gösse ›wie mit Pferdeimern‹.

Ein anderer gutgekleideter junger Mann unterhielt die Gesellschaft mit der wichtigen Mittheilung, daß er, sobald es zu regnen aufhörte, sich drücken würde, wie die Katze vom Taubenschlage.

Die Individuen, welche in dieser Stammgaststube versammelt waren, hatten einen wirklich geckenhaften Anstrich. Ihre Unterhaltung war zu gemein, als daß ich sie hier wiederholen könnte, und doch nahm die Gesellschaft jeden dieser elenden, schmutzigen Witze mit schallendem Gelächter auf.

Mein Gefährte und ich blieben nur einige Minuten hier. Als wir den Ort verließen, beschlossen wir, uns für diesen Abend zu trennen, denn ich war vollständig mit Dem zufrieden, was ich von den Vergnügungen der Metropole gesehen.

Das Leben in London hat verschiedene unangenehme Eigenthümlichkeiten. Es ist der einzige Ort von allen, die ich auf meinen Wanderungen berührt, wo ich gesehen habe, wie Frauen auf der Straße insultirt wurden, und wo ich fast jeden Tag von Ekel erfüllt die gemeinsten Reden mit anhören mußte.

Bei alledem bietet jedoch London auch viele Vortheile, besonders als steter Aufenthaltsort. Hier erhält man die neuesten Nachrichten aus allen Welttheilen, wie auch fast alles Andere – ja sogar gutes Brot und guten Kaffee

– wenn man sich nur die Mühe machen will, danach zu suchen.

Mein Bruder hatte sich in London seine Heimath gegründet. Es war der Wunsch seiner Gattin – der von ihrer Mutter unterstützt wurde – daß er das thun möchte. Dieser Entschluß von seiner Seite erregte in mir etwas unmännlichen Neid und vielleicht auch etwas Unzufriedenheit.

Warum war Fortuna mir nicht ebenso hold gewesen und hatte mein Schicksal mit dem Lenorens vereinigt? Ich war viel in der Welt herumgewandert und wollte, den Wanderstab nun gern niederlegen. Wäre mir das Schicksal freundlich gesinnt gewesen, so hätte ich eine glückliche Heimath finden können, sogar in London. Es sollte jedoch nicht so sein, und ich konnte in London wie überall vergebens danach suchen.

War ich nicht vielleicht in einem Irrthum befangen? War es vielleicht nicht zu meinem Glück, wenn ich Cannon's Rath befolgte? Wenn ich Lenoren wieder sah, konnte ich dann vielleicht nicht auch Etwas sehen, was mein Elend verringerte?

Dieses Experiment war eines Versuchs werth. Es war nothwendig, daß ich die Einförmigkeit meines Lebens veränderte. Warum sollte ich Lenoren nicht einen Besuch abstatten?

Warum sollte ich sie nicht noch einmal sehen und vielleicht, wie Cannon sagte, dadurch entzaubert werden? Wenn ich Dies that, so konnte ich Jessie vielleicht doch noch retten, und mich mit ihr.

Warum war Jessie's Nähe weniger anziehend, als die Erinnerung an Lenoren? Sie war nicht weniger schön, Sie war vielleicht noch sanfter und treuer, und meiner Ansicht nach konnte mich auch Niemand mehr lieben, wie Jessie es that. Warum sollte ich dann nicht Cannon's Rath befolgen? Ach! solche innere Kämpfe nützten mir Nichts. Sie konnten mich in meinem Entschluß, nach Australien zu gehen, nicht wankend machen. Je mehr ich grübelte, desto fester ward meine Ueberzeugung, daß ich nur Eine – nur Lenoren lieben könnte!

FÜNFZEHNTE KAPITEL. EIN WUNDERKIND.

Ich leide an einer geistigen Eigenthümlichkeit, die in meiner Familie erblich zu sein scheint. Es ist mein Schicksal, Neigungen zu fassen, die den Lebensverhältnissen nicht nachgeben und durch keine Willensfestigkeit erstickt werden können, kurz, die nur durch den Tod ihr Ende finden. Bei den einzelnen Gliedern unserer Familie hat sich diese Eigenthümlichkeit bisweilen als segensvoll, bisweilen als unglückbringend erwiesen.

Solch' eine Zuneigung empfand meine Mutter für Leary. Sie war nur durch den Tod davon geheilt worden. Meine Geschwister hatten eine ähnliche Liebe für ihre Ausgewählten gefaßt. Bei ihnen hatte diese Zuneigung zum Segen geführt.

Ich war weniger glücklich als sie gewesen, und vielleicht nicht mehr als meine unglückliche Mutter, denn die

Erinnerung an ein junges Mädchen, der ich im Jünglingsalter begegnet, hatte alle meine Hoffnungen zerstört und das Streben meiner jugendlichen Manneskraft gelähmt.

Es mag seltsam erscheinen, daß es einem jungen Mann, der weit gereis't ist und Gold genug gesammelt hat, um den Anforderungen des täglichen Lebens zu genügen, schwer geworden sein soll, eine Gattin zu wählen. Vielleicht versteht man mich, wenn ich hinzufüge, daß es mir unmöglich war, so zu handeln, wie andere Männer in einer ähnlichen Lage gethan haben würden. Der Gedanke, mit einer Anderen als Lenoren vermählt zu werden, kam mir vor wie eine Lästerung, wie ein Verbrechen, dessen Größe ich weder ermessen, noch welches ich je begehen könnte.

Dieser Seelenzustand war höchst wahrscheinlich bloße Thorheit von mir, aber ich konnte weder Etwas dafür, noch vermochte ich, sie zu bekämpfen. Der Mensch kann vielleicht Etwas zur Gestaltung seiner Gedanken beitragen; gewöhnlich aber sind dieselben von seinem Willen unabhängig, und meine Ohnmacht, meine Liebe zu Lenore Hyland zu besiegen, aus welcher Quelle sie auch entsprungen sein mochte, war durch jahrelange Versuche bewiesen worden. Mein Wille war machtlos gewesen, dieses Ziel zu erreichen.

Früher war ich über das Benehmen meiner Mutter erstaunt gewesen. Ihre langjährige Zuneigung zu Leary war mir wie der Gipfelpunkt menschlicher Thorheit vorgekommen. War sie denn aber größer, als die meinige?

Ich war ein junger Mann, dem sich viele Vortheile zu einem glücklichen Leben boten. Tausende hätten mich um meine Aussichten auf ein solches beneidet. Dennoch war ich nicht glücklich, und sollte es wahrscheinlich nie werden. Ich empfand eine Zuneigung, aus der nur Elend entsprang, ich liebte so hoffnungslos, wie meine arme Mutter je geliebt, und dazu noch Eine, die zu lieben Unrecht war, weil sie jetzt die Gattin eines Anderen geworden.

In Einer Beziehung hatte ich vielleicht in meiner Liebe Etwas vor meiner unglücklichen Mutter voraus. Ich besaß nämlich das befriedigende Bewußtsein, daß ich meine Liebe einem würdigen Gegenstand geschenkt. Bei alledem war mein Glück eben so völlig vernichtet, wie das meiner Mutter durch ihre Zuneigung zu dem Unwürdigsten der Menschen.

Ich glaubte, sehr unglücklich im Leben gewesen zu sein. Vielleicht denkt der Leser nicht so, aber ich kann versichern, daß Der, welcher sich einbildet, er sei unglücklich, es auch wirklich ist – mag nun eine wahre Ursache vorhanden sein, oder nicht. Der Leser mag es nennen wie er will, Thorheit oder Unglück – Keins oder Beides – aber es war meine größte Freude, meine Gedanken zurück zu den glücklichen Stunden schweifen zu lassen, die ich einst in Lenorens Gesellschaft zugebracht, während es mir den größten Kummer verursachte, wenn ich daran dachte, daß sie ewig für mich verloren war.

Endlich stand mein Entschluß, wieder nach Australien zu gehen, fest, und Nichts schien mich an der Ausführung desselben zu hindern. Eine innere Stimme flüsterte mir

jedoch zu, daß ich, ehe ich in die neue Welt eilte, erst Lenoren noch ein Mal aufsuchen müßte.

Ich weiß nicht, was mir diesen Entschluß eingab, denn bald ward der erste Gedanke ein solcher. Cannon's Rath mochte Etwas damit zu thun haben, aber ganz allein brachte verselbe nicht diese Wirkung auf mich hervor. Ich ward von einem höheren Beweggrund beeinflußt.

Ich hatte gehört, daß Lenore nach ihrer Vermählung nach London gezogen sei. Ich vermuthete daher, daß sie sich jetzt in London aufhalte, aber ich hatte eben so wenig Aussicht, sie zu finden, als wenn sie mitten in der Sahara weilte. Ich hatte auch nicht die mindeste Spur von ihrer Adresse. Ich kannte nicht einmal den Namen des Mannes, mit dem sie sich vermählt. Der Proviantmeister, der mir in Sidney Alles erzählt, hatte den Namen nicht genannt, und ich war damals zu niedergeschmettert, um darnach zu fragen. Zwar hätte ich Lenorens Adresse auf eine Anfrage in den Zeitungen erfahren können, die Verhältnisse gestatteten mir aber nicht, dergleichen Mittel anzuwenden. Ich wollte Lenoren nur sehen, aber nicht mit ihr sprechen. Nichts hätte mich vermögen können, auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Ich wollte ihre unvergleichliche Schönheit nur noch einmal schauen, ehe ich in ein Land zog, wo mir dies nie wieder vergönnt sein würde.

Ich dachte an mein Gespräch mit Cannon – an seinen Plan, sich entzaubern zu lassen, aber ich glaubte nicht im Geringsten, daß mir dies Etwas nützen würde.

Während ich darüber nachdachte, wie ich Lenoren wohl finden könnte, kam mir ein glücklicher Gedanke zu Hilfe. Sie hatte in Liverpool gewohnt, sie hatte sich daselbst vermählt. Ich war mit mehreren Freunden von Mistreß Hyland bekannt, die noch in Liverpool wohnen mußten. Gewiß wußten diese den Namen und die Adresse der jungen Dame, die einst Lenore Hyland gewesen. Es konnte mir nur die Reise nach Liverpool und einige unangenehme Erinnerungen während meines Aufenthaltes daselbst kosten, aber meine Belohnung war dann die, daß ich noch einmal Lenorens Schönheit schauen durfte.

Ich hatte in den Zeitungen gelesen, daß Capitain Nowell's Schiff in wenigen Tagen nach Melbourne segeln würde. Ich freute mich darüber, denn ich hatte mir vorgenommen, an Bord seines Schiffes zu gehen und durfte somit eine angenehmere Reise erwarten, als wenn ich auf dem Schiff eines mir unbekanntes Capitains führe.

Ehe ich nach Liverpool abreis'te, sandte ich dem Capitain Nowell ein Billet, in dem ich ihn benachrichtigte, daß ich mit ihm reisen wollte, und ihn bat, mir einen der besten Plätze seiner Cajüte aufzuheben. Als dies besorgt war, fuhr ich mit Dampfswagen nach der Metropole von Lancashire. Ich war nicht überzufrieden mit mir, als ich diese Reise antrat. Ich ward von der Vermuthung gequält, daß ich etwas sehr Thörichtes thäte. Indessen beruhigte sich mein Gewissen bei dem Gedanken, daß es mir oder sonst Jemanden sehr wenig verschlüge, ob ich nach Liverpool ging, oder in London blieb. Ich stand allein in

der Welt da – war ein ›rollender Stein‹ – und warum sollte ich da nicht der Führung meines Schicksals folgen?

Ich ward zufriedener mit meiner Handlungsweise, als ich daran dachte, daß ich durch dieselbe vielleicht Lenoren fände und sie wiedersähe.

Ich wußte, daß dadurch nur mein Unglück vergrößert werden würde, aber ich bildete mir ein, daß sogar Dies eine Veränderung in dem dumpfen, schmerzlichen Elend sei, welches ich so lange ertragen.

Während meiner Reise auf der Eisenbahn nach Liverpool ereignete sich ein interessanter Vorfall. In dem Wagen, wo ich Platz genommen, befand sich ein Mann mit seiner Frau, seinem Kind und einem Dienstmädchen, welches das kleine Kind wartete. Ich war noch nicht zehn Minuten in Gesellschaft dieser interessanten Gruppe, als ich auch überzeugt war, daß dieselbe eines Studiums werth wäre, obgleich auch hier, wie bei einer lateinischen Lection, das Studium kein angenehmes war.

Der Gatte war ein schlagendes Beispiel dafür, wie ein vernünftiger Mann bisweilen von einer albernen Frau regiert wird, Das Kind war ungefähr zwei und ein halbes Jahr alt, und die Thatsache, daß es bereits schreien gelernt, schien seiner Mutter als etwas sehr Ueberraschendes vorzukommen.

Die Selbstsucht, welche die Ursache der peinlichen Zurückhaltung oder des Mangels an Geselligkeit ist, den man an den reisenden Engländern der Mittelklassen wahrnehmen kann, war bei dieser Frau durch einen albernen Stolz auf ihr Kind, in welchem sich ihrer Ansicht

nach alle Vollkommenheiten zu vereinigen schienen, in den Hintergrund gedrängt worden. Ehe wir noch eine halbe Stunde im Wagen saßen, hatte sie mir gesagt, wie alt das Kind wäre, wie viel Zähne es hätte, was es nicht gern und was es gern äße, und außerdem nannte sie mir noch mehreres Merkwürdige, was es gesagt hätte.

»Ist es aber nicht sonderbar,« sagte sie nach einer langen Offenbarungsrede über die vielen Tugenden des kleinen Wesens, »daß ein Kind von diesem Alter noch nicht laufen kann?«

»Das ist gar nicht sonderbar,« murmelte der Gatte. »Wie kann denn ein Kind laufen lernen, wenn es nie Gelegenheit zu einem Versuch hat? Es wird auch nie eine solche Gelegenheit erhalten, so lange es in dem vereinigten Königreich noch ein Dienstmädchen giebt, welches stark genug ist, um es zu tragen. Dafür stehe ich.«

»Lieber John, wie kannst Du nur so reden,« rief die Mutter des Wunderkindes aus, »Du nimmst auch nicht die geringste Rücksicht, denn sonst würdest Du von einem Kinde nicht erwarten, daß es ein Mann sei.«

Während der zwei Stunden, welche ich bei dieser interessanten Familie zubrachte, hörte ich, wie diese Mutter mit ihrem Kinde ungefähr den vierten Theil aller Worte der englischen Sprache redete, und dabei jedem eine liebkosende Verkleinerungssylbe anhing.

Sobald der Vater den Mund zu öffnen und sein Kind in einfachem Englisch anzureden wagte, beschuldigte ihn die Mutter, es gescholten zu haben. Der kleine Dämon begann dann laut zu kreischen und ließ nicht eher davon

ab, als bis Mutter und Wärterin es bei jedem nur erdenklichen Lieblingsnamen genannt hatten.

Vollkommen zufrieden mit meinen Beobachtungen der Eigenthümlichkeiten dieser interessanten Familie, benutzte ich die erste Gelegenheit, wo die Wagen gewechselt wurden, und verließ die Mutter, damit sie ungestört ihr verhätscheltes Kind liebkosen könnte. Vielleicht würde ich mich, wenn Fortuna mir holder gewesen wäre, weniger unglücklich in solcher Gesellschaft gefühlt haben. Da ich aber nicht die Absicht hatte, je Familienvater zu werden, so hielt ich die Kenntniß Dessen, was ein solcher zu meiden hat, nicht der Mühe des Erlangens werth, dafern ich mich dabei der Belästigung unterziehen sollte, wovon der Unterricht begleitet war.

SECHSZEHNTE KAPITEL. BROWN VON BIRMINGHAM.

Auf meinem Weg nach Liverpool fuhr ich über Birmingham in der Absicht, meine Reise in der letzteren Stadt zu unterbrechen.

Ich that Dies aus doppelten Gründen. Ich wollte erstens die große Stadt der Eisengießereien sehen, und noch mehr meinen alten Kameraden – Brown, den ehemaligen Sträfling, der mit mir in den Goldgruben von Avoca gearbeitet,

Den nächsten Morgen nach meiner Ankunft in Birmingham suchte ich den Ort auf, wo ich, wie Brown mir gesagt, nach ihm fragen sollte.

Gerade als er die Goldgruben verlassen wollte, hatte er einen Mann getroffen, der eben aus Birmingham kam,

und von diesem erfahren, daß ein junger Mensch, den er früher gekannt, jetzt ein Wirthshaus besäße, wo sein Vater früher viel verkehrt hatte.

Der ehemalige Sträfling hatte gesagt, daß er von diesem Gastwirth vollständige Auskunft über seine Familie erlangen würde, und mich gebeten, im Fall ich je selbst nach Birmingham käme, in demselben Wirthshaus nach ihm zu fragen.

Ohne große Mühe fand ich denn auch dasselbe, es war ein Gasthaus, welches man in Birmingham oder in Glasgow ein Wirthshaus ›dritter Klasse‹ genannt haben würde.

Ich sprach mit dem Wirth und hat ihn, mir die Adresse von ›Richard Brown‹ zu geben. Nach einigem Zögern willfahrte er meinem Begehre.

Als ich Brown's Wohnung erreichte, hatte ich das Glück, meinen alten Arbeits-Kameraden zu Hause anzutreffen.

Ich hatte nicht Ursache, meinen Besuch zu bereuen, denn die Freude, die ich Brown damit zu machen schien, war eine lange Reise werth.

»Sie sind der Einzige,« sagte er, »dem ich in den Colonieen meine Geschichte erzählt habe. Sie werden sich erinnern, mit welcher geringen Hoffnung ich nach Hause zurückkehrte, und ich weiß, daß Sie es gerade sind, der sich am Meisten über Das freuen wird, was ich zu erzählen habe.«

»Allerdings freue ich mich sehr über Das, was ich bereits sehe. Ich finde Sie in einer ruhigen, angenehmen

Häuslichkeit, und allem Anschein nach sind Sie zufrieden.«

»Ja,« erwiderte Brown freudig, »ich bin Alles, was ich zu sein scheine, ja glücklicher, als Sie denken können. Ich muß Ihnen aber erzählen. Bei meiner Rückkehr fand ich meine Mutter noch am Leben und in einem Arbeitshaus. Mein Bruder war verheirathet, besaß eine zahlreiche Familie und kämpfte, wie er und ich früher gethan, gegen den Hungertod. Ich ging nicht zu meiner Mutter in's Arbeitshaus. Ich wollte nicht in Gegenwart von Leuten, welche meine Gefühle nicht verstanden haben würden, mit ihr zusammentreffen. Nachdem ich erfahren, daß sie im Arbeitshause wäre, kaufte ich dieses Haus und meublirte es an demselben Tage. Hierauf ging mein Bruder in das Arbeitshaus, holte unsere Mutter, brachte sie hierher und sagte ihr, daß dieses Haus ihre Heimath sei, und daß Alles, was sie sähe, ihr gehörte. Er lös'te das Räthsel dadurch, daß er mich zu ihr führte, die arme alte Frau war beinahe wahnsinnig vor Freude, und ich glaube, daß ich in diesem Augenblick der glücklichste Mensch in England war. Ich weiß nicht gewiß, ob ich es nicht jetzt noch bin. Die Freude, die es mir gemacht hat, meine Mutter allem Mangel zu entreißen und meinem Bruder zu helfen, der nur weniger Pfund bedurfte, um angenehm leben zu können, hat mir alle Mühseligkeiten und Kümmernisse der Vergangenheit mehr als reichlich vergolten.«

Ehe ich mich verabschiedete, öffnete Brown eine Thür und bat seine Mutter, hereinzukommen.

Als sie eintrat, ward ich ihr als ein Freund ihres Sohnes in Australien vorgestellt. Sie war eine ehrwürdige Frau von ungefähr achtundsechzig Jahren, und ihre Züge trugen ein solches Gepräge von Heiterkeit und Zufriedenheit, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

»Ich freue mich sehr, Sie zu sehen,« sagte sie zu mir, »denn Ihre Gegenwart in diesem Hause sagt mir, daß mein Sohn Freunde unter ehrenwerthen Leuten hatte, als er weit fort war.«

Ich hielt Dies für ein Compliment und war so höflich gegen die alte Frau, als ich es nur sein konnte.

Dann erzählte mir Brown, daß er Getreidemäklergeschäfte machte, wodurch er genug verdiente, so daß der Goldstaub, wie er sagte, den er mit nach Hause gebracht, nicht gleich verstreut zu werden brauchte. Trotzdem, daß er seiner Mutter und seinem Bruder geholfen, hoffte er doch am Ende des Jahres ebenso viel zu besitzen, ja vielleicht noch mehr, als da er in England landete.

Ich weiß nicht, was Andere von dem hier beschriebenen Besuch denken mögen, aber ich fühlte, als ich Abschied von Brown nahm, daß dieser Besuch all' der Mühe werth war, die ich mir gemacht, um Brown zu finden, und ich bin bereit, zu jeder Zeit mir dieselbe Mühe zu verursachen, um nur wieder bei einem ähnlichen Schauspiel gegenwärtig zu sein.

Von meinem alten Kameraden begleitet, besuchte ich viele der Fabriken Birmingham's, und nachdem ich viel Bewunderungerregendes gesehen, setzte ich meine Reise nach Liverpool weiter fort.

SIEBZEHNTE KAPITEL. ICH SUCHE LENORE.

Da ich so lange in Capitain Hyland's Familie gelebt, so kannte ich, wie ich bereits gesagt habe, Viele ihrer Bekannten. Unter Anderen erinnerte ich mich auch einer Mistreß Lanson, die auf sehr vertrautem Fuße mit Mistreß und Lenore Hyland gestanden.

Ich wußte ihre Adresse und konnte gewiß von ihr die erwünschte Auskunft erhalten. Nach meiner Ankunft in Liverpool begab ich mich daher fast direkt in ihre Wohnung. Ich war bei Capitain Hyland oft mit Mistreß Lanson zusammengetroffen, und als ich mich ihr vorstellte, erkannte sie mich sogleich. Ich ward höflich, ja herzlich empfangen.

»Ich möchte sehr gern meine alten Freundinnen, Mistreß Hyland und ihre Tochter sehen,« sagte ich.

»Da ich so lange in der Fremde gewesen bin, so habe ich alle Nachrichten über sie verloren. Ich wußte, daß Sie mir mittheilen könnten, wo ich Sie finden kann, und aus diesem Grunde habe ich mir die Freiheit genommen, Sie zu besuchen.«

»Das ist gar keine Freiheit, Mr. Stone,« sagte die Dame, »ich freue mich im Gegentheil, Sie zu sehen. Natürlich haben Sie von der Veränderung gehört, die in Mistreß Hyland's Familie stattgefunden, und daß sie jetzt in London wohnt?«

Ich antwortete bejahend.

»Ihre Wohnung ist Denbigh Street, Pimlico, Nr. – Da selbst wohnt auch Capitain Nowell. Bitte, erinnern Sie Ihre Freunde an mich.«

Mein Gespräch mit Mistreß Lanson dauerte nicht mehr lange. Ich weiß nicht, ob sie meine Verwirrung bemerkte, als ich einige gewöhnliche Abschiedsphrasen stammelte. Ich war zu aufgereggt, um zu wissen, was ich that, oder ob mein Benehmen bemerkt würde.

Ich hatte nicht erst nöthig, mir über die mir mitgetheilte Anrede Notiz zu machen. Ich besaß bereits eine solche, die ich wochenlang in der Tasche herum getragen. Ueberdies war ich schon in dem Hause gewesen, als Capitain Nowell mich auf die Bank begleitete.

Ich weiß nicht, warum diese Entdeckung mich so sehr erschütterte. Warum sollte mir der Gedanke, daß Lenore sich mit einem Mann vermählt, der mir bekannt war, bitterern Schmerz verursachen, als ich je erfahren?

Capitain Nowell war ein Mann, dem ich aufrichtige Achtung, ja fast Ehrerbietung zollte. Warum war ich dann so unangenehm überrascht, als ich entdeckt, daß er der Mann war, der das Glück gefunden, welches ich selbst verloren? Ich wußte es nicht und ich suchte eine Antwort auf diese stumme Frage, nur in der Hoffnung, daß, wenn ich sie fände, ich einen Fehler verbessern könnte, der meinem Gemüth eigen war. Ich hatte den Zweck meiner Reise erreicht, und dennoch kehrte ich nach London mit einem durch Täuschung verwandelten Herzen zurück. Ich hatte erfahren, wo ich Lenoren sehen konnte, und die ganze Reise nach Liverpool gemacht, um die

Auskunft zu erhalten, die ich schon früher erhalten haben würde, hätte ich nur Capitain Nowell's Bitten, ihn zu besuchen, Gehör geschenkt.

Meine Gründe, warum ich mich von Denbigh Street fern hielt, waren jetzt zehn Mal größer denn je. Ich fühlte keinen Wunsch mehr, Lenoren zu sehen, und mochte auch Capitain Nowell nie wieder sehen.

Mein Wunsch, London zu verlassen, ward durch die Entdeckung, die ich gemacht, nicht wenig befestigt und so sehr mir Liverpool mißfiel, so beschloß ich dennoch, dahin zurückzukehren, um mich von dort aus nach Melbourne einzuschiffen, da ich erfahren, daß dort bald mehrere Schiffe nach Australien abgehen würden.

Als ich meinen Bruder zu Rathe zog, theilte er mir seinen Entschluß mit, in London zu bleiben. Er hatte mehrere Antheile an einer Brauerei gekauft, welche Aussicht auf guten Erfolg gewährten. Er suchte mich zu überreden, nicht wieder in die Colonieen zurückzukehren, sondern in London irgend ein Geschäft zu gründen, in den Hafen der Ehe einzulaufen und glücklich wie er zu werden. William ahnte nicht, wie unmöglich es mir gewesen sein würde, seinen Rathschlägen zu folgen.

Die Beweisgründe, die er vorbrachte, bestimmten mich nur noch mehr, fortzugehen, und ich beschloß, den nächsten Tag nach Liverpool abzureisen.

Die gewöhnliche Höflichkeit gestattete mir nicht, fortzugehen, ohne Capitain Nowell zu schreiben. Es war für

mich nöthig, ihn wissen zu lassen, daß ich meinen Entschluß geändert, und daß ich nicht auf seinem Schiff nach den Colonieen zurückkehren wollte.

An dem Morgen, wo diese letzte Pflicht erfüllt und als ich eben im Begriff stand, mich auf die Eisenbahn zu begeben, meldete man den Capitain Nowell bei mir an, und ich konnte ihm nicht gut aus dem Wege gehen.

»Ich bin gekommen,« sagte er, sobald er in das Zimmer getreten, »um Sie gefangen zu nehmen und vor zwei Damen zu bringen, die Sie schon lange hätten besuchen sollen. Sie können nicht entschlüpfen – kommen Sie daher sogleich mit.«

»Es ist mir unmöglich, mit Ihnen zu gehen, Capitain Nowell,« protestirte ich, »denn ich reise mit dem nächsten Zuge nach Liverpool und habe kaum noch Zeit, den Bahnhof zu erreichen.«

»Ich sage Ihnen aber,« entgegnete der Capitain, »daß ich keine Weigerung annehmen kann. Nun – wissen Sie, was ich soeben erfahren habe? Meine Frau und Tochter sind alte Bekannte von Ihnen. Erinnern Sie sich nicht der Mistreß Hyland und der kleinen Lenore? Ich erwähnte heute früh, als ich Ihr Billet gelesen, zufällig den Namen Rowland Stone, und augenblicklich war das ganze Haus in Aufruhr. Meine Frau schickte mich fort, um Sie so schnell als möglich zu ihr zu bringen. Wenn Sie nicht mit mir gehen wollen, so entspinnt sich ein Kampf. Ich darf nicht ohne Sie wiederkommen.«

»Halt, einen Augenblick!« rief oder stammelte ich vielmehr. »Ich will Ihnen nur eine Frage vorlegen. Was sagten Sie von Ihrer Frau?«

»Ich sagte, daß meine Frau und deren Tochter alte Bekannte von Ihnen wären. Ich habe Capitain Hyland's Wittve geheirathet.«

»Gerechter Himmel!« rief ich aus, »haben Sie denn nicht seine Tochter geheirathet?«

»Nein. Wie der Teufel kommen Sie denn auf diese Frage? Lenore Hyland sollt' ich heirathen! Stone, ich bin ja alt genug, um der Vater der jungen Dame zu sein, und das bin ich auch, da ich ihre Mutter geheirathet habe.«

»Kommen Sie!« rief ich aus, indem ich nach der Thür stürzte. »Kommen Sie! Ich muß sogleich zu ihr!«

Ich eilte barhäuptig auf die Straße, während mir Capitain Nowell folgte und meinen Hut mitbrachte, den er mir dann aufsetzte.

Wir mietheten ein Cab und befahlen dem Kutscher nach Denbigh Street, Pimlico, Nr. – zu fahren.

Mir kam es vor, als ob nie ein Pferd langsamer gelaufen wäre. Ich sagte Alles, wodurch ich den Kutscher zur Eile antreiben konnte. Ich that noch mehr, als daß ich blos mit ihm sprach, ich gab ihm Geld. Ich drohte, ich fluchte – obgleich der Mann Alles zu thun schien, was in seinen Kräften stand, um mich zufrieden zu stellen. Das Pferd schien mir zu kriechen. Ich wollte aus dem Cab herauspringen, weil ich glaubte, zu Fuße schneller vorwärts zu kommen, allein mein Begleiter hielt mich davon ab.

Endlich erreichten wir Denbigh Street, aber nach einer Fahrt, die mir länger als alle vorkam, die ich je über den atlantischen Ocean gemacht.

Ich konnte es nicht erwarten, bis der Capitain seine eigne Klingel zöge, sondern that es selbst.

In dem Augenblick, wo eine Dienerin öffnete, fragte ich:

»Wo ist Lenore?«

Das Gesicht des Mädchens nahm einen Ausdruck des Erstaunens an; aber da sie mich in Gesellschaft ihres Herrn sah, so öffnete sie die Thür des Salons und ich trat ein.

Da stand Lenore Hyland, wo möglich schöner denn je, vor mir.

Ohne Zweifel nahm ich mir in meinen stürmischen Freudenbezeigungen sehr viel heraus, aber trotzdem, daß ich dies wußte, konnte ich mich doch nicht beherrschen, sondern, geberdete mich wie ein Wahnsinniger.

»Lenore,« rief ich aus, indem ich sie in meine Arme schloß, »bist Du frei? Ist es wahr, daß ich nicht vergebens gelebt und gearbeitet habe?«

Die junge Dame antwortete nicht, wenigstens nicht mit Worten; aber es lag Etwas in ihrem Schweigen, was mich glauben machte, daß sie sich durch mein Ungestüm nicht verletzt fühlte.

Allmählich gewann ich auch meine Ruhe soweit wieder, daß ich mich ein wenig gemessener benahm, als der Capitain meine Aufmerksamkeit auf Mistreß Nowell

lenkte, in der ich Mistreß Hyland, Lenorens Mutter, wiedererkannte.

Bald ward nun mein lang gehegter Irrthum, der beinahe zu lebenslänglichem Elend geführt hätte, aufgeklärt. Mason, mit dem ich in Sidney zusammengetroffen war, und von dem der Irrthum ausging, war selbst das Opfer eines solchen gewesen.

Er war bei Capitain Nowell in Geschäftsangelegenheiten gewesen, und da derselbe nicht zu Hause war, so hatte er seine Gattin zu sprechen verlangt. Da Mistreß Nowell aber gerade geschäftigt gewesen, hatte ihre Tochter den alten Proviantmeister empfangen, und da dieser Capitain Hyland und dessen Familie gekannt, so hatte er Lenoren natürlich wiedererkannt. Dieser Umstand und Etwas, was in dem kurzen Gespräch zwischen ihr und ihm vorgekommen, hatte dieses Mißverständniß herbeigeführt, und Mason war in dem Gedanken fortgegangen, daß Lenore Hyland die Gattin des Capitain Nowell wäre.

Nie verbrachte ich einen glücklicheren Abend, als den, wo ich Lenoren wiedersah, obgleich mein Glück nicht der ›Entzauberung‹ entsprungen war, welche Cannon mir vorherverkündet. Ich dachte nicht an die arme Jessie und vergaß auch meine Absicht, in die Colonieen zurückzukehren, bis mich Capitain Nowell daran erinnerte, als ich im Begriff war, ihn und seine Familie zu verlassen.

»Stone,« sagte er, »jetzt, wo Sie ihre alten Freunde wiedergefunden haben, müssen Sie denselben alle ihre Zeit widmen, da wir, wie Sie wissen, in wenig Tagen nach Australien segeln werden.«

Diese Worte wurden von einem Blick begleitet, der mich erkennen ließ, daß der Capitain meine Gesellschaft auf seiner nächsten Reise nicht erwartete.

Ich glaubte stolzerfüllt, daß Lenore dasselbe dachte; denn die Rosengluth, die sich über ihre schönen Wangen ergoß, machte mich glauben, daß mein Bleiben in London mit ihren Wünschen übereinstimmen würde.

ACHTZEHNTE KAPITEL. EIN NATURKIND.

Eines Morgens, als ich in meinem Zimmer saß und ungeduldig auf die Stunde wartete, wo ich zu Lenoren gehen könnte, indem ich dabei über die der vergangenen Ereignisse meines Lebens und besonders über das letzte, welches demselben eine so angenehme Richtung gegeben, nachdachte, meldete mir Mistreß Nagger, daß eine Dame unten stände, die mich zu sprechen wünschte.

»Wie sieht denn die Dame aus?« fragte ich und dachte immer noch an Lenoren.

»Wie ein Engel in großer Betrübniß,« erwiderte Mistreß Nagger, »und das thut mir herzlich leid, Sir, denn sie ist eine hübsche junge Dame, das weiß ich gewiß.«

»Hat Sie ihren Namen genannt?«

»Nein, Sir, und das thut mir herzlich leid, denn ich möchte denselben gern wissen; aber sie scheint Sie sehr gern sprechen zu wollen, und es thut mir herzlich leid, daß sie so lange warten soll.«

Ich ging hinunter, trat in das Sprechzimmer und stand Jessie H— gegenüber.

Sie schien von heftigen Gemüthsqualen gemartert zu werden, und als ich ihre Hand faßte, fühlte ich, wie ihre Finger in den meinigen zitterten. Eine hektische Röthe brannte auf ihren Wangen, und an ihren Augen sah man, daß sie geweint hatte. Ihre ganze Erscheinung war die einer Person, welche bemüht ist, den heftigen Ausbruch eines überwältigenden Schmerzes zurückzuhalten.

»Jessie! Was ist denn geschehen?« fragte ich, »ist Ihnen ein Unglück zugestoßen? Sie sehen – Sie sehen krank aus, Jessie.«

»Ja,« antwortete sie. »Es ist Etwas geschehen, Etwas, was mein Glück auf ewig vernichtet hat.«

»Sagen Sie mir, was es ist, Jessie. Sagen Sie mir Alles. Sie wissen, daß ich Ihnen in jeder nur möglichen Weise beistehen werde.«

»Das weiß ich doch nicht, Rowland. Es gab eine Zeit, wo Sie mich hätten retten können; aber jetzt ist es zu spät – zu spät, um mein brechendes Herz zu beruhigen. Ich habe lange in ängstlichem Zweifel gewartet und würde vielleicht mit dem Geheimniß in meiner Brust gestorben sein, hätte ich Sie nicht wiedergesehen. Das wäre besser gewesen. O, Rowland, nachdem ich Sie in diesem fremden Lande wiedergesehen, erwachten alle Erinnerungen der Vergangenheit wieder in mir, aber nur um mich mit Trauer und Verzweiflung zu erfüllen. Da war es, wo mein lang verhaltener Kummer die Oberhand gewann und mir das Herz brach. Rowland! Ich komme in meinem Elend zu Ihnen, nicht um Sie als den Urheber desselben anzuklagen, sondern um Ihnen blos zu sagen, daß Sie es

hätten verhindern können. Kein sterbliches Wesen wäre glücklicher, als ich, wenn ich wüßte, daß Sie einen Funken Liebe zu mir besäßen. Selbst wenn wir uns nie wiedersehen sollten, würde Seligkeit für mich in dem Gedanken liegen, daß Ihre Liebe mein ist, oder mein gewesen.«

»Jessie! können Sie so Etwas sagen, wenn –«

»Still, Rowland! Lassen Sie mich ausreden. Ich bin beinahe von Sinnen. Ich will Ihnen Alles erzählen – Alles, was ich für Sie gelitten habe. Deßwegen bin ich hierher gekommen. Man will mich zwingen, mich mit einem Mann zu vermählen, den ich nicht liebe. Rathen Sie mir, was ich thun soll, Rowland! Ist es nicht unrecht von mir, mich mit ihm zu vermählen, wenn ich ihn nicht lieben kann – wenn ich nur Sie allein liebe?«

»Jessie, ich kann Sie nicht so reden hören. Ich habe Ihnen bei unserem Abschied in Australien gesagt, daß ich eine Andere liebte. Seitdem habe ich dieses Mädchen wiedergesehen und gefunden, daß sie mir treu geblieben ist. Ich hoffe, Sie nie wieder so verzweiflungsvoll sprechen zu hören. Das Leben ist für alle Menschen reich an Schmerzen, und wir müssen um Kraft beten, es zu ertragen. Erfüllen Sie freudig, was Sie versprochen haben. Wir können immer noch Freunde bleiben, und Sie können noch glücklich werden.«

Ich sah an dem schnellen Wogen ihres Busens, daß ihre Seele von überwältigenden Gefühlen bewegt ward, die an Stärke nur zunahmen, je länger ich sprach.

Endlich schien diese Aufregung die höchste Stufe zu erreichen. Jessie streckte wild die Arme aus und schlug,

ohne daß ein Wort ihren Lippen entschlüpfte, schwer zu Boden. Sie war ohnmächtig geworden.

Ich klingelte und rief laut um Hilfe. Mistreß Nagger kam herbeigeeilt. Ich hob die leblose Gestalt auf und hielt sie in den Armen, während die alte Haushälterin ihr die Hände rieb und die Wiederbelebungsmittel anwandte, die sie zur Hand hatte.

Es schien, als ob Jessie H— nie zum Leben zurückkehren sollte. Sie ruhte an meiner Brust wie kalter weißer Marmor, ohne daß man sehen konnte, ob sie athmete.

Ich legte sie sanft auf ein Sopha und ließ ihre bleiche Wange auf einem Kissen ruhen. Dann bat ich Mistreß Nagger, den Arzt zu holen.

»Das nützt nichts, Sir,« sagte die Frau, und ihre Worte flößten mir eine peinliche Besorgniß ein, denn ich dachte, sie wollte mit denselben sagen, daß keine Hoffnung auf eine Wiederbelebung vorhanden wäre.

»Es nützt nichts, Sir,« wiederholte Mistreß Nagger, »die Dame wird die Besinnung wiedererlangt haben, ehe der Arzt hierher kommen könnte. Sie ist nur ohnmächtig, und es thut mir herzlich leid, daß ein so liebes, hübsches Geschöpf solches Herzeleid ertragen muß.«

Mistreß Nagger's Prognose erwies sich als richtig, denn Jessie erholte sich bald, und ich gewann meine Ruhe theilweise wieder.

Ich begann freier aufzuathmen, denn da ich nicht an derartige Scenen gewöhnt war, so war ich nicht nur sehr aufgereggt, sondern auch nicht wenig erschrocken.

»Jessie,« sagte ich, als ich sah, wie sie mich stark anblickte, »Sie sind krank – Sie sind ohnmächtig geworden, nicht wahr?«

»Nein,« antwortete sie, »ich habe nur nachgedacht – über das nachgedacht, was Sie mir gesagt haben. Es war Etwas über –«

Sie unterbrach sich, als sie Mistreß Nagger erblickte, die sie jetzt erst bemerkte, die Gegenwart der Haushälterin schien ihr das Vorgefallene in's Gedächtniß zurückzurufen, und einige Augenblicke lang schwieg sie, indem sie die Hände an die Stirn drückte.

Als Mistreß Nagger bemerkte, daß sie die Ursache einer Verlegenheit war, zog sie sich still aus dem Zimmer zurück.

»Rowland,« sagte Jessie, als die Frau fort war, »ich habe nur noch wenige Worte zu sagen. Morgen soll ich mit Mr. Vane vermählt werden. Mein Vater wünscht es, und da man mir gesagt, daß seine Wünsche auch meine eigenen sein müßten, so habe ich ihm gehorcht. Ich habe diesen Mann zu lieben versucht, allein vergebens, denn ich liebe einen Anderen. Ich liebe Sie, Rowland. Ich kann meine Gefühle nicht beherrschen und erinnere mich nur zu gut Ihrer Worte, daß man nur Einen oder Eine lieben könne. Jetzt will ich gehen, Rowland, ich habe Ihnen Alles gesagt.«

»Jessie,« sagte ich, »Sie thun mir wirklich leid, allein ich hoffe, daß Sie nach Ihrer Vermählung anders denken, und nicht die Erinnerungen der Vergangenheit Ihr Glück beeinträchtigen lassen werden.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Wünsche,« erwiderte sie. »Ich werde mein grausames Schicksal mit Ruhe zu tragen versuchen. Leben Sie wohl, Rowland! Ich verlasse Sie jetzt. Ich werde gehen, wie ich gekommen bin – allein.«

Als ihre Hand in die meinige faßte – um die Abschiedsworte zu sagen, die unsere letzten sein sollten – heftete sie ihre Augen mit einem Blick auf mich, den ich bis an mein Ende nicht vergessen werde.

Im nächsten Augenblick war sie fort.

Mir war dieser Besuch Jessie's mehr als schmerzlich. Er überraschte mich, wie auch ihre Worte und ihr Benehmen. Wäre sie ganz so wie jedes andere Mädchen gewesen, so würde diese Seltsamkeit noch auffallender gewesen sein; aber sie war nicht so. Ihr Benehmen durfte nicht von demselben Standpunkt aus beurtheilt werden, wie das einer jungen Dame, die in der civilisirten Gesellschaft Europa's erzogen worden. Sie war ein Naturkind und hielt es für Sünde, ihre Gedanken und Zuneigungen sich oder Denen zu verbergen, welche Gegenstand derselben waren. Wahrscheinlich liebte sie mich zärtlich und bereute ihr Versprechen, Vane's Gattin zu werden. Da dem so war, so hielt sie es für ihre Pflicht, mir ihren Seelenzustand zu offenbaren, ehe sie unwiderruflich einem Anderen angehörte, und sie hatte dies gethan, ohne an die Folgen ihres Benehmens zu denken. Jessie H— war sich bei dieser Handlungsweise keines Unrechts bewußt, ebenso wenig wie ich eins dabei sehen konnte, obgleich ich, wenn eine Andere sich in dieser Weise benommen, eine ganz andere Meinung gehabt haben würde.

Eine junge Dame, welche in der englischen Gesellschaft erzogen worden, wo ihr streng gelehrt wird, jede warme Zuneigung und jeden warmen Herzenstrieb zu verbergen, hätte Unrecht gethan, wenn sie wie Jessie H—gehandelt hätte. Daß sie mit Vane verlobt, hatte sie ohne Zweifel gethan, um den Wünschen ihres Vaters, aber nicht um den Eingebungen, ihres eigenen Herzens zu gehorchen. Letzteres war dagegen mit ihrem Besuch bei mir der Fall.

Ihre Vermählung sollte den nächsten Tag stattfinden, und man denkt vielleicht, daß sie sich mit Vorbereitungen auf dieses wichtige Ereigniß hätte beschäftigen sollen. Dies würde die Welt als ihre Pflicht angesehen haben. Ihre ungekünstelte, reine und vertrauensvolle Natur machte sie aber unabhängig von dem Urtheil der Welt, und sie hatte eine letzte Anstrengung versucht, um den Mann zu besitzen, den sie liebte.

Diese Anstrengung war umsonst. Das Schicksal war gegen sie. Ich ging jetzt fort, um Lenoren meinen täglichen Besuch abzustatten, und Jessie ward mit ihrem Gram eine Zeit lang vergessen.

NEUNZEHNTES KAPITEL. MISTRESS NAGGER.

Seitdem ich Lenoren wiedergesehen, hatte ich treulich den Einladungen des Capitain Nowell Folge geleistet. Ich hatte den größten Theil meiner Zeit seinen Damen gewidmet, oder vielmehr in Lenorens Gesellschaft zugebracht. Jeder Tag hatte die Wiederkehr glücklicher Stunden gesehen, und seltsamer Weise verlebte ich die

glücklichsten an dem Tage des traurigen Abschiedes von Jessie.

An diesem Morgen hatte Lenore versprochen, die Meine zu werden, und unsere Vermählung sollte in den nächsten Tagen stattfinden.

Bei der Erlangung der Einwilligung in eine so schnelle Vereinigung half mir Capitain Nowell, welcher gern bei der Trauung zugegen sein wollte und gleichwohl die Abfahrt seines Schiffes nicht aufschieben konnte.

Als Lenore und ich einander das Erlebte mittheilten und gegenseitig beichteten, drückte sie ihr Erstaunen darüber aus, daß ich ihr je hätte zutrauen können, sie würde sich mit einem Anderen vermählen.

»Hast Du mir denn nicht gesagt, Rowland,« sagte sie, »daß ich Deine Rückkehr abwarten sollte, und daß Du dann von Deiner Liebe zu mir sprechen wolltest? Ich wußte, welcher Beweggrund Dich zur Abreise trieb, und bewunderte Dich. Ich vertraute fest auf das, was Du mir sagtest. Die ganze Zeit, wo Du fort warst, glaubte ich, daß Du zu mir zurückkehren würdest, und ich würde noch viele Jahre gewartet haben. O Rowland, ich hätte nie einen Anderen lieben können.«

Ich hatte bis jetzt nichts von meiner Reise nach Liverpool – wo ich den Namen und die Adresse des Mannes erfahren wollte, den Lenore *nicht* geheirathet – erwähnt; aber am vorgehenden Abend war ein Brief angekommen, der meine Absichten in dieser Beziehung vereitelte. Mistreß Lanson hatte an ihre alte Freundin, Mistreß Nowell, geschrieben, und ihr Alles von meinem Besuch

erzählt, der so plötzlich geendet. So mußte ich denn einige freundliche Spottreden von Capitain Nowell anhören, der es sich nicht entgehen ließ, mich zu schrauben, weil ich mir so viel Mühe gegeben, Etwas zu erfahren, was ich viel leichter und schneller hätte erfahren können, wenn ich einfach meinem Versprechen, ihn besuchen zu wollen, treu geblieben wäre.

Ich erzählte Ihnen auf dem Schiff,« sagte Capitain Nowell, »daß ich Ihnen Etwas zeigen wollte, was des Ansehens werth wäre, und daß Sie nichts Besseres thun könnten, als mich besuchen, ehe Sie sich wo anders wegwürfen. Sehen Sie, was es Ihnen gekostet hat, daß Sie versäumt haben, meiner Bitte Gehör zu schenken. Ist es nicht wunderbar, daß der Plan, den ich zu Ihrem Glück entworfen, als wir siebentausend Meilen von hier entfernt waren, gerade der war, den das Schicksal selbst Ihnen vorbehalten?«

Ich stimmte Capitain Nowell bei, daß die Sache sehr seltsam wäre, und zwar nicht bloß seltsam, sondern auch angenehm.

Ich kehrte nach Hause in sehr gehobener Stimmung zuritt, welche durch die Aussicht auf mein künftiges Glück hervorgerufen ward. Ich theilte meinem Bruder und seiner Gattin mit, daß ich meinen Entschluß geändert, indem ich ihnen bloß sagte, daß ich den Plan, nach Australien zurückzukehren, aufgegeben.

Sie freuten sich sehr über diese Mittheilung, denn Beide hatten jeden nur erdenklichen Beweisgrund angeführt, um mich zu überreden, nicht in die Colonieen zu gehen.

»Was hat diese plötzliche, und ich muß sagen, vernünftige Veränderung Deines Entschlusses veranlaßt?« fragte mein Bruder.

»Ich habe endlich Eine gefunden,« erwiderte ich, »die ich zur Gattin zu nehmen gedenke.«

»Ah!« rief William aus, »die Eine, welche Du verloren?«

»Ja wohl diese, aber wie kommst Du darauf, daß es eine solche gegeben?«

»O, das konnte man leicht sehen. Seitdem ich mit Dir in den Goldgruben von Victoria zusammengetroffen, kamst Du mir vor wie Einer, der Etwas verloren – zum Beispiel, die Mutter seiner Kinder. Ich habe nie viel nach den Einzelheiten Deines vergangenen Lebens gefragt, aber bis vor wenig Tagen sahst Du aus wie ein Mensch, der keine andere Hoffnung hat, als einmal sterben zu können. Nun, Rowland, Du siehst in diesem Augenblicke zehn Jahre jünger aus, als wie dies vor drei Tagen der Fall war!«

Ich konnte dies wohl glauben, denn die Veränderung, die mit meiner Seele vorgegangen, war wie der Uebergang von Nacht zu Tag.

Ich war in der That glücklich, im höchsten Grade glücklich, da Lenore versprochen, die Meine zu werden.

An diesem Tage dachte ich nicht eher an die arme Jessie, als bis, nachdem ich nach Hause zurückgekehrt war,

Mistreß Nagger, welche mir den Thee brachte, mich fragte:

»Bitte, Sir, wie geht es denn der armen jungen Dame, die heute morgen hier war? Sie war ein hübsches Geschöpf; ich möchte gern wissen, ob sie sich wieder wohl befindet.«

Dies war die vernünftigste Bemerkung, die ich die alte Haushälterin während meiner ganzen Bekanntschaft mit ihr hatte machen hören. Sie hatte eine lange Rede gehalten, ohne nur einmal ihren Lieblingsausruf zu gebrauchen. Das war etwas Wunderbares, und aus diesem Grunde habe ich es wahrscheinlich auch erzählt.

Ich erwiderte ihr auf ihre Frage, daß ich seit heute früh von der jungen Dame weder Etwas gehört noch gesehen hätte.

»Das thut mir herzlich leid!« rief Mistreß Nagger. »Wenn die Männer ein so liebliches Wesen wie dieses nicht beachten, dann ist es freilich kein Wunder, daß *ich* keinen Gatten gefunden. Das thut mir herzlich leid, Sir. Weiter kann *ich* nichts sagen.«

Mistreß Nagger war eine gute Dienerin; aber meine Schwägerin und deren Mutter ärgerten sich oft über sie, weil sie zuweilen Lust zeigte, sich zu sehr in Das zu mischen, was sie nichts anging, oder nichts hätte angehen sollen. Sie rechnete sich zu der Familie, und glaubte, berechtigt zu sein, die Angelegenheiten eines jeden Familiengliedes zu wissen, obgleich ich andererseits vermuthe, daß sie sich nur von einem Gefühl der Freundschaft und Gutmüthigkeit zu diesem Glauben verleiten ließ.

»Liebe Nagger,« hörte ich einmal meine Schwägerin zu ihr sagen, »ich glaube, Sie machen sich viel mehr Sorge, als von Ihnen verlangt wird.«

»Das thut mir herzlich leid, Madame.«

»Sie müssen sich nicht in Dinge mischen, die Sie nichts angehen,« fuhr Mistreß Stone fort. »Wenn Sie dies thun, so muß ich Sie Ihres Dienstes entlassen.«

»Wenn Sie Das thun, Madame, so thut es mir herzlich leid. Das ist Alles, was ich sagen kann.«

»Ich wünschte, es wäre wirklich Alles, was Sie sagen können. Dann würden wir vielleicht ganz gut mit einander auskommen.«

»Je weniger ich mich um Ihre Angelegenheiten bekümmere,« erwiderte Mistreß Nagger, »desto mehr wird es uns Allen leid thun.«

Ich glaube, meine Schwägerin wußte das, oder wenn dem nicht so war, so dachte sie doch wahrscheinlich, daß sie schwerlich eine bessere Dienerin bekommen würde, und die gute Nagger behielt ihre Stelle.

Ich hatte versprochen, noch an demselben Abend zu Capitain Nowell zu kommen und meinen Bruder, seine Gattin und deren Mutter mitzubringen.

Der Capitain wollte meine Verwandten gern sehen, ehe er unter Segel ging, und hatte mich gebeten, sie mitzubringen – eine Bitte, die ich nur zu bereitwillig erfüllte, da ich meinen Verwandten auch gern Lenoren zu zeigen wünschte. Ich theilte ihnen meine Absicht mit und fragte, ob sie für den Abend schon anderweitige Bestimmungen getroffen hätten.

»Nein, ich glaube, Du wohl auch nicht, William?« fragte Mistreß Stone.

»Nicht daß ich wüßte,« erwiderte mein Bruder, »wenn nicht die, daß wir den Abend glücklich an unserem eigenen Herde verleben wollen.«

»Ich werde in sechs Tagen Hochzeit haben,« sagte ich, »und es ist keine Zeit mehr zu verlieren, Euch mit meiner Auserwählten bekannt zu machen. Ich habe versprochen, Euch Alle mitzubringen, damit Ihr sie heute Abend sehen könnt, wenn ich Euch nämlich überreden kann, mitzugehen. Was sagt Ihr dazu? Wollt Ihr mich begleiten?«

Sie sahen einander an.

»Ich weiß es nicht,« sagte Mistreß Stone. »Was meinst Du, Mutter? Und Du, William? Ich brenne vor Ungeduld, Rowland's Auserkorene zu sehen; aber würde es nicht ein Verstoß gegen die Etiquette sein, heute Abend zu gehen?«

»Was kümmern wir uns um die Etiquette?« sagte William. »Ich für meine Person bin über dieselbe erhaben. Kommt nur mit!«

Eine Stunde später befanden wir uns Alle auf dem Wege nach Capitain Nowell's Wohnung.

Nachdem man uns in den Salon geführt, waren meine Verwandten überrascht, einen alten Bekannten zu finden – nämlich den Capitain des Schiffes, auf welchem sie mehrere tausend Meilen gereis't.

Der Capitain stellte sie erst seiner Gattin vor, und dann seiner Stieftochter. Ich hatte ihren Namen bereits gegen meinen Bruder erwähnt, als ich ihm einen kurzen Abriß

des Lebens mitgetheilt, das ich geführt, nachdem ich in Dublin von ihm geschieden war.

Als er diesen Namen hörte, blickte er Lenoren einen Augenblick mit unverkennbarer Bewunderung an. Dann wendete er sich zu mir und fragte:

»Ist das die Verlorene, Rowland?«

Ich antwortete bejahend.

»Ich lese einen Roman aus dem wirklichen Leben,« sagte William, indem er Lenorens Hand ergriff und dieselbe drückte, wie nur ein wahrer Seemann es kann.

Brauche ich wohl hinzuzufügen, daß wir den Abend in dem Genuß eines Glücks verbrachten, wie es nur Herzen vergönnt ist, die in Unschuld und Rechtschaffenheit schlagen?

ZWANZIGSTES KAPITEL. EIN BRIEF VON TRAUIGER BEDEUTUNG.

Am nächsten Morgen, als ich zu Lenoren ging, dachte ich an Jessie. Ich ward durch das Läuten der Glocken an sie erinnert. Vielleicht tönnten diese gerade nicht zu ihrer Hochzeitsfeier, aber ohne Zweifel deuteten die Glocken irgend einer anderen Kirche in derselben Stunde die Ceremonie an, durch die Jessie das Weib eines Mannes ward.

Die arme Jessie! Ich konnte nicht umhin, sie zu bedauern. Diese Töne, welche ihr sowohl als mir Freude hätten machen sollen, schlugen traurig an mein Ohr. Ich glaubte – nein, ich wußte – daß Jessie, welches auch ihr künftiges

Schicksal sein mochte, in diesem Augenblick unglücklich war.

Da ich mich jedoch zu sehr mit meinem eigenen Glück beschäftigte, so war es natürlich, daß ich nicht lange an das Elend einer Anderen dachte und folglich bald aufhörte, an Jessie zu denken.

»Jessie ist weder mit mir, noch mit meiner Familie verwandt,« dachte ich, um meinen Kummer zu ersticken. »Sie wird ihren jetzigen Gram bald vergessen und vielleicht ebenso glücklich werden, wie ich.«

Ich schickte ein stilles Gebet zu Gott empor, daß dies geschehen möchte.

Ich ging zu Lenoren, brachte mehrere angenehme Stunden bei ihr zu und erfuhr dann, daß meine Gesellschaft für diesen Tag nicht länger nöthig wäre.

Es mußten nämlich große Vorbereitungen für unsere Hochzeit getroffen werden. Ein Jeder im Hause schien beschäftigt zu sein, Lenore ebenfalls, und da sie deßhalb meiner Unterhaltung wenig Zeit widmen konnte, so ging ich wieder nach Hause.

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich einen Brief. Er lag auf dem Tisch; ich ging näher hin und betrachtete die Adresse.

Ich sah, daß sie von einer Frauenhand, obgleich von einer mir unbekanntem, geschrieben war.

Von wem kommt der Brief wohl sein?

Eine Stimme schien mir den Namen ›Jessie‹ in's Ohr zu flüstern.

Jessie konnte doch aber nicht an mich geschrieben haben – am Wenigsten in dieser Stunde – wenn sie mir nicht etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, und ich riß hastig das Couvert auf und las:

»Rowland,

»Die Stunde ist gekommen!, die Glocken läuten zur Feier, und doch sitze ich hier in meinem Zimmer – allein – allein mit meiner Qual! Ich höre unten schnelle Bewegungen und den Klang fröhlicher Stimmen – die Stimmen Derer, die zur Feier meines Hochzeitstages gekommen sind, und dennoch rühre ich mich nicht!

»Ich weiß, daß mein Kummer bald vorüber sein wird. Ehe noch eine Stunde vergangen ist, wird meine Seele in einer anderen Welt sein. Ja, Rowland! erschrecken Sie nicht – aber wenn die Augen, die mir in meinen Träumen erschienen sind, diese Zeilen lesen, lebt das arme, einsame Märchen, welches Sie geliebt und Ihre Liebe gesucht hat, nicht mehr. Jessie's Seele wird von den Martern dieser grausamen Welt ausruhen.

»Rowland! Eine innere Stimme sagt mir, daß ich mich nicht vermählen, daß ich nicht jenes heilige Gebäude betreten und mich mit Einem verbinden darf, wenn ich einen Anderen liebe. Mein Gewissen empört sich dagegen. Ich werde es nie thun. Ich will sterben!

»Sie sagten mir, daß Sie die lang Verlorene, die Sie liebten, gefunden hätten. Möge *ihr* Alles Glück zu Theil werden, welches mir versagt ist! Möge der reichste Segen des Himmels ihr beschieden sein und ihr Leben in

einen seligen Traum verwandeln – wie ich ihn einst zu genießen hoffte!

»Ich weiß, daß, wenn Sie diese Zeilen lesen, der erste Trieb Ihres männlichen Herzens der sein wird, mich zu retten zu suchen. Es wird aber zu spät sein. *Ehe Sie zu mir gelangen könnten, werde ich meine Augen im Todesschlummer geschlossen haben.* Mein letztes Gebet wird sein, daß Gott Ihnen jeden irdischen Segen und ein langes Glück der Liebe mit ihr verleihen möge, die sie zur Gattin erwählt.

»Vielleicht schenken Sie in Ihren Träumen, Ihrer Einsamkeit oder Ihrem Kummer – den Gott jedoch gnädig von Ihnen fern halten wolle – einen Gedanken der Armen, deren Herz Sie in einem fremden Lande gewonnen, und die in ihrer Todesstunde nur für Ihr Wohl gebetet. Wenn Dies geschieht, wenn solche Gedanken durch Ihre Seele ziehen, dann denken Sie auch vielleicht, daß meine einzige Sünde im Leben meine allzu aufrichtige Liebe zu Ihnen gewesen sei.

»Leben Sie wohl, Rowland! Leben Sie wohl auf ewig.

»*Jessie.*«

Ich stürzte auf die Straße und rief ein Cab herbei.

»Treibt Euer Pferd zur größten Eile an,« rief ich dem Kutscher zu. »Fahrt so schnell wie möglich.«

»Wohin denn?« fragte er.

Ich gab ihm die Adresse und sprang in den Wagen.

Sowohl Kutscher als Pferd schienen mit meiner Ungeduld zu sympathisieren, denn Jedes schien sich auf's Aeußerste anzustrengen.

Ich erreichte die Straße, aber noch ehe ich vor dem Hause ankam, sah ich eine Menge Menschen vor der Thür versammelt.

Alle Bewegungen verriethen große Aufregung. Gewiß war etwas Außerordentliches vorgefallen. Die Aufregung schien nicht eine solche zu sein, wie sie durch eine Hochzeit verursacht wird.

Niemand aus der Familie H— bemerkte meine Ankunft. Alle waren oben, so daß ich Niemanden sah, aber von einem der Gäste erfuhr ich die Einzelheiten der traurigen Geschichte. Ich kam wirklich, wie Jessie in ihrem Brief gesagt hatte, *zu spät!*

Wenige Minuten vor meiner Ankunft hatte man sie todt in ihrem Ankleidezimmer – und ein Fläschchen Blausäure neben ihr gefunden.

Ich stürzte wieder in den Wagen und befahl dem Kutscher, mich wieder nach Hause zu fahren. Ich war zu tief erschüttert, um noch einen Augenblick in diesem Trauerhaus verweilen zu können.

Ich hatte schon oft große geistige Qual ertragen. Als ich allein bei der Leiche meines Kameraden Hiram – den ich auf unserer ›Entdeckungsreise‹ in Californien vernachlässigt – saß, waren meine Gedanken durchaus nicht angenehm. Ebenso wenig war dies der Fall, als ich meinen Freund Richard Guinane durch eigene Hand vor meinen Augen sterben sah. Groß war mein Schmerz, als ich an des armen Stormy Jack's Lager stand und seinen Toteskampf sah. Ebenso war es, als meine Mutter von mir schied; aber alles Dies – sogar mein Schmerz, als man mir

sagte, Lenore sei vermählt – war nichts gegen die Qual, die ich empfand, als ich durch die wimmelnden Straßen London's fuhr und die furchtbare Wahrheit zu glauben versuchte, daß Jessie H— einen Selbstmord begangen. Ein Herz, das noch vor einer Stunde warm in Liebe – und zwar in Liebe zu mir – geschlagen – war jetzt kalt und still. Eine reine – mir ergebene Seele hatte plötzlich die Erde verlassen, und war in die Ewigkeit mit einem Gebet auf den gerechten Lippen eingegangen, und dieses Gebet galt mir.

Mein Schmerz über Jessie's vorzeitiges Ende mischte sich mit brennenden Vorwürfen. Ich unterwarf mein Gewissen einer strengen Selbstprüfung. Hatte ich Jessie je dadurch getäuscht, daß ich eine Liebe für sie heuchelte, die ich nicht empfand? War ich in irgend einer Beziehung schuld an der Sünde, die sie begangen? Hatte ich sie auf irgend eine Weise dazu gebracht, Hand an sich selbst zu legen? Konnten mir ihre Eltern in ihrem verzweifelungs-vollen Schmerze irgend einen Vorwurf machen?

Alle diese Fragen stürmten diese Nacht auf mich ein, so daß ich nicht schlafen konnte. Ich *bemühte* mich sogar, Etwas in meinem Benehmen herauszufinden, was Unrecht gewesen war. Ich fand jedoch nichts, denn nie hatte ich mit Jessie von Liebe gesprochen. In Allem, was zwischen uns vorgefallen, war ich Lenoren treu geblieben.

Auf der Reise ihres Lebens waren Jessie's Hoffnungen sowohl als ihr Leben durch mich gescheitert; allein ich trug nicht mehr Schuld daran, als die Klippe, die auf

keiner Karte verzeichnet steht, schuld ist, daß ein gutes Schiff daran zerschellt.

Jessie hatte in ihrem traurigen Brief die Hoffnung ausgesprochen, daß ich an sie denken und ihr weiter keine Schuld beimessen möchte, als die, mich zu sehr geliebt zu haben. Dieser Wunsch starb mit ihr, aber Gehorsam gegen denselben lebt mit mir.

Als ich an ihrem Todestage nach Hause zurückkehrte, schloß ich mich in mein Zimmer ein, und las den Brief immer und immer wieder. Kein Gedanke – nicht einmal der an Lenoren – konnte verhüten, daß Thränen des Schmerzes meinen Blick verdunkelten, und meine Wangen hinabrannen.

Ich lebe vielleicht noch lange; Glaube, Hoffnung, ja sogar meine Liebe zu Lenoren werden vielleicht schwach; aber nie wird in meinem Herzen der tiefe Schmerz über das traurige Schicksal der armen Jessie H— verlöschen.

Möge ihre Seele ewig von Gott gesegnet sein!

Ihre letzte That ist nicht Selbstmord zu nennen. Jessie starb einfach, und wenn sie in der Art und Weise ihres Todes Unrecht that, so war dies eine Sünde, deren wir uns Alle schuldig machen können. Daher laßt sie nicht in den Augen Derer verdammen, deren Seelen durch die Eitelkeiten und die Heuchelei der sogenannten civilisirten Welt verkehrt und befleckt worden sind!

Für die Familie H— und Jessie's Freunde ruhte ein Geheimniß auf der Ursache ihres Todes, welches sie nicht zu enthüllen vermochten. Ihr Brief an mich würde Alles erklärt haben; allein ich ließ diesen Brief nicht sehen. Ich

würde dadurch nur Oel in das Feuer des Schmerzes gegossen, und denselben zu größerer Heftigkeit und vielleicht längerer Dauer angefacht haben. Ich wollte das Unglück der armen Leute nicht noch verschlimmern. Ich ehrte das Andenken Jessie's zu hoch, als daß ich ihren Brief irgend Jemanden gezeigt hätte, um ihn dann mit den gewöhnlichen Glossen in den öffentlichen Blättern abgedruckt zu sehen.

Jetzt ist das unglückliche Ende Jessie's ein Ereigniß der Vergangenheit, und ihre Eltern sind ihr in eine andere, bessere und glücklichere Welt nachgefolgt, sonst wäre der Brief noch in dem geheimen Fach geblieben, aus dem ich ihn jetzt genommen.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER ›ROLLENDE STEIN‹ HAT RUHE.

An einem schönen Maimorgen erklang von den Thürmen zweier Kirchen in London Glockengeläut, die Töne waren sehr verschieden, aber noch mehr waren es die Ursachen, aus denen man läutete, die eine Glocke verkündete feierlich das Begräbniß eines Menschen an, der zu lange gelebt hatte, oder zu früh gestorben war. Die klagenden, monotonen Klänge verkündeten, daß eine Seele diese Welt des Kummers verlassen, während die fröhlichen Töne der anderen Glocke eine Ceremonie ganz anderen Charakters andeuteten, nämlich die Vereinigung zweier Seelen – damit sie das erhabenste Glück hienieden genössen.

Es schien ein seltsames Zusammentreffen zu sein, daß gerade der Tag meiner Vermählung mit Lenoren auch Jessie's Begräbnißtag sein mußte. Und dennoch war dies der Fall. Ich wußte es, und Trauer erfüllte mein Herz.

Es war eine Zeit, wo ich nicht geglaubt haben würde, daß eine Wolke des Kammers ihren Schatten über meine Seele an dem Tage breiten könnte, an welchem ich mich mit Lenoren vermählte. Damals aber verstand ich weder mich noch die Verhältnisse, in welche das Schicksal mich versetzen konnte.

Seit diesem Tag gemischter Freude und Trauer sind zehn Jahre verflossen, zehn Jahre, ich möchte fast sagen, ungetrübten Glückes in Gemeinschaft einer zärtlichen, liebevollen Gattin. In dieser Zeit habe ich mehrere vertraute Freunde gewonnen, aber es war Keiner unter ihnen, der, weil er gesehen, in welcher ruhigen, zufriedenen Weise ich mein Leben zubringe, glauben würde, daß ich je ein ›rollender Stein‹ gewesen. Seitdem ich glücklicher Ehemann geworden, bin ich durchaus nicht müßig gewesen. Da ich glaubte, daß Keiner das Leben genießen kann, der nicht eine thätige Rolle in demselben spielt, so brauchte ich nicht lange, nachdem ich mich in London niedergelassen, als ich auch schon einen Beruf wählte.

Jetzt bin ich in ein Compagniegeschäft mit Capitain Nowell getreten, der schon lange den Seemannsberuf aufgegeben, und wir erwerben als Schiffseigenthümer und Schiffsagenten ein schönes Vermögen.

Die einzige Mißhelligkeit, welche je zwischen meinem Bruder William und mir stattfindet, ist dann und wann ein Streit, wer von uns wohl der Glückichste sei.

Wir hören oft von dem Elephanten und unserer Schwester Martha. In dem letzten Briefe theilten sie uns mit, daß wir sie bald im ›alten Lande‹ erwarten sollten, dem sie einen Besuch abzustatten gedächten.

Nach dem traurigen Ereigniß, welches Mr. H— seine Tochter entriß, vermochte er sowohl als seine Familie einen längeren Aufenthalt in England nicht mehr zu ertragen, sondern sie kehrten nach der Heimath in den Colonieen zurück. Mr. und Mistreß H— lebten noch so lange, daß sie die kleine Rosa vermählt und glücklich sahen, was vielleicht ein schwacher Ersatz für den Kummer war, den Alle durch Jessie's trauriges Schicksal erfahren.

Cannon und Vane blieben noch Bekannte von mir, wenn auch nicht Freunde. Eben habe ich erfahren, daß sie sich in Paris trafen und in einen Streit geriethen, der mit einem Duell endete, in welchem Vane getödtet ward. Auch habe ich gehört, daß Cannon seit dieser Affaire nach Baden-Baden gegangen ist und dort seinen Lebensunterhalt als Croupier bei der Spielbank erwirkt.

Mistreß Nagger und meine Schwägerin verweilten nicht lange mehr zusammen unter demselben Dache, und die Haushälterin ist jetzt ein Glied meiner Familie geworden – ein Umstand, in Bezug worauf ich manchmal mit ihren eignen Worten sagen möchte »Das thut mir herzlich leid.« – Ich unterdrücke jedoch diesen Gedanken

sogleich im Entstehen, aus Achtung vor ihren vielen guten Eigenschaften und ihrer Fürsorge für das Wohl meiner Kinder.

Sie wird ihr Leben wohl in meinem Hause beschließen, und wenn dies geschieht, werde ich vielleicht über ihrem Grabe einen Stein errichten lassen, der die Inschrift trägt:

»Hier ruht

Jane Nagger.

Das thut mir herzlich leid.«

Ich hoffe jedoch, daß noch viele Jahre vergehen, ehe ich mir ihretwegen diese Kosten zu machen brauche.

Es gab eine Zeit, wo ich, während ich in der Welt umherwanderte und für Lenore arbeitete, dachte, ich wäre glücklich. Als ich über die weiten Ebenen Mexicos ritt und in der einsamen, erhabenen Natur, die mich daselbst umgab, umherschweifte, oder als ich mich in das buntbewegte Leben Californiens stürzte, nie glaubte ich ein vollkommen glückliches Leben zu führen. Ich arbeitete und wanderte ja um Lenorens wissen.

Jetzt aber wo Jahre vergangen sind, und Lenore mein ist, erkenne ich, daß das, was ich damals für Glück ansah, nur ein prophetischer Traum war. Jetzt, wo ich an meinem eigenen stillen Herd sitze, wo meine Kinder um mich spielen, und sie an meiner Seite weilt, hat das wahre Glück eine Heimath in meinem Herzen gefunden.

Wenn ich in feierlicher Stimmung meine Gedanken bei den Gaben verweilen lasse, die Gott mir geschenkt, erfüllt Dankbarkeit mein Herz gegen die Vorsehung, welche über meinem Glück gewacht und mein Herz gelenkt, daß es nur Eine lieben konnte – die ›verlorene Lenore‹.